



Ungarn Ft 2250,- Printed in Germany
Spanien € 6,30 Spanien/Kanaren € 6,50
Slowakei € 6,50 Slowenien € 6,20
Polen (ISSN00387452) ZL 31,- Portugal (cont.) € 6,30,-
Norwegen NOK 72,- Österreich € 5,50
Griechenland € 6,80 Italien € 6,30
Finnland € 7,80 Frankreich € 6,30
BeNeLux € 5,50 Dänemark dkr 51,-

FRAUEN, MÄNNER UND ALLES ANDERE

Geschlechterrollen
und Sexualität 2018

РЕЛИЗ
ПОДГОТОВЛЕН
ГРУППОЙ
[VK.COM/WSNWS](https://vk.com/wsnws)

Sigmar Gabriel über Europa
„Wir Vegetarier in einer
Welt der Fleischfresser“

Nordkorea
Kims Hackerarmee
plündert weltweit Banken

Mode
Heute Trend, morgen Müll – die
brutale Fast-Fashion-Industrie

Der neue Golf Sportsvan JOIN.

Mit optionalem „Front Assist“ und Car-Net
Hält Abstand zu Ärger.



РЕЛИЗ 

ПОДГОТОВЛЕН

ГРУППОЙ [VK.COM/](https://vk.com/WSNWS)

WSNWS



Jetzt erhältlich in
Ihrem App-Store.

Wir bringen die Zukunft in Serie.

App-Connect.



Volkswagen

**Egal, wie Sie ihn tragen,
Hauptsache, Sie haben ihn:**



Den Organspendeausweis!

Informieren, entscheiden, ausfüllen.

www.organspende-info.de

Hausmitteilung

Betr.: Titel, sexuelle Gewalt, Fast Fashion



Was macht Männer aus, was Frauen? Und gibt es noch etwas dazwischen? Solch elementare Fragen stellen sich nach der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts, das im vergangenen Herbst befunden hat: Es muss noch ein „drittes Geschlecht“ her. Doch was heißt es, wenn zwischen ihr und ihm, zwischen Busen und Bart, zwischen rosa und hellblau noch ein,

ja was eigentlich, existiert? Ein Team um SPIEGEL-Autorin Barbara Supp zog aus, um die neue, bunte Geschlechterwelt jenseits der alten, bipolaren zu ergründen. Die Journalisten redeten mit Intersexuellen und Medizinerinnen, sie informierten sich über Rollenspiele beim Abi-Ball und die Tricks des „Gendermarketing“. Supp zieht eine positive Bilanz: „Die Diskussion über Intersexualität ist eine Chance für größere Offenheit im Umgang mit den Geschlechtern“, sagt sie. Eltern könnten diese Chance nutzen, um den Kindern „Entwicklungsmöglichkeiten zuzubilligen“. Dass die neue Geschlechterwelt allerdings auch verstören kann, erfuhr sie selbst auf einem Intersex-Symposium. Supp suchte eine als „WC für alle Menschen“ ausgezeichnete Toilette auf und lief dort einem irischen Intersex-Forscher über den Weg. „Das war gewöhnungsbedürftig“, sagt Supp – und plädiert seither für „drei Toilettenräume“.

Seite 12

In den vergangenen zwei Jahren haben Leser den SPIEGEL immer wieder aufgefordert, endlich mit der Vertuschung der Wahrheit aufzuhören und die Gefahr zu benennen: Flüchtlinge, die Frauen und Kinder vergewaltigen. Dazu schickten sie oft Links zu Websites, die vermeintliche Vergewaltigungsfälle sammeln. Wie seriös sind solche Seiten? Um das zu beantworten, werteten Redakteure, Dokumentare und Datenjournalisten des SPIEGEL knapp 450 Meldungen der Seite Rapedfugees.net aus und sprachen mit Polizisten, Staatsanwälten und Richtern. Einige klagten, die von Asylbewerbern verübten Sexualdelikte nähmen stark zu, andere behaupteten das Gegenteil: Flüchtlinge würden immer häufiger zu Unrecht beschuldigt. „Die Wahrheit liegt wohl irgendwo dazwischen“, sagt Redakteurin Laura Backes, „deshalb ist es wichtig, nicht nur über Einzelfälle zu berichten.“

Seite 26



Backes



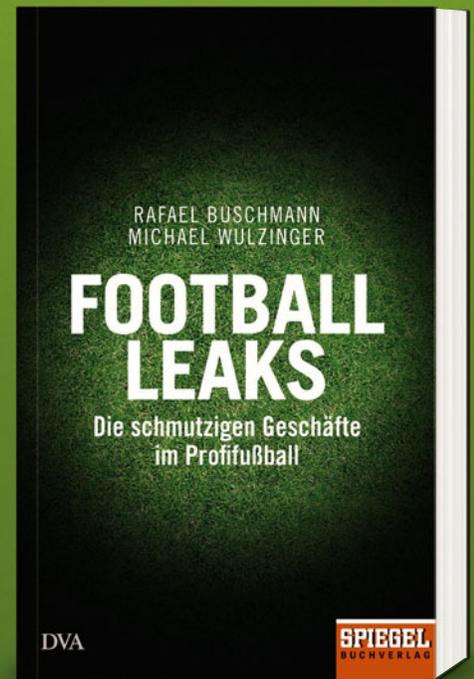
Höflinger

Tiruppur ist Indiens T-Shirt-Stadt. Schon von der Autobahn aus sieht man die großen Textilfabriken. Männer fahren auf Mopeds dicke Säcke herum. In den kleinen Gassen sitzen Frauen und nähen Lappen noch aus den letzten Stofffetzen. Aber zu welchem Preis? Der Fluss in Tiruppur riecht wie eine Kloake. Der Anbau von Baumwolle zehrt die Böden aus. Näherinnen bekommen einen kümmerlichen Lohn. „Die Firmen wollen nicht am Stoff sparen, also sparen sie am Menschen“, sagt Indien-Korrespondentin Laura

Höflinger. Zusammen mit Simone Salden und Philip Bethge beschreibt sie die Folgen der Fast-Fashion-Industrie von Modeketten wie H&M und Zara. Und die Redakteure zeigen Alternativen auf. Grüne Modefirmen werden gerade hip in den Großstädten. Eine nachhaltige Moderevolution bahnt sich an, die auch auf Reparieren, Tauschen, Wiederverwenden setzt.

Seite 64

Das größte Datenleck der SPORTGESCHICHTE erschüttert die Fußballwelt

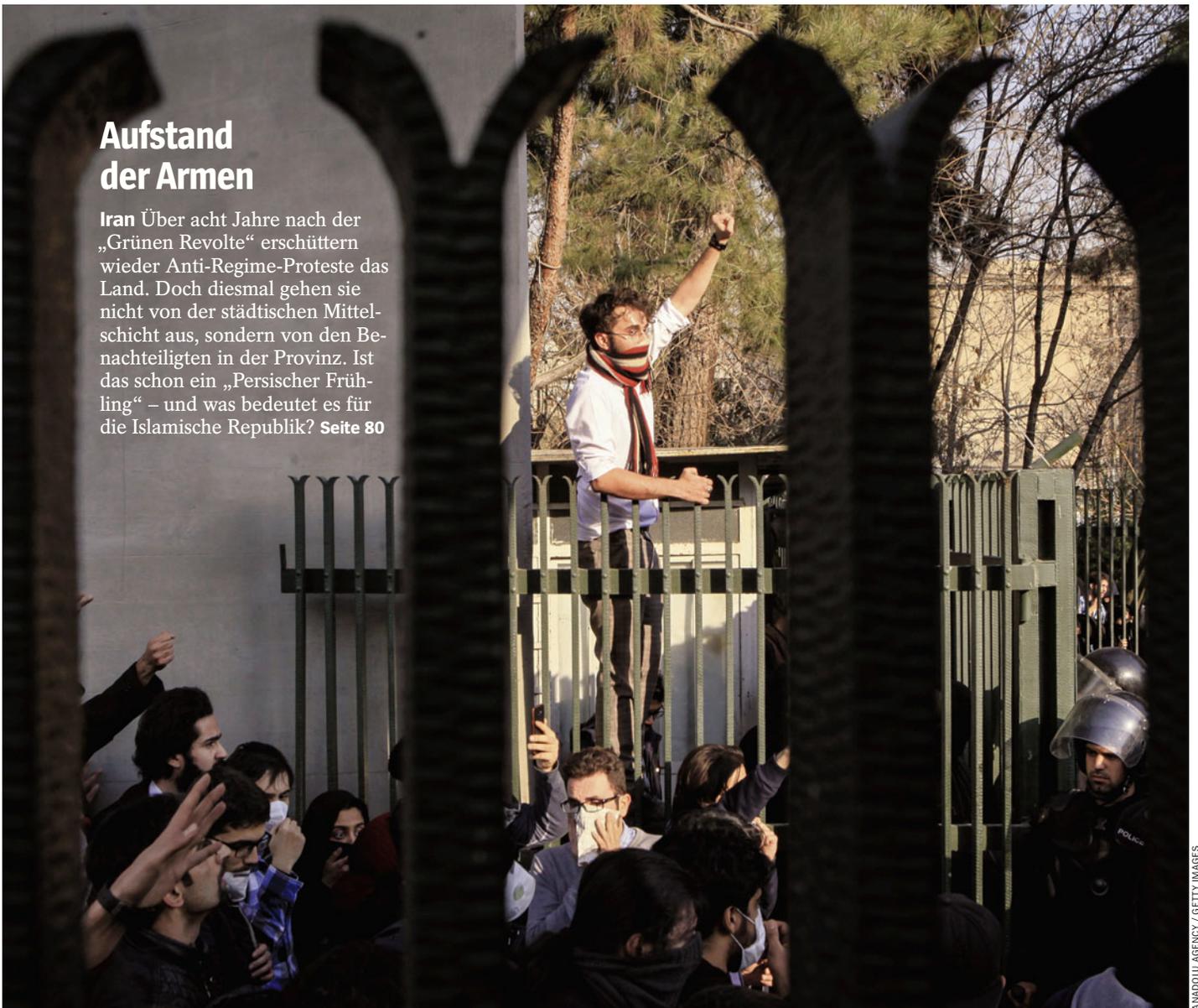


288 Seiten mit Abbildungen
Klappenbroschur · € 16,99 (D)
Auch als E-Book erhältlich

Unkontrollierte Geldströme, intransparente Firmengeflechte, Spieler, die zu reiner Ware werden – *Football Leaks* ist eine Reise zu den Abgründen einer enthemmten und gierigen Branche. Packend erzählen die SPIEGEL-Redakteure Rafael Buschmann und Michael Wulzinger, wie sie exklusive Einblicke in die geheimen Verträge und Absprachen zwischen Spielern, Beratern und Klubs erhielten und die dunklen Geheimnisse des Fußballbusiness enttarnen.

Aufstand der Armen

Iran Über acht Jahre nach der „Grünen Revolte“ erschüttern wieder Anti-Regime-Proteste das Land. Doch diesmal gehen sie nicht von der städtischen Mittelschicht aus, sondern von den Benachteiligten in der Provinz. Ist das schon ein „Persischer Frühling“ – und was bedeutet es für die Islamische Republik? Seite 80



ANADOLU AGENCY / BETTY IMAGES



SVEN DÖRING / DER SPIEGEL



SVEN DÖRING / DER SPIEGEL



NAVAN KHANOLKAR

Halbwahrheiten

Sexualdelikte Im Internet sammeln und veröffentlichen Rechte Berichte über angebliche Vergewaltigungen durch Flüchtlinge. Der SPIEGEL hat Hunderte dieser Meldungen ausgewertet: Mit der Wirklichkeit haben sie nicht viel zu tun. Seite 26

Die Andersdenkenden

Ostdeutschland In der DDR kämpften sie für Freiheit, Demokratie und Menschenrechte, jetzt sind einige der früheren Dissidenten und Bürgerrechtler zur AfD und ihren Satellitenorganisationen übergelaufen. Damals waren viele von ihnen Außenseiter, jetzt sind sie es wieder. Seite 48

Raubtier als Nachbar

Wildnis In der indischen Stadt Mumbai leben mehr als zwölf Millionen Menschen auf engem Raum – und 40 Leoparden. Die Raubkatzen jagen in den Straßen streunende Hunde. Aber auch Menschen wurden angefallen. Können Tier und Mensch miteinander auskommen? Seite 100

Titel

- Normen** Männer, Frauen – und was noch? Die neue Normalität der Geschlechter **12**
- Regierung** Union und SPD sind uneinig über die Umsetzung des Urteils zum „dritten Geschlecht“ **21**

Deutschland

- Leitartikel** Was eine Große Koalition leisten müsste **8**
- Meinung** Der gesunde Menschenverstand / So gesehen: Von Berlin lernen **10**
- Städte bangen um Milliarden durch Grundsteuer-Stopp / CIA wollte KPD-Verbot verhindern* **24**
- Sexualdelikte** Rechte Internetseiten berichten über angebliche Vergewaltigungen durch Flüchtlinge – haben die Gefahren für Frauen tatsächlich zugenommen? **26**
- Verbrechen** Der Bürgermeister von Kandel wird von einer Hasswelle überrollt – weil er nach der Tötung einer 15-Jährigen zur Besonnenheit mahnte **32**
- Außenpolitik** SPIEGEL-Gespräch mit Minister Sigmar Gabriel über Deutschlands Rolle in der Welt und die Proteste in Iran **34**
- Parteien** Wie Christian Lindner die Liberalen führt **38**
- Netzpoltik** Die Vorwürfe gegen das Gesetz gegen Internethetze sind unbegründet **40**
- Bundesländer** Unter Ministerpräsidenten gibt es keine festen Allianzen mehr – aus zwei Lagern wurde eine bunte Truppe **42**
- Terror** Wie zwei Opfer vom Berliner Breitscheidplatz Freundinnen wurden **44**
- Ostdeutschland** Warum ehemalige Bürgerrechtler sich bei AfD und Pegida engagieren **48**
- Kriminalität** Attacken gegen Rettungskräfte wie an Silvester gehören inzwischen zum Alltag **52**

Gesellschaft

- Früher war alles schlechter: Fahrraddieb-stähle / Wo sind die Vögel in Deutschland?* **54**
- Eine Meldung und ihre Geschichte** Zwei Berliner retten mit Schlagerpartys die Tierwürde **55**
- Diplomatie** In der Wüste von Katar entsteht einer der größten Milchbetriebe der Welt – er soll dem Emirat Milch und Macht liefern **56**
- Homestory** Wie man in Indien zu einer guten Deutschen wird **60**

Wirtschaft

- Verhärtete Fronten im Tarifkonflikt der Metallindustrie / Ausverkaufte Elbphilharmonie / Muss ich Bitcoin-Gewinne versteuern?* **62**
- Mode** Die Textilindustrie ist einer der größten Umweltsünder, die Branche und ihre Kunden müssen radikal umdenken **64**
- Analyse** Warum Japans Unternehmensskandale ein Warnzeichen für Deutschland sind **69**
- Lebensmittel** Eataly-Gründer Oscar Farinetti hat in Bologna eine Art Disney World für Gourmets geschaffen **72**

- Globalisierung** SPIEGEL-Gespräch mit Achim Steiner, Chef des Uno-Entwicklungsprogramms, über die Versöhnung von Ökonomie und Ökologie **74**
- Zeitgeist** Die neue Lust am Schminken beschert der Kosmetikindustrie einen Boom **77**

Ausland

- Das Zerwürfnis zwischen den Verbündeten Pakistan und USA / Wie Israels Rechte die Ein-Staaten-Lösung vorantreiben* **78**
- Iran** Die Wut der Enttäuschten auf das Regime, das sein Versprechen von Freiheit und Aufschwung nicht hält **80**
- Migration** Muslime sollen Christen von einem Flüchtlingsboot ins Mittelmeer geworfen haben – war es Mord aus religiösem Hass? **84**
- Nordkorea** Kims Cyberkrieger rauben Banken aus und bedrohen westliche Staaten **88**

Sport

- Geschwindigkeitsrausch auf Schnee und Eis / Magische Momente: Der ehemalige Fußballprofi Martin Wagner über das Wunder in Kaiserslautern* **93**
- Stars** Handball-Idol Stefan Kretzschmar im SPIEGEL-Gespräch über die Suche nach Helden **94**
- Handball-EM** Neue deutsche Weltklasse **96**

Wissenschaft

- Warnung vor Alternativmedizin / Weniger Gadgets im Haushalt / Analyse: Fliegen war noch nie so sicher wie heute* **98**
- Wildnis** Von Leoparden und Menschen in Mumbai **100**
- Geschichte** Die Schnapsepidemie in Ostfriesland vor 170 Jahren **103**
- Künstliche Intelligenz** Werden Computer bald zu echtem Denken fähig sein? **104**
- Fotografie** Warum ausgerechnet die Jüngeren die Sofortbildkamera wiederentdecken **107**

Kultur

- Woody Allens „Wonder Wheel“ / Kolumne: Besser weiß ich es nicht* **108**
- Literatur** Die Geschwister Robert und Eva Menasse im SPIEGEL-Gespräch über Politik, Fremdsein und die Bedeutung von Geschichten in Familien **110**
- Essay** Wie politisch soll Religion sein? **116**
- Europa** Kermanis Reise, Teil XII: durch Armenien und Bergkarabach **118**
- Buchkritik** David Motadels Studie über die islamische Welt und das „Dritte Reich“ **122**

- Bestseller** **115**
- Impressum, Leserservice** **124**
- Nachrufe** **125**
- Personalien** **126**
- Briefe** **128**
- Hohlspiegel/Rückspiegel** **130**

Wegweiser für Informanten: www.spiegel.de/investigativ



PETER RIGAUD / DER SPIEGEL

Sigmar Gabriel

Er hält SPD-Chef für das Amt seines Lebens, aber Gabriel ist auch passionierter Außenminister, jetzt, da die Welt so ungemütlich ist. Dabei wäre es besser, sagt er, wenn Außenpolitik wieder langweiliger würde. **Seite 34**



GERHARD LEBER / IMAGO

Eva Menasse

Sie und ihr Bruder Robert sind das erfolgreichste Geschwisterpaar der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Ein gemeinsames Interview hatten die Autoren noch nie gegeben. Jetzt trafen sie sich in Berlin. **Seite 110**



STEFFEN ROTH / DER SPIEGEL

Stefan Kretzschmar

Er ist neben Heiner Brand das Gesicht des deutschen Handballs – und dessen mächtigste Stimme. Die Deutschen seien Weltklasse, sagt er, aber der Sportart fehle es „an Typen mit dem Zeug zum Superstar“. **Seite 94**

Leitartikel

Gesundheit!

Wie eine Große Koalition die Zweiklassenmedizin überwinden kann

Rückenschmerzen? Rufen Sie nächsten Monat noch mal an. Neurodermitis? Nicht mehr in diesem Quartal. Psychotherapie? Tut uns leid, Aufnahmestopp. So lauten die Antworten in vielen Arztpraxen, wenn Patienten nach einem Termin fragen, aber nicht privat versichert sind, sondern bei AOK, Barmer oder Techniker Krankenkasse. Das regt die Bürger auf. Dass Kassenpatienten in der Regel länger auf eine Untersuchung warten als Privatversicherte, ist eine Frechheit gegenüber den Betroffenen und eine Schande für den Sozialstaat. Man stelle sich vor, unser Schulsystem gäbe an vielen Tagen nur noch Privatunterricht für die Kinder von Beamten und Gutverdienern her; alle anderen müssten gucken, wo sie bleiben: Das wäre ein Skandal. Doch wenn im Münchner Hochhausviertel Hasenberg die letzten beiden Kinderarztpraxen für Vorsorgeuntersuchungen auf Monate ausgebucht sind: Pech gehabt.

Eine Große Koalition hätte die Kraft, diese Ungerechtigkeit zu beseitigen. Es wäre eine Leistung, die dem Bündnis aus CDU, CSU und SPD noch einmal einen Sinn, eine historische Aufgabe geben würde. Die Umstände sind günstig, denn durch die niedrige Arbeitslosigkeit geht es den meisten Kassen gut. Und wer, wenn nicht die drei Volksparteien, könnte den Kampf gegen die Lobbyisten im Gesundheitswesen aufnehmen? Schon einmal haben Union und SPD bewiesen, dass sie Probleme vernünftig lösen können. Vor fast genau 25 Jahren einigte sich eine schwarz-gelbe Regierung mit den Sozialdemokraten bei einer Klausurtagung im rheinland-pfälzischen Lahnstein auf eine weitreichende Reform der gesetzlichen Krankenkassen. Horst Seehofer, damals Gesundheitsminister, zählt sie zu seinen Lebensleistungen.

Noch liegen die Parteien auseinander. Die SPD schlägt eine sogenannte Bürgerversicherung vor. Alle sollen mitmachen, bei einheitlichen Leistungen und Beitragssätzen. Die privaten Versicherungen in ihrer heutigen Form würden schrittweise verschwinden. Das klingt gerecht. Doch die Versorgung der Kassenpatienten würde nicht automatisch besser, nur weil die ehemaligen Privatpatienten auch länger auf Termine warten müssen. Es würde im Wartezimmer nur voller. Wie in Großbritannien, wo der staatliche Gesundheitsdienst lange Wartelisten für Operationen führt. Auch am Ärztemangel auf dem Land änderte eine Bürgerversicherung allein nichts.

Die Union wiederum hat keine klare Vorstellung. Ihr steckt der jahrelange Streit um die Kopfpauschale noch immer in den Knochen, auch wenn die Konzepte längst im Müll liegen. Die privaten Krankenversicherungen will die Union aber erhalten, denn diese finanzierten den medizinischen Fortschritt und sicherten das Auskommen der Ärzte. Doch bei CDU und CSU gibt es zudem viele Privatversicherte, die sich darüber ärgern, jedes Jahr höhere Beiträge zahlen zu müssen.

Die Zweiklassenmedizin zu beseitigen, indem die erste Klasse verschwindet, ist der falsche Weg. Der richtige ist, die erste Klasse für alle zu öffnen. Dazu drei Vorschläge: Der Grund dafür, dass Ärzte Privatpatienten in der Regel besser behandeln als Kassenpatienten, ist das Honorar.

Über die „Gebührenordnung für Ärzte“ bei den Privaten lässt sich mehr herausholen als nach dem „Einheitlichen Bewertungsmaßstab“ in der gesetzlichen Krankenversicherung. Die Große Koalition muss dafür sorgen, dass sich die Honorarsysteme annähern. Für die Behandlung von Kassenpatienten würde künftig etwas mehr, für Privatpatienten etwas weniger bezahlt. An der Gesamtsumme änderte sich nichts. Die Ärzteschaft müsste nicht darben.

Alle Bürger sollten die Möglichkeit haben, Mitglieder einer privaten Kasse zu werden, auch Nichtbeamte, Nichtselbstständige und jene, die weniger als 4950 Euro im Monat verdienen. Es braucht

dazu einen Basistarif ohne Gesundheitsprüfung. Umgekehrt sollten Privatversicherte nach Belieben in eine gesetzliche Krankenkasse wechseln können. Die Rückstellung fürs Alter, die ihre Versicherung aus ihren Beiträgen angespart hat, nähmen sie mit.

Schließlich müsste auch der Wettbewerb zwischen den gesetzlichen Kassen wieder stärker in Gang kommen. Der vor einigen Jahren eingeführte Morbiditätsausgleich für alle möglichen Zipperlein gehört abgeschafft, denn er reizt Ärzte dazu an, den Patienten Krankheiten anzudichten. Wenn eine Krankenkasse wirklich viele Schwerstkranke versorgt, muss sie dafür einen höheren Ausgleich bekommen als heute, ebenso bei überdurchschnittlich vielen Arbeitslosen oder mitversicherten Kindern.

Die Union hat recht: Es braucht den Wettbewerb zwischen den Systemen, zwischen Kasse und privat. Und die SPD hat recht: Es muss dabei gerechter zugehen.

Alexander Neubacher



HG PLAMBEC

2018 ändert sich eine Menge. **Stellen Sie Ihr Depot auf den Prüfstand.**

Optimieren Sie Ihr Depot für 2018 – mit den Experten der TARGOBANK

- Individuelle Finanzplanung
- Fundierte Beratung, jetzt auch zu ETFs²
- Objektive Produktempfehlungen

Bis zu
5.000,- EUR
Wechselprämie¹



TARGO BANK
So geht Bank heute.

**Jetzt Beratungstermin vereinbaren unter 0211 - 900 20 105,
auf targobank.de/depot oder in einer unserer 360 Filialen.**

Die TARGOBANK gehört zur Genossenschaftsbank Crédit Mutuel, einer der größten und finanzstärksten Banken Europas.

(1) Bis zu 5.000,- EUR Geldprämie bei Depotüberträgen von mindestens 7.000,- EUR. Die Prämie beträgt 0,75 % des Kurswertes der übertragenen Wertpapiere (Plus-Depot) bzw. Investmentfonds (Klassik-Depot). Die Prämie kann zurückgefordert werden, wenn die Wertpapiere nicht mindestens ein Jahr lang in einem Depot bei der TARGOBANK verbleiben. Änderungen vorbehalten, für die Wechselprämie gelten die Konditionen der Teilnahmebedingungen unter www.targobank.de
(2) Die Beratung zu ETFs erfolgt nur im Plus-Depot. Weitere Informationen zum Plus-Depot entnehmen Sie bitte dem Preis- und Leistungsverzeichnis.

Markus Feldenkirchen Der gesunde Menschenverstand

Auch Deutsche unter den Tätern



Es ist erschütternd, was sich auf deutschem Boden so alles zuträgt, wie verroht unsere schöne Kulturturnation inzwischen ist. Hier nur ein paar Beispiele aus jüngerer Vergangenheit:

Am Neujahrstag hat ein 64-jähriger Deutscher im saarländischen Haustadt seinen Sohn brutal erschossen. Dreimal schoss der Deutsche, die Kugeln trafen in Bauch und Oberkörper. Das Opfer, ein 29-jähriger Deutscher, war zuvor mit zutiefst kulturfremdem Verhalten aufgefallen. Von Drogenproblemen, Diebstahl, Pöbeleien und heftigen Gewaltandrohungen ist die Rede.

In Görlitz töteten derweil ein Deutscher und eine Deutsche einen 24-Jährigen, indem sie ihm mit einem Topf von hinten auf den Kopf schlugen und ihm dann eine Tüte über den Kopf stülpten, bis der Mann qualvoll erstickte. In Hamburg-Lurup benutzte ein Deutscher zwei Brotmesser, um den Freund seiner Schwester zu ermorden. Als eine der Klingen brach, holte der deutsche Killer zwei Keramikkmesser und machte weiter. Gruselig war auch die Tat des 42-jährigen Deutschen, der seine Freundin aus Eifersucht und Rachlust totprügelte, weil diese einen Liebhaber hatte. Während das Opfer qualvoll starb, schickte der Deutsche dem Liebhaber grausame Fotos aufs Handy. „Bist du so schlecht im Bett?“, antwortete der Liebhaber, ein 19-jähriger Deutscher, und tanzte lieber in einer Diskothek weiter, statt zu helfen.

Nachdem ich die Kommentare nach dem schrecklichen Eifersuchtsmord an der 15-jährigen Mia in der pfälzischen Kleinstadt Kandel verfolgt hatte, hatte ich kurz den Eindruck, dass nur der afghanische Mann zu extremer Frauenverachtung, überbordenden Stolzgefühlen oder archaischen Rachegelüsten in der Lage sei. Weil ihm der Kulturraum, in dem er aufwuchs, quasi keine andere Möglichkeit lasse. Nun frage ich mich, wie Deutsche, die im deutschen Kulturraum groß wurden, so verdammt ähnlich morden können.

Die Liste des deutschen Grauens ließe sich beliebig fortsetzen, die allermeisten Morde und Gewalttaten werden in Deutschland von Deutschen verübt. Deshalb finde ich: Wenn wir uns nach Jahren des Dumpftrommelns durch rechte Kräfte schon auf die Notwendigkeit einer ethnisch-rassistischen Berichterstattung einlassen, dann bitte konsequent. Dann sollten wir bei jeder Tat die Herkunft des Täters nennen. Sonst entsteht am Ende noch der Eindruck einer verzerrten Berichterstattung durch die Mainstreammedien. Und das kann im Sinne der Aufklärung wirklich niemand wollen.

Es soll allerdings auch Deutsche geben, die bislang keine Morde begangen haben. Und die würde man mit dem ewigen Täterzusatz „ein Deutscher“ womöglich stigmatisieren. In aufgeheizten Zeiten kann man auf solche Feinheiten freilich keine Rücksicht mehr nehmen. In dieser Hinsicht hat das rechte Trommelfeuer der vergangenen Jahre seine Wirkung erfolgreich erzielt.

An dieser Stelle schreiben Jakob Augstein, Jan Fleischhauer und Markus Feldenkirchen im Wechsel.



Macht hoch die Tür

So gesehen Berlin zeigt, wie moderner Strafvollzug funktioniert.

Zu Jahresbeginn erreichen uns frohe Nachrichten: Den Jugendgefängnissen der Republik gehen die Häftlinge aus. Teilweise stehen ganze Flure leer, in Hamburg Hahnöfersand ist ein Großteil der Zellen nicht belegt. Leider ist eine vergleichbare Entwicklung in den Knästen für Erwachsene nicht zu beobachten.

Doch auch hier gibt es Hoffnung: den sogenannten Berliner Weg. Neun Insassen der Justizvollzugsanstalt Plötzensee sind in den vergangenen Tagen geflohen. Einige entkamen durch einen Lüftungsschacht, zwei rissen das Gitter von einem Fenster, andere kehrten vom Freigang nicht zurück. Berlin zeigt, dass Überbelegung und Enge auch in Gefängnissen für Erwachsene kein Problem sein muss.

Andere Bundesländer sollten sich dieses Know-how zunutze machen. Warum nicht Experten aus der Hauptstadt in die Justizministerien nach Baden-Württemberg, Nordrhein-Westfalen oder Hamburg entsenden, um dort den Strafvollzug zu modernisieren? Das muss nicht teuer sein. Schon ein paar Berliner reichen in der Regel aus, um eine Verwaltung lahmzulegen.

Die Folgen wären rundum positiv: weniger Gefangene, Stressabbau bei den Wärtern, eine höhere Zufriedenheit der JVA-Restpopulation. Mit etwas Mut und Entschlossenheit könnte es nicht nur in Hahnöfersand, sondern auch in Fuhlshüttel, Ossendorf oder Stammheim heißen: Wir haben noch Zellen frei. Ralf Neukirch

Kittihawk

Frohes Neues aus Nordkorea:



DER SPIEGEL

im Gespräch mit Özdemir, Aydemir, Popp: live



Cem Özdemir



Fatma Aydemir



Maximilian Popp

Verhaftungen deutscher Staatsbürger, Nazi-Vergleiche, Terrorvorwürfe: Das deutsch-türkische Verhältnis erreichte 2017 einen Tiefpunkt. Gleichzeitig sind beide Länder aufeinander angewiesen.

In keinem anderen Land leben so viele Menschen türkischer Abstammung wie in Deutschland. Wie geht es weiter in den Beziehungen zwischen beiden Ländern? Und wie wirkt sich die Krise auf die deutsch-türkische Community aus? Darüber diskutieren Fatma Aydemir, Journalistin, Autorin und Initiatorin des deutsch-türkischen Web-Portals taz.gazete, Cem Özdemir, Vorsitzender der Grünen, und Maximilian Popp, Türkei-Korrespondent des SPIEGEL.

Moderation: Christiane Hoffmann, stellvertretende Leiterin des SPIEGEL-Hauptstadtbüros

Montag, 15. Januar, 20.00 Uhr, Spiegelsaal,
Clärchens Ballhaus, Auguststraße 24, 10117 Berlin

Karten im Vorverkauf, an der Abendkasse und unter spiegel-live.de.
Eintritt: 15 Euro, ermäßigt 12 Euro, zzgl. Gebühren. Einlass ab 19 Uhr. Änderungen vorbehalten.

DER SPIEGEL live

„Was bin ich?“

Normen Sexismusdebatte, Ehe für alle, drittes Geschlecht – hört das denn niemals auf? Die alte, bipolare Welt, in der Männer noch Männer waren und Frauen nur Frauen, ist vorbei – und was heutzutage „normal“ ist, muss neu verhandelt werden. Es wird Zeit.

Schon seltsam, dass sich Deutschland so fortschrittlich zeigt im Moment. Janas Eltern sind ein bisschen verwundert, aber voller Respekt. Deutschland hat einen Schub in Richtung Moderne gemacht, Deutschland ist bereit, anzuerkennen, dass es Menschen wie ihr Kind gibt.

Die Niederlande, wo sie mit Jana leben, sind noch nicht so weit.

Man sieht Jana nicht an, dass sie einer jener Menschen ist, die Dinge infrage stellen durch ihre schiere Existenz. Jana weiß es und sagt Sätze darüber, die zu klug sind für ihre elf Jahre, sie sagt: „Ich finde es blöd, dass die Leute bestimmen wollen, was normal ist und was nicht. Es gibt doch nicht nur Mann und Frau.“ Es gibt auch Menschen wie sie.

Jana, so soll sie auf Wunsch der Eltern hier genannt werden, sei als Junge geboren – so stand es in ihren Papieren, obwohl ihr Körper widersprüchliche Signale gibt: Der Chromosomensatz ist männlich, aber sie sah aus wie ein Mädchen. Die Ärzte begriffen ihren Zustand als Krankheit, und weil Janas Eltern ihnen und den Dokumenten glaubten, wurde das vierjährige Kind in Richtung „männlich“ operiert. Jetzt ist da die Andeutung eines Penis, wo vorher keiner war.

Jana sagt: „Ich bin aufgewacht, damals im Krankenhaus, ich wurde durch einen Gang geschoben in einen grellen Raum, da standen andere Betten. Ich konnte meine Beine nicht bewegen, ich hatte Hunger, und es tat weh.“

Janas Mutter sagt: „Wir konnten nicht wissen, was die Ärzte Jana antaten.“ Die Ärzte seien unklar geblieben, noch Monate nach den Operationen, dann sei die Diagnose gekommen: Janas Körper reagiere nicht auf männliche Hormone. Das Wort „intersexuell“ sei nicht gefallen.

Keine Aufklärung, keine Hilfe, sagt die Mutter, habe sie von diesen Ärzten erhalten. „Sie erklärten nur, dass niemand darüber rede. Wer so ein Kind habe, wolle nicht, dass ein anderer das weiß.“

Janas Eltern beschlossen, Jana nicht in eine Richtung zu drängen. Sie mochte Karate und Ballett, sie wechselte ihren Stofftieren die Windeln, ließ sich die Haare wachsen. Als das Kind, mit sechs Jahren etwa, nicht mehr Jungssachen tragen wollte, sondern Zopf und Kleider, redeten sie es ihm nicht aus. Als es fragte: „Bin ich

nicht eigentlich ein Mädchen?“, sagten sie ihm, was es ist: ein Kind mit „uneindeutigem Geschlecht“.

Dass man über diese Uneindeutigkeiten spricht, das ist neu. Nun soll das Wissen darum in Gesetze gegossen werden. Im deutschen Personenstandsrecht, entschied das Bundesverfassungsgericht, muss es künftig mehr als zwei Geschlechter geben. Oder – noch kühner – die komplette Abschaffung des Eintrags „Geschlecht“ (siehe Seite 21).

Das ist ein Novum in Europa. Es ist ein revolutionärer Beschluss. Er lädt dazu ein, einen Schritt zurückzutreten und neu auf scheinbar Selbstverständliches zu blicken.

Was ist denn nun weiblich, was männlich? Und welche Rolle spielt überhaupt das Geschlecht in unserer Gesellschaft? Welche Rolle spielt welches Geschlecht?

Die Geschlechterdebatte prägt diese Zeit: Es geht um Gesetze, Gerichtsentscheidungen, Gewohnheiten.

Ein Gesetz sagt, dass nicht mehr nur Mann und Frau einander heiraten dürfen, sondern zwei Personen „gleichen oder unterschiedlichen Geschlechts“. Eine Debatte unter dem Stichwort #MeToo stellt etablierte Formen des Sexismus infrage, der sich ja gern hinter einer antiquierten Formel verbirgt: „Männer sind halt so.“ Und nun definiert ein revolutionärer Gerichtsentscheid die Geschlechter neu.

Spielregeln werden frisch verhandelt, was gilt noch, was wurde verworfen? Wird da etwas vollzogen, das ohnehin Teil des Alltagslebens ist? Oder kommen die Menschen den neuen Regeln kaum hinterher?

Es ist vieles im Fluss. Es lohnt sich,



nachzuschauen, welche Richtung der Mainstream nimmt, ob es überhaupt noch einen gibt.

Und wenn es einfach nur hieße: Hier ist ein Mensch geboren?

Was wäre, wenn Deutschland künftig „in personenstandsrechtlichen Angelegenheiten ganz auf einen Geschlechtseintrag verzichten“ würde, wie Karlsruhe formuliert?

Wenn einfach nur registriert würde: Hier ist ein Mensch geboren?

Schaut man auf die erste Zeit, die ein Kind in unserer Gesellschaft verbringt, dann sieht es so aus, als sei sie geradezu besessen vom Thema Geschlecht.

Schon seltsam, eigentlich, wie sofort die Einordnung anfängt, wenn das Ultraschallfoto eine Deutung erlaubt. Seltsam die aus den USA importierte Schwangerschaftssitte der „Gender Reveal Party“, auf der das Geschlecht des Embryos verkündet wird, seltsam die Ansage werdender Eltern: „Schenkt nichts in Rosa, es wird ein Bub.“

Rosa: Das ist die Farbe, die noch vor hundert Jahren die Farbe für männliche Kinder war, es war das „schwache Rot“, stand für Leidenschaft, Eros, Kampf. Blau: Das war mal die Farbe der Jungfrau Maria, die Farbe für die Frau.

Als könne jeder Minute der Geschlechtslosigkeit schädlich sein – sofort nach der Geburt bekommt das Baby sein Kärtchen oder sein Bändchen, in Rosa oder Hellblau. Und dann geht es erst richtig los. Mit den Strampeln in Rosa (Aufschrift: „Diva“) und in Hellblau (Aufschrift: „Genie“). Mit dem hellblauen „Sportsfreund“-Shampoo und dem rosafarbenen für die „Prinzessin“. Mit dem Schulranzen, dem Tablet-Computer in Rosa und dem in Blau.

„Gendermarketing“ heißt diese Strategie, sie funktioniert prächtig, zum Bedauern von Stevie Schmiedel. „Gender“, englisch für „Geschlechtsrolle“, ist das Forschungs- und Berufsfeld von Schmiedel, 45, „Pink stinks“ heißt ihre Organisation: Nieder mit dem Rosa. Das ist allerdings nicht mehr ganz so gemeint: Es geht jetzt mehr darum, Rosa als akzeptierte Farbe für Jungen zu etablieren.

Schmiedel könnte in den Kampagnen, die sie anprangert, als Model auftreten: langes Haar, große Augen, im Dekolleté ein Tropfenanhänger, der an einer Silber-



HELENA LEA MANHARTSBERGER / DER SPIEGEL

Intersexuelles Kind Jana – Sie seien wie Orchideen, sagen manche, die zwischen den Geschlechtern leben. Wie diese Blumen, bei denen Griffel und Staubfaden, also das Weibliche und das Männliche, zu etwas Gemeinsamem verwachsen sind.

РЕЛИЗ ПОДГОТОВЛЕН ГРУППОЙ [VK.COM/WSNWS](https://vk.com/wsnws)

HELENA LEA MANNHARTSBERGER / DER SPIEGEL

*Genderaktivistin Schmiedel – Rosa für Mädchen, Hellblau für Jungs?
Ein Verlust an Freiheit, findet sie. Auch ein Junge soll sein rosa Pony lieben dürfen,
ohne dass ihn der halbe Kindergarten mobbt.*

kette baumelt. „Ich glaube nicht an biologische Geschlechter, aber ich weiß, dass ich als Frau gelesen werde“, sagt Schmiedel. „Wenn ich mit kurzen Haaren und einem Undercut-Schnitt hier sitzen würde, würde ich mit meinen Themen nicht so ernst genommen.“

Gendermarketing ist unternehmensstrategisch eine logische Maßnahme: Schön, wenn man Spielzeug, Schulzeug, Kleidung gleich zweimal verkaufen kann, für die Mädchen, für die Jungs. „Ich habe Glück, dass ich zwei Töchter habe“, sagt Schmiedel. „Sonst würde es teuer.“ Stevie Schmiedel, aufgewachsen in den Siebzigerjahren, als viel mehr Unisex-Kleidung getragen wurde und mehr mit Unisex-Spielzeug gespielt wurde, hält nichts davon, Kindern solche Produkte zu verbieten, und so gibt es selbst bei ihr zu Hause rosafarbene Artikel der „Prinzessin Lillifee“-Reihe und auch eine Barbie. „Ich spreche mit meinen Töchtern über ihre Barbie: dass die Figur der Puppe absurd ist; dass sie deshalb nicht mal stehen kann, sondern umfällt; dass ihr Hals so lang ist, dass er abzuknicken droht. Aber ich nehme sie ihnen nicht weg.“

Schmiedel will den Markt verändern, die Öffentlichkeit, eben weil sie weiß: Gendermarketing funktioniert. Aber warum funktioniert es eigentlich?

Spricht da einfach nur die Natur? Eine Studie der Entwicklungspsychologin Brenda Todd von der City University of London im vergangenen Jahr ergab, dass schon sehr kleine Jungen und Mädchen unterschiedliche Spielzeuge bevorzugen. So waren neunmonatige Jungs eher von mechanischen Bewegungen fasziniert, von Bällen etwa, Mädchen hingegen eher von Gesichtern und Puppen.

Sind es die Gene, die Hormone? Oder was sonst? Eine BBC-Dokumentation zeigt dazu ein Experiment. Erwachsene Versuchspersonen fanden in einem Raum ein Kind und allerlei Spielzeug vor. War das Kind ein „Oliver“, gaben sie ihm Bälle, Autos, setzten es aufs Schaukelpferd. War es „Sophie“, bekam das Kind die Puppe in den Arm. Dann spielten die beiden.

Ziemlich überrascht waren die Versuchspersonen, als sie erfuhren, dass „Oliver“ ein Mädchen und „Sophie“ ein Junge war. Noch größer war ihre Überraschung über sich selbst: wie schnell und automatisch sie nach dem Spielzeug gegriffen hatten, das ihnen passend erschien – Beziehungsorientiertes für Mädchen, Raumgreifendes für Jungs. „Do you stereotype children?“ heißt die Dokumentation.

Wie weit der Einfluss der Biologie geht, das ist umstritten und wird es wohl immer bleiben. Dass soziale Faktoren tatsächlich nicht zu vernachlässigen sind, beschreibt beispielsweise Neurowissenschaftlerin Cordelia Fine. Der Mensch ist ein



Video: Das Geschäft mit Rosa und Blau

spiegel.de/sp22018pinkstinks oder in der App DER SPIEGEL

Gruppentier, das war er schon lange vor der Konsumgesellschaft. Wer sich als Mädchen definiert, sucht die Zugehörigkeit zur Mädchengruppe auch durch die Objekte, mit denen man sich beschäftigt oder die man am Körper trägt. Neutrales Spielzeug, sagt Fine, verliert für Jungen an Attraktivität, sobald es als Mädchenspielzeug bezeichnet wird. Hier Ritter, da Prinzessin – so sortiert sich das.

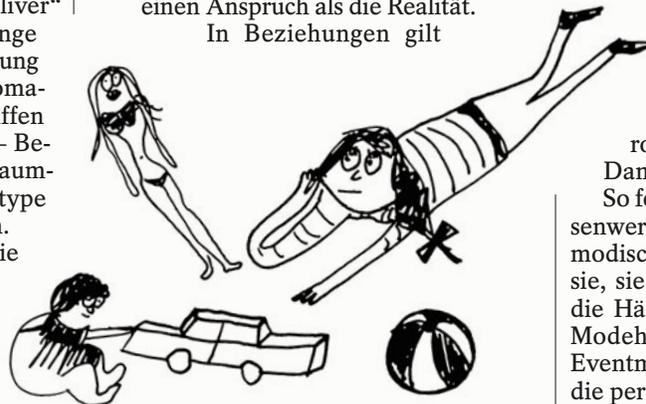
Es gibt Enklaven, in manchen Metropolenvierteln, wo Großstadtakademiker den Kindern Unisex-Namen geben und es ertragen können, wenn der Junge im Rock in die Kita will oder mit bemalten Fingernägeln nach Hause kommt. Im Normalfall aber gilt – wenn das Mädchel auf Bäume klettert: kein Problem. Wenn der Knabe mit Puppen spielt: Befremden.

Das ist die Botschaft der ersten Jahre: Mädchen und Jungs leben auf verschiedenen Planeten. Erst später werden sie erfahren, dass das nicht mehr stimmt.

Es ist eine Orientierung an etablierten Mustern, die manchem inzwischen geradezu anachronistisch erscheint.

Auf vielen gesellschaftlichen Feldern, schreibt der Soziologe Stefan Hirschauer in einem „FAZ“-Essay zur Intersex-Entscheidung, „ist die Geschlechtszugehörigkeit (etwa im Vergleich mit der Leistungsfähigkeit) schlicht irrelevant“. Die Justiz verlange Geschlechtsblindheit. Bei der Vergabe von Zensuren oder Arbeitsplätzen dürfe das Geschlecht keine Rolle spielen. Die Bedeutung der Geschlechtszugehörigkeit, argumentiert Hirschauer, habe sich auf das private Leben konzentriert. Und auch in der Partnerschaft sei nicht mehr durch den Chromosomensatz klar bestimmt, wer was mache: Was einmal per Geschlecht festgelegt war, ist „zum Gegenstand individueller Aushandlung geworden“.

Das ist ein bisschen zu freundlich ausgedrückt – Hirschauer beschreibt eher einen Anspruch als die Realität. In Beziehungen gilt



etwa das Aushandeln beim Thema Hausarbeit vor allem aus Frauensicht als eines der Felder „mit dem größten Konfliktpotenzial“, wie Umfragen zeigen. Und draußen, in Politik und Arbeit, spielt die Geschlechterfrage eben auch dort oft eine Rolle, wo sie nicht hingehört – zum Beispiel, wenn es um Karrierechancen und Bezahlung geht. Aber schon der Anspruch bringt die Gesellschaft voran. Und es stimmt ja: Die Differenz zwischen Frauenleben und Männerleben schwindet eher, als dass sie wächst.

Scheint so, als ob die rosa-blaue Kindheit die Kleinen gerade nicht auf die Welt draußen vorbereitet, denn dort ist das heute so: Männer übernehmen mehr Fürsorge, Frauen mehr Macht. Eine Frau pfeift beim Fußball-Bundesliga-Spiel der Männer. Eine Frau ist Kanzlerin, so lange schon, dass kleine Jungs mit der Frage kommen: „Können Männer eigentlich auch Kanzler sein?“

Die Heterosexualität tritt als Norm ein wenig zurück und lässt anderes sichtbar werden. Minister dürfen schwul oder lesbisch sein. „Gender Studies“ lehren, dass es interkulturell wenig Übereinstimmungen gibt, was das ist – ein Mann, eine Frau. Auf Facebook kann man sich zwischen 60 Geschlechtszugehörigkeiten entscheiden.

Gendermarketing, glaubt Stevie Schmiedel, funktioniert nicht obwohl, sondern gerade weil sich die klassische Rollenverteilung zwischen Mann und Frau immer mehr auflöse; am Arbeitsplatz, in den Beziehungen: „Eltern erschöpft dieser tägliche Kampf manchmal. Sie suchen dann Sicherheit, gerade für ihre Kinder.“ Und während sich Erwachsene von Geschlechterklischees langsam lösten, zumindest in gebildeten Milieus, „werden diese Klischees unseren Kindern stärker denn je vermittelt“. So komme es, dass der erwachsene Vater völlig selbstverständlich den Kinderwagen schiebe, „aber wenn sein Sohn sich eine Puppe und einen Kinderwagen zum Spielen wünscht, schreckt er zurück“.

Eine paradoxe Welt, in die man da hineinwächst, als junger Mensch.

Prinzessin, bist du das?

Rosa sei dieses Jahr der Trend gewesen beim Abi-Ball, hört man von Modeverkäuferinnen, rosa Tüll und etwas Glitzer für die Damen, für die Herren Dunkelblau.

So feiern Jugendliche heute das Erwachsenwerden, in Posen, die ihren Eltern altmodisch erscheinen, und niemand zwingt sie, sie wollen es so. Sie begeben sich in die Hände von Caterern, Friseuren, DJs, Modehändlern, Limousinenverleihern, Eventmanagern, um den perfekten Mann, die perfekte Frau abzugeben, so, als führe der Weg vom Kinderzimmer stracks und

ohne Umweg hierher. Prinzessin, bist du das?

Es ist zum Beispiel Luzia Kramer, 18 Jahre alt, ein kluges Mädchen mit langen, rötlichen Haaren, das vor ein paar Monaten Abitur am Berliner John-Lennon-Gymnasium gemacht hat. Luzia trägt einen winzigen Stecker im Nasenflügel, eine bunte Stoffhose, ein Dutzend Armbänder und sieht exakt so aus, wie man sich jemanden vorstellt, der, wie sie sagt, „auf jeden Fall später mal etwas Soziales machen will. Vielleicht eine Ausbildung als Erzieherin, dann vielleicht Sozialpädagogik“.

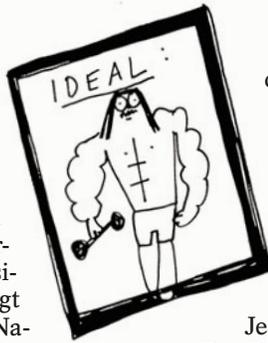
Als aber vor ein paar Monaten der Abi-Ball anstand – 53 Euro Eintritt pro Person, die Mädchen im Ballkleid, die Jungs im Anzug, einige mieteten sogar eine Limousine –, hat auch Luzia lange über das passende Kleid nachgedacht; rosa ist es nicht. Sie hat sich geschminkt, hatte einen Tanzpartner. Das ganze, traditionelle Paket, nur dass es eben praktisch keine Tradition in Deutschland hat und, ähnlich wie Halloween, ein US-Import ist.

Der Tanz im Ballsaal: Das ist die formalisierte Ungleichheit. Er führt, sie folgt. „Es ist nur für diesen Abend, eine Verkleidung, es heißt nicht, dass ich mir von Männern etwas vorschreiben lasse. Man inszeniert sich als Prinzessin“, sagt Luzia. Für sie ist es einfach eines jener Rollenspiele, in denen die jungen Menschen heute viel geübt sind als die früheren Generationen. Auf Facebook, Instagram, Twitter, WhatsApp ist jeder ein Selbstdarsteller, auf einer kleinen Bühne in Handyform. Es ist eine Inszenierung, eine, die bewertet werden wird. Auf Facebook, auf Instagram.

Die Welt, in die man als junger Mensch hineinwächst, besteht aus digitalen Datingbörsen und ständig verfügbarer Pornografie, aus formalisierten Abi-Bällen und Hochzeitsfeiern, auf denen man einander Treue schwört. Das Flüchtige zählt ebenso wie das Ewige, und ob es um sexuelle Fantasien geht oder um Hochzeitsträume – es gibt viel Widersprüchliches. Es gibt aber auch ein gemeinsames Moment in diesen Sphären, und das ist die Macht der Bilder.

Man muss schön sein in diesen Sphären. Das gilt auch für junge Männer, mehr, als es früher der Fall war. Sie trainieren sich Muskeln an, Sixpacks, und zeigen ihre nackten Oberkörper auf Instagram wie Trophäen.

Das gilt mehr denn je für junge Frauen. Die Bilder zählen. Die Bilder, die man Freunden schickt, es gibt Apps für Selfies, die den abgebildeten Menschen dünner und die Haut reiner machen. Was ist schön? Maßstäbe finden sich auf Instagram, bei „Germany’s Next Topmodel“ oder auch in



der Pornografie. Glück hat, wer diese Selbstdarstellung nur als Rollenspiel begreift – wie Luzia. Viele tun das nicht.

Viele Mädchen zeigen sich sexualisiert, sie zeigen Lippen, Brüste. Aber der Genuss, den sie suchen, ist nicht unbedingt Sex, sondern eher das Gefühl:

Jemand findet mich gut.

Die Prinzessin will bewundert werden, immer noch, aber anders – sie „fühlt sich jung und hip, sie tindert und macht alles mit, was von ihr verlangt wird. Aber es fehlt ihr das Bewusstsein für die eigenen Bedürfnisse und Grenzen“, sagt Sandra Konrad, Psychologin und Sachbuchautorin. Die Mädchen, so sieht sie es, erfüllen die Wünsche der Jungs. Sie wollen „die Bestnote“.

Sie wollen gefallen, obwohl sie ihr Glück nicht nur an der Seite eines Mannes suchen, sondern auch im eigenen Leben, im Job. „Für viele Frauen ist das die einzige Möglichkeit, an die Macht zu kommen oder an der Macht teilzuhaben“, meint Konrad. „Studien zeigen, dass Attraktivität für Frauen nach wie vor die Hauptwährung ist für sozialen und ökonomischen Erfolg.“

Dass ganz anderes wichtig sei als der attraktive Körper – das war einmal Utopie und ein bisschen auch Praxis. Das war damals, in den Hippie- und Gorleben- und Peacenik-Zeiten, als Männer, Frauen, wer auch immer, in Richtung unisex zu driften schienen, als sie, anstatt auf Abi-Bällen zu tanzen, mit Jeans, Parka und langen Haaren durch die Welt zogen und die Absicht erklärten, diese zu verändern. Der Feminismus trug Latzhose und bedeutete: Forderungen stellen.

Der Feminismus ist heute anders. Der Feminismus sagt eher: Ich bin so schön, dass ich auch klug sein darf. Ein rosa Feminismus tritt an die Stelle desjenigen, der früher lila und kratzbürstig war.

Der Körper zählt. Vor allem der nackte Frauenkörper sorgt für Aufmerksamkeit, er sei sogar, so erzählen es öffentliche Frauenfiguren wie Miley Cyrus oder die Aktivistinnen von Pussy Riot, eine Möglichkeit, Macht auszuüben – aber sie verwechseln da etwas. „Macht, die an den Blick des anderen gebunden bleibt“, sagt Konrad, „hat keinen wirklichen Wert, sie macht uns abhängig von der Bewertung des anderen.“ So wird aus dem vermeintlich mächtigen Subjekt ein Objekt.

Die Zahl der Schönheitsoperationen und psychischen Störungen steigt. Der Ritter muss auch ohne Rüstung gut aussehen. Das macht

Stress. Der Körper macht Stress, wenn ständig von ihm verlangt wird: Sei ein schöner Mann. Sei eine schöne Frau.

Vielleicht lohnt sich ja der Blick auf jene, die mit Uneindeutigkeit leben. Bringt das noch mehr Stress? Oder lässt sich vielleicht sogar lernen, wie man lässiger mit Genderfragen umgehen kann?

„In Kleidern bin ich ein Mann. Nackt bin ich eine Frage.“

„Sexual Development Disorder“ ist ein ärztlicher Terminus für den Befund „Intersexualität“; diejenigen, die gemeint sind, empfinden das oft als Hohn.

„Ich bin keine Störung der Geschlechtsidentität“, sagt ein Mensch, der an einem Novembertag in einen Festsaal des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf gekommen ist. Ein Mensch, der eine dunkle Weste trägt und Tattoos auf bloßen Armen, Stiefel, Hosenrock, Schirmmütze auf dem Kopf. Del Lagrace Volcano, laut Visitenkarte „photographer and activist“, wurde in Kansas City gezeugt, in Kalifornien geboren, lebte 25 Jahre lang in London und wohnt jetzt in Schweden.

Del Lagrace Volcano kommt zu diesem Symposium über „Intersex-Kontroversen“, obwohl intersexuelle Freunde deswegen besorgt waren; sie fürchteten, man könne Dels Erscheinen als unverdiente Absolution für die Medizin verstehen.

Es ist eine fürchterliche Geschichte, die viele zwischengeschlechtliche Menschen mit der Medizin verbindet. Es wurde Kindern, die nicht weiblich genug für ein Mädchen aussahen, die Klitoris abgeschnitten, bis vor wenigen Jahren noch wurde sie oft so gekappt, dass sexuelles Empfinden dort nicht mehr möglich war. Es wurden künstliche Vaginen gebaut, die regelmäßig „bougiert“ werden mussten, damit sie nicht zusammenwachsen: also mit einem Dildo

oder dem Finger eines Elternteils penetriert. Es wurden junge Menschen „passend“ gemacht, mit Skalpell und mit Medikamenten in Richtung „männlich“ oder „weiblich“ getrimmt – oft in einem Alter, da es unmöglich war zu wissen, wie das Kind sich selbst sieht. „Da kann man was machen“ – das ist so ein Ärztesatz.

Die ärztlichen Richtlinien sind jetzt andere, es gibt Fortschritt, auch das ist eine Botschaft dieses Symposiums. Aber manche Ärzte halten es nicht aus, nichts zu machen, wenn man etwas machen kann. Manchen Eltern fällt es sehr schwer, das Uneindeutige auszuhalten.

Del Lagrace Volcano blieb eine Genitaloperation erspart, weil nie-





HELENA LEA MANHARTSBERGER / DER SPIEGEL

Schulabsolventin Kramer mit ihrem Abi-Ball-Kleid – Die rauschende Ballnacht? Die Retro-Pose? „Es ist nur eine Verkleidung“, sagt sie. „Es ist nicht so, dass ich mir von Männern etwas vorschreiben lasse.“



HELENA LEA MANHARTSBERGER / DER SPIEGEL

„Mapa“ Volcano, Kinder Mika, Nico – Mütterlicher Vater? Väterliche Mutter? Jedenfalls ein Nachwuchs, der ohne Geschlechtszuschreibung erzogen werden soll – „ohne in die Stereotypen-Falle zu gehen“. Das ist der Plan.

mand auf die Definition „intersexuell“ gekommen war. Auf einem Kinderfoto sieht man ein trotzig dreinschauendes Mädchen mit langem, rotem Haar. 37 Jahre lang lebte Del als Frau, entschloss sich dann zum Schritt in die Zwischenwelt. „In Kleidern bin ich ein Mann, nackt bin ich eine Frage“ – das ist der Satz eines britischen Performance-Künstlers, den Del gern zitiert.

Del hat die Ambiguität zum fotografischen Projekt gemacht, „Visibly Intersex“, es sind Porträts aus der Zwischenwelt, auch von Del selbst. Mit Tutu und Stiefeln. Mit harten Muskeln und nackten Brüsten. Die Inszenierung spielt mit den Zeichen für „männlich“ und „weiblich“, mischt sie neu.

Nun ist das ja eine Funktion der Kunst, den Schritt weiter zu gehen ins „Dem-nächst-vielleicht-Irgendwann“. Die Kunst darf das alles, sie soll die Übereinkünfte infrage stellen. Als Kunstfiguren gibt es längst diese Grenzgänger, die mit dem Bruch der Konventionen spielen – Viola in Shakespeares „Was ihr wollt“ in Hosen. Barbra Streisand in „Yentl“ als Mann. Travestiekünstler oder solche, die Zwi-geschlechtliches spielen: Conchita Wurst ist ein Erfolgsbeispiel dieser Art – dass ein Wesen mit Bart und Frauenkleid den Eurovision Song Contest gewinnen konnte, zeigt den Reiz der Grenzüberschreitung, zeigt die Attraktivität des Weder-noch. Oder eher: des Sowohl-als-auch.

Der Reiz des Uneindeutigen – die Kunst kann damit spielen. Aber Del Lagrace Volcano spielt nicht nur, sondern lebt die Ambiguität. Del und sein/e Partner/in versuchen, ihre beiden Kinder zu erziehen, ohne „in die Stereotypen-Falle zu gehen“, wie sie sagen. „Raised without gender“, ein Film über ihre Erfahrungen mit der geschlechtsneutralen Erziehung, ist auf YouTube zu sehen.

Volcanos älteres Kind Mika wurde bei der Geburt als männlich registriert, trägt lange Haare, schöne Kleider, spielt viel mit Autos und will später Häuser bauen. Mal will Mika „er“ genannt werden, mal „sie“, mal „hen“, das ist das dritte Pronomen im Schwedischen. Es bedeutet nicht „Neutrum“, es bedeutet eher so etwas wie „drittes Geschlecht“ oder „dazwischen“. Zu Del sagt Mika „Mapa“, das hat sich Del so gewünscht.

Mika ist Pionier, er/sie/hen soll ein selbstbestimmtes Leben führen. Die Frage ist, was Mika später unter Selbstbestimmung verstehen wird.

Mika soll ein Ausmaß an Freiheit erfahren, wie es in westlichen Gesellschaften sonst nicht besteht – das ist der Plan.

Es wird sich zeigen, ob die schwedische Gesellschaft dem Projekt gewachsen ist. Ob sie sich als gelassene Gesellschaft erweist, bereit dazu, die Bandbreite der

Verhaltensmuster großzügig zu bemessen – die Freiheit zuzulassen: Ich muss nicht wie die Mehrheit sein, ich kann auch anders. Egal, welchen Chromosomensatz ein Mensch in sich trägt.

Und es gibt Menschen, die genau das fürchten und wütend bekämpfen, Menschen, die genau solche Offenheit als Angriff verstehen.

Männlich? Weiblich? Hakenkreuz.

Die New Yorker Künstlerin Nicole Eisenman, 52, wurde für den vergangenen Sommer nach Münster eingeladen zur Ausstellung „Skulptur Projekte“ und wusste sofort, welche Art von Werk sie schaffen wollte: einen von menschenähnlichen Figuren umgebenen Brunnen, an dem sich die Besucher erfreuen sollten. Im Großen und Ganzen gelang das auch, obwohl oder weil ihre Skulptur dann ein Mahnmal zur Geschlechterfrage geworden ist.

Ein Mahnmal, weil sie auf Geschlechtszuschreibungen verzichtet. Ein Mahnmal, weil jemand diesen Verzicht offenbar als politisch verstand, als Affront.

„Brauchen wir wirklich ein wahres Geschlecht?“ Der Philosoph Michel Foucault stellte einst diese Frage und kritisierte eine „Beharrlichkeit, die an Starrsinn grenzt“, mit der die Gesellschaften des Abendlands diese Frage bejaht haben. Nun verliert sich diese Beharrlichkeit, ein wenig. Nun schwimmt manches in den westlichen Gesellschaften, manches löst sich auf.

Rechte Denker können das nicht als Fortschritt ansehen. In der Ideologie der Rechten gilt die Geschlechterfrage nicht nur als Privatsache, sondern als Teil gesellschaftlicher Ordnung, eines Machtgefüges, das dem Männlichen die Überlegenheit zuschreibt.

Es ist ja kein Zufall, dass Grenzüberschreitungen zwischen den Geschlechtern sozial unterschiedlich stark empfunden werden. Eine Frau, die sich Männerkleidung nimmt, greift sich Insignien der Macht. Ein Mann im Frauenkleid wird eher im Ansehen sinken.

Eine Frau im Anzug kann Mode machen. Ein Kerl im Fummel verliert seinen Job.

„Mir war klar, ich würde mich, wenn ich so große, nackte Körper schaffe, mit den Genitalien auseinandersetzen müssen“, sagt Eisenman. „Aber ich wollte und will nicht, dass es ein Werk über das Geschlechterthema ist, oder zumindest soll es nicht auf dieses Thema reduziert werden.“

Also verzichtete sie auf eindeutige Geschlechtermerkmale. Ihre

Riesenwesen haben nicht einmal ein Feigenblatt, das auf etwas hindeuten könnte, sie stehen um ein Wasserbecken herum, hocken, liegen, eines hat eine Getränkedose auf dem Bauch abgestellt, sie chillen einfach, eine Schäferszene. Man könnte sich an die Götter der antiken Mythologie erinnern fühlen; sie nahmen die Geschlechter- und sonstige Grenzen auch nie so ernst, verwandelten sich in alles Mögliche und ließen es sich dabei gut gehen.

Im Juni wurde die Schau eröffnet. Die meisten mochten den Brunnen, es wurde von Heiratsanträgen berichtet, die dort inszeniert worden waren.

Im Juli wurde eine der Gipsskulpturen geradezu geköpft. Eisenman beschloss, das Haupt nicht zu ersetzen, sondern nur den nun offenen Hals zu verschließen. Es gab einen zweiten Vorfall. Jemand schien auf den Figuren herumgetrampelt zu sein. Ende September, kurz vor dem Ende der Ausstellung, wurde das Werk zum dritten Mal ramponiert. Die Figuren waren in der Nacht mit blauer Farbe besprüht worden. Auf den Rücken der stehenden Gestalt hatte jemand ein Hakenkreuz und einen Penis gesprüht.

Die Zeitungen berichteten über die Beschädigung, auch internationale Kunstmagazine. Das Team der „Skulptur Projekte“ formulierte eine Mitteilung. Man sei zutiefst angewidert von der Gewalt und interpretiere diese als Attacke auf das Konzept des Kunstwerks und die vermittelten Werte, „die die Genderdurchlässigkeit und die nicht normative Körperpolitik zelebrieren“. Es handle sich um „eine faschistische Form von Gewalt, eine Gewalt, die Homosexuelle, Transsexuelle und Intersexuelle jeden Tag“ erlebten.

So wurde also das Werk durch die Gewalt endgültig das, was es nicht sein sollte – ein Werk zur Geschlechterfrage. Eisenman schreibt, sie habe mit Protesten gerechnet, mit Beschädigungen auch. Sie glaube aber, dass in New York die Beschädigungen sogar noch prompt, noch drastischer ausgefallen wären.

Die Künstlerin freut sich über eine Initiative, die Geld dafür sammelt, dass der Brunnen in Münster einen dauerhaften Platz finden soll. Eisenman wundert sich über Deutschland, über diese moderne Seite, und sie ist beeindruckt von der Gerichtsentscheidung über das dritte Geschlecht.

So viel Offenheit würde sie sich wünschen für die USA.

Die USA sind, geschlechtstheoretisch gesehen, ein Ort widersprüchlicher Botschaften, die nach Europa herüberstrahlen.

Da ist die #MeToo-Debatte, die das Verhältnis zwischen Männern



und Frauen neu definiert. Die Sexismus ahndet, Übergriffe benennt und die Frauen stärkt – aber in gewisser Weise auch in eine Opferrolle drängt. Eine Debatte, die Männer verunsichert – aber auch zum Nachdenken bringt.

Da ist Donald Trump, der Präsident, ein bekennender Grapscher und Frauenverächter, Vertreter des reaktionärsten Flügels der Konservativen. Da wird andererseits zum ersten Mal eine Transgenderperson als Delegierte ins Parlament eines amerikanischen Bundesstaats gewählt: Danica Roem, Journalistin von Beruf und der demokratischen Partei angehörig, Sängerin in einer Thrash-Metal-Band.

Bewegung, Gegenbewegung: Die Debatte wirkt in viele Richtungen. Mancher, der sich bedroht sah von so viel Moderne, hat sich vermutlich in die Arme Trumps und der Reaktion bewegt. Und nun sorgt der Sieg der Reaktion wiederum für mehr Wucht im Kampf jener Seite, die sich nach Modernisierung sehnt.

Der Triumph dieser transsexuellen Frau war ein Signal dafür, dass auch das, was Danica Roem im Wortsinn verkörpert, mehrheitsfähig geworden ist in den USA und damit zu einer neuen Variante der Normalität.

Oder ist alles viel einfacher und damit noch besser? Danica Roem hat ihre Wahlkampagne nicht als Genderaktivistin geführt, ihr großes Thema war – der Straßenverkehr. Als die Fernsehreporter sie nach ihrem Wahlsieg interviewten, wollte sie nicht über Genderfragen reden, sondern über den Stau auf den Hauptverkehrsadern ihrer Heimat. Diesen zu beseitigen, dafür sei sie angetreten. Die Menschen ihres Bezirks in Virginia, so scheint es, haben diese Transfrau nicht wegen und auch nicht trotz ihres Geschlechts gewählt. Sondern weil sie offenbar eine glaubwürdige Lokalpolitikerin ist – ganz egal, ob sie nun dem ersten, zweiten oder dem dritten oder gar keinem Geschlecht angehört.

Aber Gott schuf den Menschen als Mann und Frau.

Und was ist das nun, die neue Normalität? Unübersichtlichkeit gehört dazu und ständiger Wandel. Es gibt ja immer wieder neues Personal, jetzt, in der Geschlechterwelt: zwei Mütter mit Kindern. Zwei Väter mit Kindern. Oder zwei Männer und zwei Frauen, die sich zur Familiengründung zusammenschließen. Oder Co-Parenting: Eltern-



schaft, ohne dass die Eltern ein Paar wären.

Oder, noch ungewohnter, diese Geschichte, die kürzlich im „Time“-Magazin zu lesen war: Ein Mensch im Anzug zieht seine Krawatte stramm, betritt das Büro seiner Chefin und erklärt, dass er a) Transgender und b) schwanger sei.

Lauter Mapas überall? Müssen „Mama“ und „Papa“ bald neu definiert werden?

Müssen sie nicht, der Mainstream braucht sich nicht bedroht zu sehen. Und der junge Teil des Mainstreams tut das meistens auch nicht. Sie haben das mit den 60 Geschlechtern auf Facebook zur Kenntnis genommen, viele ganz unaufgeregt. Und oft sehen dieselben, die sich am Ende der Schulzeit im rosa Rausch oder konservativer Herrengarderobe in Retro-Pose auf den Abi-Ball begeben, die Sache mit den Geschlechtern ziemlich entspannt. Wenn Leon in der Zehnten plötzlich Lena sein will oder Alex erklärt, sie sei von nun an ein Mann – na und?

Die Älteren haben da mehr Schwierigkeiten, und ganz sicher: Man muss nicht rechtsradikal sein, um Irritation zu empfinden angesichts einer Gesellschaft, in der Klarheit dem Zweifel weicht.

Für Menschen, die der Bibel folgen, und das sind so wenige nicht, sagt das Buch Genesis 1, 27–28: „Gott schuf also den Menschen als Abbild, als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie. Gott segnete sie und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch.“

Von Hermaphroditen ist da nicht die Rede. Und auch nicht von zwei Männern mit Kind.

Was findet eine Partei normal, die das Christentum im Namen trägt, wie die Christlich Soziale Union?

Man denkt an die CSU und hat im Kopf: Betreuungsgeld. Belohnung für Menschen, die ihre Kinder nicht in die Kita schicken. Sehnsucht nach alter Zeit, als Vater zur Arbeit ging und Mutter bei den Kindern blieb.

Dann trifft man im Bayerischen Landtag Kerstin Schreyer, die Vorsitzende der CSU-Familienkommission: geschieden, alleinerziehend mit Kind.

Sie sagt: „Wir haben viele familiäre Lebensformen, für die wir Angebote brauchen.“ Sie sagt, dass die „Patchworkfamilie andere Fragen als die klassische Familie hat“. Man müsse auch an Menschen in zweiter oder dritter Ehe denken und an Eltern ohne Trauschein, sagt sie. Die Politik brauche „passgenaue Entscheidungen“, für alle.

Für alle? Also auch für zwei Väter mit Kind? Das denn doch nicht, nein, denn „Kindern geht es in der Regel gut, wenn sie ein männliches und ein weibliches Vorbild haben“. Und diese Sache mit dem dritten Geschlecht jetzt: „Das werde ich mir irgendwann noch erklären lassen müssen. Weil ich immer noch so aufgestellt bin, dass ich glaube, dass wir Männer und Frauen haben.“

Es ist ja nicht so, dass diese Republik darauf gewartet hätte, dass die binäre Geschlechterordnung aufgehoben wird. Aber es kam erstaunlich wenig Empörung, erstaunlich wenig Kritik.

Relativ still ist es auf konservativer Seite geblieben, nach dem Beschluss. Weiter rechts, bei der AfD, wurde begeistert protestiert, aber aus der Union kam wenig Schockstarre? Pragmatismus, weil nicht viel zu machen ist gegen den Beschluss des Bundesverfassungsgerichts?

Der Karlsruher Beschluss, dieser Schub in Richtung Moderne, ist ein Anspruch, den manche erst noch verkraften müssen, es ist ein ehrgeiziger Anspruch, aber dieser Gesellschaft tut er gut.

Er will ja die Geschlechter nicht abschaffen – er kann mehr Freiheit schaffen, für jedes Geschlecht.

Der Beschluss ist eine Einladung zur Gelassenheit, zur Liberalität. Eine Einladung, Stereotype infrage zu stellen und die Welt ein bisschen weniger in Rosa und Hellblau zu sortieren. Und beim Blick auf Sophie und Oliver im Kinderwagen noch ein bisschen abzuwarten, wer jetzt eigentlich die Diva wird und wer das Genie.

„Ein unanständiges, disziplinloses Weib.“

Parteien, Politiker können lernfähig sein. Das zeigt die Geschichte einer Abgeordneten, die es in die Weltpresse geschafft hat, im Jahr 1970, durch einen Auftritt im Bundestag.

Sie kam in Hosen.

Richard Jaeger, Bundestagsvizepräsident, CSU, hatte angekündigt, er werde einer Frau in Hosen das Rederecht entziehen. Er war nicht im Saal, als dann Lenelotte von Bothmer, SPD, das Hohe Haus im Hosenanzug betrat. Teile des Plenums gerieten in Rage, Teile der Öffentlichkeit auch. Leserbriefschreiber beschimpften die Abgeordnete, sie sei, schrieb einer, „ein ganz unanständiges, disziplinloses Weib“.

Es hat sich ein bisschen was verändert, seitdem. Wann wurde Angela Merkel auf der Regierungsbank einmal im Rock gesehen?

Tobias Becker, Ulrike Knöfel, Guido Mingels, Juan Moreno, Cathrin Schmiegel, Barbara Supp, Claudia Voigt

Männlich – Weiblich – Anderes

Regierung Die Noch-Koalition muss die Rechte Intersexueller besser schützen. Doch sie ist uneins, wie umfassend die Änderungen sein sollen.

Vanjas Verfassungsbeschwerde kam ohne Sternchen aus. Die Juristen, die für einen 27-jährigen Intersexuellen in Karlsruhe die Einführung eines „dritten Geschlechts“ gefordert hatten, vermieden in ihren Schriftsätzen den geschlechtsneutralen Stern in Begriffen wie „Inter*geschlechtlichkeit“.

Die Zurückhaltung hatte ihren Grund. In Deutschland müsse „generell mit einer konservativen Staatsrechtslehre gerechnet werden“, berichtete eine Juraprofessorin aus Vanjas Team jüngst auf einer Tagung in Berlin. Man wollte die Karlsruher Richter nicht unnötig verschrecken.

Ob diese Vorsicht zu Vanjas Erfolg in Karlsruhe beigetragen hat, ist unklar. Doch im Oktober fällten die Verfassungsrichter einen bahnbrechenden Beschluss: Die traditionelle Einteilung der Personenstandsregister in Mann und Frau verletze die Persönlichkeitsrechte der schätzungsweise bis zu 160 000 Bundesbürger, die ohne eindeutiges biologisches Geschlecht geboren wurden. Sie hätten Anrecht auf einen eigenen „positiven Geschlechtseintrag“.

Berlin muss den Spruch nun umsetzen, doch das ist heikel. Je nachdem, wie ernst die Bundesregierung das Karlsruher Votum nimmt, müssen nicht nur neue Regeln für Pässe oder Geburtsurkunden erstellt werden, sondern auch Tausende deutsche Paragrafen auf Respekt vor der geschlechtlichen Vielfalt geprüft werden – vom Wahlrecht für Gleichstellungsbeauftragte über das Transsexuellengesetz bis zu Versicherungspolicen, die Frauen und Männern unterschiedlich hohe Beiträge abverlangen.

Das federführende Innenministerium von Thomas de Maizière (CDU) plant offenbar eine verwaltungsrechtliche Minimallösung. In erster Linie müssten die Geschlechter im Personenstandsgesetz um eine dritte Kategorie ergänzt werden, heißt es in Regierungskreisen. Anstelle des lateinischen „inter“ bevorzugt man den deutscher klingenden Vorschlag des Ethikrates: „anderes“.

Wie sich das SPD-geführte Justizministerium positionieren wird, ist noch unklar. Die Haltung des ebenfalls sozialdemokratischen Familienministeriums ist umso klarer: Dort findet man die Überlegungen des De-Maizière-Resorts bei Weitem nicht ambitioniert genug. „Das Bundesinnenministerium hat sich schon in der vergangenen Wahlperiode einer Reform des Personenstandsrechts zum Schutz der Geschlechtervielfalt verweigert“, klagt Staatssekretär Ralf Kleindiek. „Ich erwarte, dass sich diese Haltung nun ändert.“



Geschlechtsneutrale Toilette in London
„Damen“ und „Herren“ müssen weichen

Lange vor dem Karlsruher Urteil hatte Kleindieks Haus schon eine interministerielle Arbeitsgruppe ins Leben gerufen, die mithilfe externer Gutachter grundlegende Reformideen für die Belange Trans- und Intersexueller entwickeln sollte. Die Ministeriumsliste der eigenen und geförderten Publikationen zum Thema füllt drei DIN-A4-Seiten.

So beseelt seien die Beamten des Familienministeriums von ihrer Mission gewesen, heißt es, dass sie an den Sitzungstagen der Arbeitsgruppe die Toilettentüren geschlechtsneutral beklebt hätten. Die Symbole für „Herren“ und „Damen“ seien Hinweisen auf Steh- und Sitzklos gewichen.

Aber dabei blieb es nicht. Ein Gutachten des Deutschen Instituts für Men-

schenrechte identifizierte gut 1300 aus Gendersicht problematische Paragrafen und empfahl ein Mantelgesetz, um größte Versäumnisse zu tilgen.

Ironischerweise tauchen die Probleme genau da auf, wo Gesetze zwischen Mann und Frau unterscheiden – eine jüngere Entwicklung. Traditionell enthalten die meisten Vorschriften das generische Maskulinum, ob für den „Schuldner“, „Arbeitgeber“ oder „Mörder“. Seit einigen Jahren werden Gesetze aber auch gezielt gegendert, mit „Verbraucherinnen“, „Beamtinnen“ und „Patientinnen“.

Diese Formulierungen könnten den eigentlich auf Gleichberechtigung sinnenden Gesetzesautoren nun auf die Füße fallen. Vorschriften, die nur an Mann und Frau anknüpfen, dürften durch das Karlsruher Urteil veraltet sein – Intersexuelle wie Vanja sind schließlich weiter außen vor. Findet der Stern nun doch den Weg ins Gesetz?

Es geht um mehr als bloße Formulierungen. So streiten Juristen, ob das bislang nur Frauen zustehende Wahlrecht für Gleichstellungsbeauftragte noch haltbar ist. Und: In welchen Gefängnissen soll der Staat verurteilte Intersexuelle festhalten, im Frauen- oder im Männerknast? Dürfen diese Verurteilten ihre Unterbringung frei wählen?

Aber auch Kernfragen der Geschlechtergerechtigkeit müssen beantwortet werden. Dürfen sich Intersexuelle nur einmal oder mehrfach neu entscheiden, ob sie Mann, Frau oder Andere sein wollen? Bis zu welchem Alter können Eltern anstelle der Kinder deren Geschlecht wählen? Soll künftig eine behördliche Zustimmung für Operationen nötig sein, die das Geschlecht eines Kindes für immer festlegen?

Das Familienministerium hat schon im Herbst in einem fünfseitigen Positionspapier ein Rahmengesetz für geschlechtliche Vielfalt gefordert, „einen nationalen Aktionsplan“ für die Belange der Betroffenen und „flächendeckende Beratungsstrukturen“. Viel Zeit bleibt nicht. Bis Ende des Jahres muss die neue Regelung fertig sein. Melanie Amann

BESTES WLAN

1&1 DSL INTERNET & TELEFON

9,99 €/Monat*

Sparpreis für 12 Monate,
danach 24,99 €/Monat.



INKLUSIVE!

Intelligent vernetzt im ganzen Haus!

Sichern Sie sich jetzt den 1&1 HomeServer Speed+ für 0,- €! Er ist das digitale Herzstück Ihres Heimnetzwerks und sorgt dank neuester WLAN-Technologie und Mehr-Antennentechnik für hohe Geschwindigkeiten und maximalen Surfspaß im ganzen Haus. Ideal für Musikstreaming, Video-on-Demand und vieles mehr. Der 1&1 HomeServer Speed+ ist gleichzeitig WLAN-Modem, leistungsfähige Telefonanlage und superschnelles Heimnetzwerk in einem Gerät.



NEU

1&1 HomeServer
Speed+

0,- €*

☎ 02602/9690

*1&1 DSL Basic ab 9,99 €/Monat für 12 Monate, danach 24,99 €/Monat. Inklusive Telefon-Flat ins dt. Festnetz, Internet ohne Zeitlimit (monatlich 100 GB bis zu 16 MBit/s, danach bis zu 1 MBit/s) und 1&1 DSL-Modem für dauerhaft 0,- € oder leistungsstarkem 1&1 HomeServer Speed+ für 0,- €/Monat in den ersten 12 Monaten, danach 4,99 €/Monat. Auf Wunsch auch mit Internet-Flat für 4,99 €/Monat mehr. Hardware-Versand 9,90 €. 24 Monate Vertragslaufzeit. Preise inkl. MwSt.
1&1 Telecom GmbH, Elgendorfer Straße 57, 56410 Montabaur



1und1.de



INA FASSBENDER / DPA

Häuser im nordrhein-westfälischen Freudenberg

Kommunen

Angst vor Steuerverlust

Untätigkeit des Bundes bringt Kämmerer in Nöte.

Städte und Gemeinden bangen um eine ihrer wichtigen Einnahmequellen: die Grundsteuer. Deutschlands Kommunen spült sie jährlich rund 14 Milliarden Euro in die Kassen. Die Abgabe müssen Immobilienbesitzer zahlen. Als Bemessungsgrundlage dient jedoch nicht der reale Wert der Immobilie, sondern ein deutlich niedrigerer – im Westen der Wert von 1964, im Osten der Einheitswert von 1935. Bereits 2014 hatte der Bundesfinanzhof diese Praxis als „Verstoß gegen den allgemeinen Gleichheitssatz“ gerügt und dem Bundesverfassungsgericht vorgelegt. Am 16. Januar will Karlsruhe darüber verhandeln. Kommunale Spitzenverbände vermuten, dass das Gericht die bisherige Praxis für verfassungswidrig

erklärt. Die Kommunen müssten daher fürchten, auf ihren Steuerforderungen wegen der ungeklärten Rechtslage sitzen zu bleiben. Denn der Bund hat es bisher versäumt, die Steuer den realen Grundstückswerten anzupassen – trotz einer entsprechenden Bundesratsinitiative von Ende 2016. Hessens Finanzminister Thomas Schäfer (CDU) sieht den Bund in der Pflicht: „Es wäre wichtig, dass die Politik den Reformbedarf selbst angeht und nicht erst vom Bundesverfassungsgericht dazu aufgefordert werden muss.“ Hauseigentümer brauchen noch nicht zu zittern: Der Bundesratsentwurf strebt eine „aufkommensneutrale“ Anpassung der Grundsteuer an – wie das gelingen soll, weiß bisher niemand. was

Steuerbetrug Regierung ohne Biss

Ein Gesetz der Großen Koalition gegen Steuerhinterziehung mit manipulierten Ladenkassen könnte zum Flop werden. Nach Schätzungen des Bundesrechnungshofs entgehen dem Fiskus jährlich bis zu zehn Milliarden Euro, weil Gastronomen oder Einzelhändler bei ihren Einnahmen tricksen. Spätestens An-

fang 2020 müssen deshalb in alle Kassen Sicherheitseinrichtungen eingebaut sein, um die steuerlich relevanten Daten zu speichern. Bislang hapert es aber an der technischen Umsetzung. Zwar hat die Physikalisch-Technische Bundesanstalt im Auftrag des Wirtschaftsministeriums ein kryptografisches Aufzeichnungsverfahren namens „Insika“ entwickelt. Während Österreich diese Methode

heute nutzt, entschied sich die Bundesregierung dagegen. Das technische Verfahren regelt nun eine „Kassensicherungsverordnung“, die die Zuständigkeit an das Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik (BSI) delegiert. Das BSI hat jetzt ein „Konzept“ für eine „technische Richtlinie“ vorgelegt, die in den Länderfinanzministerien für Ärger sorgt. In einer Stellungnahme aus

Nordrhein-Westfalen heißt es, das BSI-Konzept sei „in weiten Teilen schwer verständlich“. Hamburg kritisiert, in dem Dokument sei „kein schlüssiges Sicherheitskonzept erkennbar“. Ein Ministerialrat aus Bayern spottet sogar, die Wirtschaft könne darauf vertrauen, dass die Verwaltung nicht in der Lage sein werde, den gesetzlich vorgegebenen Termin zu halten. *mif*

Zeitgeschichte CIA warb für KPD

Die KPD wäre nie verboten worden, wenn die USA sich bei den Deutschen durchgesetzt hätten. 1956 wurde die Partei durch das Bundesverfassungsgericht auf Antrag der Adenauer-Regierung untersagt. Ausgerechnet der US-Geheimdienst CIA votierte gegen ein Verbot, wie Akten im Washingtoner Nationalarchiv zeigen. Danach hatten die US-Besatzer die KPD zwar bei der Zuteilung von Zeitungspapier oder Büromöbeln zunächst gezielt be-

nachteiligt. Aber selbst auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges 1950 lehnten die Amerikaner ein Verbot ab. Sie argumentierten, eine legale KPD ließe sich besser kontrollieren. Bonn sollte sich lieber „einzelne Mitglieder“ als die ganze Partei vornehmen. Später befand dann die CIA, ein Verbot sei überflüssig. Die KPD sei „nicht in der Lage“, die Bonner Westbindung zu verhindern oder gar die Macht an sich zu reißen. Es gäbe überhaupt nur eine Handvoll Kommunisten, deren Verhaftung sich lohne, so der US-Dienst 1954. *klw*

Sondierungen Versöhnung beim Thema Glyphosat

Union und SPD haben vereinbart, den Streit um den Einsatz des Unkrautvernichtungsmittels Glyphosat schnell und einvernehmlich zu lösen. Das ist ein Ergebnis des Spitzentreffens beider Seiten am Mittwoch, an dem zeitweise auch Landwirtschaftsminister Christian Schmidt und Umweltministerin Barbara Hendricks teilnahmen. Schmidt hatte kürzlich gegen den ausdrücklichen Willen Hendricks und

auch des Kanzleramts in der EU dafür gestimmt, die Zulassung für Glyphosat zu verlängern. Die SPD hatte das als schwere Belastung für Sondierungsgespräche empfunden. Bei dem Treffen legten beide Seiten zudem fest, keine Zwischenstände der Verhandlungen zu kommunizieren. So dürfe kein Sondierungsteilnehmer in Talkshows gehen oder Interviews geben. Außerdem wurden Aufträge für Arbeitsgruppen vereinbart, die bis Donnerstag ihre Gespräche zu 14 Themenfeldern beendet haben sollen. *ran*

Flotte „Extremfall dieser Mangelwirtschaft“



Hans-Peter Bartels, 56 (SPD), Wehrbeauftragter des Bundestags, zur U-Boot-Misere bei der Marine

SPIEGEL: Seit Mitte Oktober ist kein deutsches U-Boot mehr einsatzfähig – wie konnte es so weit kommen?
Bartels: Seit der letzten Bundeswehrreform 2011 werden kaum noch Ersatzteile auf Vorrat gekauft. Die materielle Einsatzbereitschaft ist dadurch in allen Truppenteilen stark gefährdet – von ihren 244 „Leopard“-Kampfpanzern kann die Bundeswehr derzeit nur 95 zum Üben nutzen, weil die anderen kaputt

sind oder umgerüstet werden. Bei den U-Booten ist jetzt der Extremfall dieser Mangelwirtschaft eingetreten: Von sechs fahren sechs nicht mehr.
SPIEGEL: Das U-Boot-Geschwader ist ja auch zur Ausbildung da. Gibt es noch genug U-Boot-Fahrer, wenn die Schiffe repariert sind?
Bartels: Wenn über Monate keine Ausbildung im Wasser möglich ist, wirft das die Marine auch personell zurück. Das bedeutet, dass die Flotte gegenwärtig keine geschlossene einsatzfähige U-Boot-Besatzung mehr hat.
SPIEGEL: Das heißt, es gibt nicht nur einen materiellen, sondern auch einen personellen Notstand?
Bartels: Ich bin zu Beginn meiner Amtszeit 2015 mal zum Standort des Transportfliegers A400M in Wunstorf gefahren – da gab es jede



Indienststellung des U-Boots „U36“ in Eckernförde 2016

Menge ausgebildete Piloten, aber keine A400M. Danach war ich in Eckernförde – da war die Lage damals genau umgekehrt: Es gab U-Boote, aber zu wenig Besatzungen. Das liegt daran, dass die Marine nur so viele Spezialisten einstellen und ausbilden kann, wie sie tatsächlich

braucht – wenn dann später jemand abspringt, fehlt es an Ersatz.
SPIEGEL: Wann wird sich die Lage bessern?
Bartels: Drei der sechs Boote sollen bis November wieder flott sein, so die offizielle Prognose. Mit Verzögerungen ist immer zu rechnen. *ab*

Entführungen Zeuge aus Vietnam

Im Fall des aus Berlin entführten vietnamesischen Geschäftsmanns Trinh Xuan Thanh prüfen die deutschen Strafverfolgungsbehörden, wie sie einen neu aufgetauchten Zeugen vernehmen können. Ein Oberstleutnant der vietnamesischen Geheimpolizei aus der Abteilung, die für die Entführung verantwort-

lich gewesen sein soll, wollte nach Deutschland fliehen, um dort Asyl zu beantragen. Der Mann, Phan Van Anh Vu, 42, wurde aber in Singapur festgesetzt, nachdem Hanoi seine Pässe annulliert hatte. Seine Ehefrau hat einen Frankfurter Anwalt beauftragt, sich für eine schnelle Aufnahme ihres Mannes durch Deutschland einzusetzen. „Der Offizier kann den deutschen Behörden wertvol-

le Hinweise über die Entführung und ihre Auftraggeber liefern“, so Petra Schlagenhauß aus dem deutschen Anwaltsteam des entführten Trinh. „Die Deutschen sollten ihn zumindest vernehmen, solange er noch in Singapur ist.“ Nach Informationen aus Sicherheitskreisen wird ein entsprechendes Rechtshilfeersuchen geprüft, da man an den Aussagen sehr interessiert sei. Trinh und sei-

ne Begleiterin waren am 23. Juli im Berliner Tiergarten in einen Transporter gezerrt und nach Hanoi verschleppt worden. Die vietnamesische Regierung wirft ihm vor, als Manager einer Tochtergesellschaft von PetroVietnam Millionenverluste verursacht zu haben. Am 8. Januar beginnt der erste von zwei Prozessen gegen Trinh – seine Anwälte vermuten dahinter politische Machtspiele. *kno*

Fürchterlich

Sexualdelikte Rechte Internetseiten veröffentlichen Meldungen über angebliche Vergewaltigungen durch Flüchtlinge. Sie wollen damit zeigen, dass Frauen in Deutschland nicht mehr sicher sind. Mit der Wirklichkeit hat das wenig zu tun.

Am 6. April 2016 griff ein Unbekannter auf einem Spielplatz in Rostock-Warnemünde eine 20-jährige Frau an und zwang sie zum Oralverkehr. Dann flüchtete er. Die Frau sagte, der Täter sei dunkelhäutig gewesen.

Am 6. August 2016 überfiel ein Unbekannter in der Nähe der Bochumer Ruhr-Universität eine 21-jährige Studentin aus China, strangulierte sie mit einem Strick und vergewaltigte sie. Die Chinesin sagte, der Täter habe mit ausländischem Akzent gesprochen. Die Polizei fahndete nach einem Mann mit „mittelasiatischem/dunklem Hauttyp“.

Zwei Vergewaltigungen in Deutschland, über die 2016 in überregionalen Medien berichtet wurde. Das Problem ist nur: Eine davon hat offenbar nicht stattgefunden.

Der „Uni-Vergewaltiger“ von Bochum existiert tatsächlich, er überfiel drei Monate später eine weitere chinesische Studentin. Danach wurde er gefasst, ein 31-jähriger Asylbewerber aus dem Irak, der mit seiner Frau und zwei Kindern in einer Flüchtlingsunterkunft in der Nähe der Tatorte wohnte. Ein Gericht hat ihn in erster Instanz zu elf Jahren Freiheitsstrafe verurteilt.

Den Vergewaltiger in Rostock gab es wohl nicht. Die Polizei äußerte schon in ihrer ersten Pressemitteilung Zweifel daran, dass ein Überfall stattgefunden hat. Die rechtsmedizinische Untersuchung legte nahe, dass die Frau sich ihre Verletzungen selbst zugefügt hatte. Im Juni 2016 stellte die Staatsanwaltschaft Rostock die Ermittlungen ein. Doch da kursierte die Meldung vom dunkelhäutigen Vergewaltiger schon lange tausendfach im Internet. Die „Schweriner Volkszeitung“ berichtete online über die vermeintliche Sexualstraftat und berief sich auf „interne Informationen“. Der Artikel begann mit den Worten „Polizeipräsidium Rostock schweigt“.

In einem Bericht auf der Facebook-Seite „NonStopNews Rostock“ wurde aus dem Dunkelhäutigen ein Südländer: „Sexualverbrechen in Warnemünde? Wurde junge Frau vergewaltigt? Südländer soll Frau angegriffen haben.“

Die Website Rapefugees.net wurde noch konkreter: „Polizei Rostock verschweigt orale Vergewaltigung durch Araber.“

Die Geschichte dieses haltlosen Gerüchts ist wichtig, weil derlei Meldungen beeinflussen, welches Bild die Deutschen von Flüchtlingen haben. Solche Veröffent-

lichungen spielen mit Urängsten vor dem fremden Vergewaltiger. Wohl kaum ein Argument nannten Anwohner in den vergangenen Jahren häufiger, wenn sie verhindern wollten, dass in ihrer Nähe eine Flüchtlingsunterkunft eröffnete. Wenn „die“ erst da seien, könne man seine Frauen und Kinder ja nicht mehr ohne Schutz auf die Straße lassen.

Nach der Silvesternacht in Köln 2015/2016 machte die Polizei vor allem junge Männer aus Nordafrika für Attacken auf Hunderte Frauen verantwortlich. Diese Nacht beendete die Willkommenseuphorie, manche Deutsche stellten erschreckt fest, dass mit den Migranten auch Probleme ins Land gekommen waren.

Im Herbst 2016 fand man in Freiburg die Studentin Maria L., vergewaltigt und in der Dreisam ertränkt. Der mutmaßliche

Polizisten und Wissenschaftlern gesprochen und rund 450 Meldungen im Internet über vermeintliche Sexualdelikte von Asylbewerbern und Migranten ausgewertet. Reporter recherchierten bei Polizeiinspektionen, Staatsanwaltschaften und Gerichten, um die Hintergründe der Meldungen und den Ausgang möglichst jedes Verfahrens herauszufinden. Bis zu fünfmal fassten sie nach, in mehreren Fällen trafen sie Sachbearbeiter zu Hintergrundgesprächen. Dann wurden die Informationen zusammen mit Datenjournalisten und Dokumentaren analysiert.

Wer auf Facebook Seiten mit Namen wie Heimatliebe.Deutschland, Truth24.net oder irgendeine AfD-Ortsgruppe gelikt hat, starrt bald in eine parallele Realität, in einen Abgrund: Tagtäglich spült das soziale Netzwerk Meldungen über grauenhafte Gewaltverbrechen und Vergewaltigungen in die Timeline. Bilder zeigen arabisch oder afrikanisch aussehende Männer, dazu panisch in die Kamera blickende Frauen, denen jemand von hinten den Mund zuhält, oder Kinder, die zusammengekauert im Schatten sitzen.

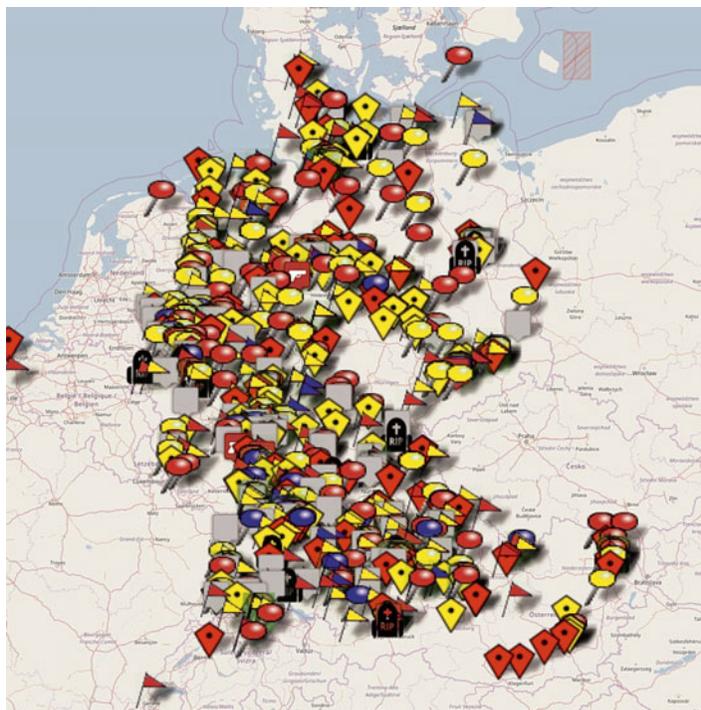
Eine besonders perfide Seite ist Rapefugees.net. Die Macher behaupten, dass Polizei, Politik und Medien die Wahrheit verschweigen. Sie sammeln auf einer virtuellen Deutschlandkarte vermeintliche Gewalt- und Sexualdelikte von Flüchtlingen.

Rapefugees, dieser hetzerische Begriff aus den beiden englischen Wörtern Rape und Refugees, Vergewaltigung und Flüchtlinge, taucht seit der Kölner Silvesternacht 2015/2016 immer häufiger auf rechten Internetseiten auf. Lutz Bachmann, Initiator der Pegida-Demonstrationen, trug bei

einer seiner Demos ein T-Shirt mit der Aufschrift „Rapefugees not welcome“.

Wer sich die Deutschlandkarte auf Rapefugees.net anschaut, kann es mit der Angst zu tun bekommen. Von Deutschland ist fast nichts mehr zu sehen. Die gesamte Karte ist bedeckt mit roten, gelben und lila Fähnchen, mit Vierecken und Stecknadeln – angeblich alles Markierungen für Vergewaltigungen, sexuellen Missbrauch, exhibitionistische Handlungen. Dazwischen prangen vereinzelt schwarze Gräber mit der Inschrift „RIP“ für vermeintliche Morde, die Flüchtlinge begangen haben sollen.

Erst beim genauen Lesen der Seite wird klar, dass auch andere tatverdächtige Migranten in die Sammlung aufgenommen



Rapefugees.net-Karte: „Flüchtlinge vergewaltigen Oma im Schlaf“

Täter ist ein afghanischer Asylbewerber, er steht vor Gericht. Im Frühjahr 2017 vergewaltigte ein abgelehnter Asylbewerber aus Ghana eine Frau, die mit ihrem Freund in der Bonner Siegaue zeltete. Er ist in erster Instanz zu elfeinhalb Jahren Freiheitsstrafe verurteilt worden.

Solche Nachrichten bestärken diejenigen, die immer schon zu wissen meinten, wie gefährlich Flüchtlinge sind. Aber was ist dran an der Behauptung, der Alltag für Frauen in Deutschland sei gefährlicher geworden, weil immer mehr Zuwanderer gekommen sind? Leben Frauen tatsächlich unsicherer als vor drei Jahren? Und wie oft verüben Flüchtlinge Sexualstraftaten?

Um diese Fragen zu beantworten, hat der SPIEGEL Statistiken ausgewertet, mit



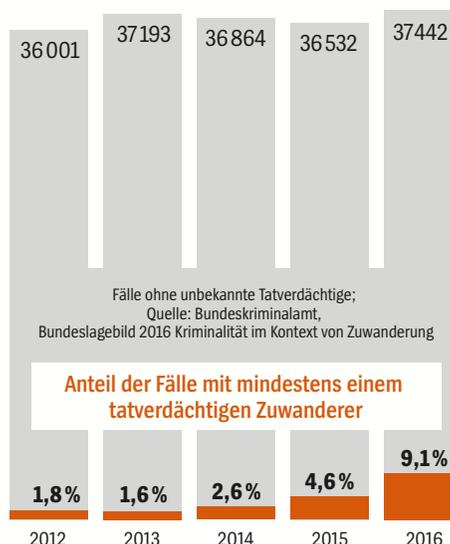
SVEN DOERING / DER SPIEGEL

Tatort in Türkismühle: Die Ermittlungen wurden längst eingestellt

men wurden. Die Macher geben vor, sich auf seriöse Quellen zu stützen, auf Polizeimeldungen und Berichte von Zeitungen. Das wirkt echt. Dazu verfassen anonyme Autoren Beiträge mit Überschriften wie „Gruppenvergewaltigung: Armutsfüchtlinge vergewaltigen bettlägerige Oma im Schlaf krankenhausesreif“ oder „Gruppenvergewaltigung: Wie die NRW Justiz einer Lokalzeitung verbietet diese Bilder zu veröffentlichen“. Dahinter steckt immer dieselbe Erzählung: Vergewaltigungen wie die in Bochum, Freiburg und Bonn sind keine grauenhaften Einzelfälle; Flüchtlinge – meistens Muslime – sind eine Gefahr für Frauen.

Der SPIEGEL hat die Behauptungen der Rapefugees.net-Karte überprüft. Um ein umfassendes Bild zu erheben, wählten die Reporter zehn Bundesländer aus, darunter Stadtstaaten, große und kleine Flächenländer in Ost und West: Bayern, Berlin, Bremen, Hamburg, Mecklenburg-Vorpom-

Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung



mern, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Saarland, Sachsen-Anhalt und Schleswig-Holstein. In diesen Ländern untersuchten sie jede Markierung aus dem gesamten Jahr 2016. Für diesen Zeitraum liegen oft bereits Ermittlungsergebnisse von Polizei und Justiz vor. Insgesamt waren das 445 Fälle.

Manche Fälle tauchten auf der Karte mehrfach auf, andere Markierungen waren mit einem Link verbunden, der ins Nichts oder zu einer Seite führte, die nichts mit der vermerkten Tat zu tun hatte. Von anderen auf der Karte eingetragenen Fällen hatte weder die Staatsanwaltschaft noch die Polizei je etwas gehört. Alle diese Markierungen wurden aussortiert. Übrig blieben 291 Fälle, die die Reporter auswerten.

Schon nach der ersten Überprüfung entfiel also rund ein Drittel der Taten, die auf Rapefugees.net eingetragen waren. Unter den restlichen 291 Meldungen gibt es, wie bei einer guten Lüge, zumindest manches, was der Wahrheit entspricht. Rund hundert Tatverdächtige oder Täter sind tatsächlich Flüchtlinge, also in einem Drittel der untersuchten Fälle. In einem weiteren Drittel der Fälle sind die Täter unbekannt. Die übrigen sind Ausländer mit ungeklärtem Aufenthaltsstatus, EU-Bürger und in 22 Fällen Deutsche (siehe Grafik). Mit ihrem hetzerischen Namen erweckt die Seite jedoch den Eindruck, als hätten nur Flüchtlinge die 445 Sexualdelikte verübt.

Die Beschreibung der Taten auf der Website ist noch häufiger falsch. Die Macher sprechen in 205 der aufgeführten 291 Fälle von Vergewaltigungen. Die Recherche ergab aber, dass die Taten, um die es ging, nur in 59 Fällen zumindest mutmaßliche Vergewaltigungen waren. Stattdessen ging es oft um weniger schwerwiegende Delikte wie sexuelle Nötigung oder Belästigung, was schlimmer genug ist. In 47 Fällen werteten die Behörden den Vorfall nicht als Straftat. Was die Karte suggeriert, ist also oft stark übertrieben im Vergleich zu dem, was Polizei und Justiz ermittelten.

Insgesamt waren Flüchtlinge in 26 aller untersuchten Vergewaltigungsfälle Täter oder tatverdächtig. Jedes dieser Verbrechen ist eines zu viel, aber es sind wenige, verglichen mit denen, die auf der Karte stehen.

Wegen Vergewaltigung verurteilt wurden 18 Flüchtlinge, insgesamt sprachen Gerichte in erster oder zweiter Instanz 51 Flüchtlinge schuldig, in mehr als der Hälfte der Fälle wegen sexuellen Missbrauchs oder sexueller Nötigung. Hinzu kommen 18 verurteilte Ausländer, die zwar keine Flüchtlinge sind, deren Aufenthaltsstatus aber ungeklärt ist, darunter Türken und Afghanen, mehrere Serben, ein Aserbaidschaner und ein ukrainischer Tourist, der eine volltrunkene Frau auf dem Okto-

berfest sexuell missbrauchte. Sechs der verurteilten Straftäter sind EU-Bürger, acht sind Deutsche. So wie der 46-Jährige, der eine blinde Frau im bayerischen Pfaffenhofen auf offener Straße hinterrücks überfiel und sexuell nötigte.

Auf der Rapefugees.net-Karte ist der Fall mit der Bemerkung „Vertuschungsverdacht“ versehen. Hinweise gibt es dafür nicht.

Eine genauere Betrachtung der Delikte, derentwegen Flüchtlinge verurteilt wurden, ergab, dass etliche in Flüchtlingsunterkünften passierten. Meist waren die Opfer Kinder anderer Flüchtlinge. So lockte im August 2016 ein junger Eritreer ein sechsjähriges eritreisches Mädchen in sein Zimmer in einem Hamburger Heim und missbrauchte es. Die Polizei verhaftete ihn.

24 der untersuchten Rapefugees.net-Meldungen sind vermutlich Falschbeschuldigungen. Dazu gehört die wahrscheinlich erfundene Vergewaltigung in Rostock, die immer noch auf der Karte eingetragen ist. Und der Fall einer 15-jährigen Schülerin aus Mönchengladbach, die im Januar 2016 behauptet hatte, in der Nähe des Hauptbahnhofs vergewaltigt worden zu sein. Der Täter habe ein „gebräuntes Gesicht“ gehabt und mit ausländischem Akzent gesprochen. Wütende Anwohner hatten sich daraufhin zu einer Bürgerwehr zusammengeschlossen. Gut eine Woche später verkündete die Polizei, die Tat habe „so nicht stattgefunden“. Der vermeintliche Täter war ein Bekannter des Mädchens, der aus sagte, alles sei einvernehmlich geschehen. Die Staatsanwaltschaft ermittelte gegen die 15-Jährige wegen Vortäuschen einer Straftat, stellte die Ermittlungen aber ein.

Die wenigsten Meldungen auf der Rapefugees.net-Karte sind auf den ersten Blick wahr oder falsch. Meist ist lediglich klar, dass es ein Aufeinandertreffen zwischen Täter und Opfer gab. Häufig werden trotzdem in der Karte Vorfälle als Vergewaltigungsversuche, Gruppenvergewaltigung oder – ganz kreativ – als „GRUPPENVERGEWALTIGUNG Versuch und Prügel Attacke durch ISIS Sex-Jihadisten“ bezeichnet, die in der Polizeimeldung weniger drastisch klingen:

► 13. Mai 2016, Hagen: Gegen Mitternacht bedrängen drei Jugendliche eine 13-Jährige am Bahnhof und begripschen sie. Deren 13-jähriger Begleiter greift ein, daraufhin gehen die drei auf den Jungen los. Als Passanten kommen, fliehen sie. Besonderes Kennzeichen der Täter: „nordafrikanisches Erscheinungsbild“.

► 21. Mai 2016, Düsseldorf: Ein Paar ist gegen Mitternacht am Tönhallenufer unterwegs, als die junge Frau plötzlich von hinten umarmt und angefasst wird. Als ihr Freund dazwischengeht, wird er von mehreren Personen verprügelt. Beson-



Tatort in Pfaffenhofen: Rapefugees.net vermutet eine Vertuschung

deres Kennzeichen aller Täter: „südländisches Erscheinungsbild“.

► 2. Juli 2016, Nürnberg: Eine junge Frau ist nachts um drei Uhr auf dem Heimweg, als sich von hinten jemand nähert und sie sexuell berührt. Sie schreit, er flieht. Besonderes Kennzeichen: „südländischer Typ“.

► 28. August 2016, Türkismühle: Ein Unbekannter spricht eine 38-Jährige am Bahnhof an, drückt sie gegen die Mauer, fasst ihr ans Gesäß und versucht sie zu küssen. Als sie ihn „energisch anspricht“, flieht er. Besonderes Kennzeichen: „südländisches Aussehen“.

Die vier Fälle sind gravierend, keine Frage. Aber es waren keine Vergewaltigungen, anders als Rapefugees.net behauptet. Und von „ISIS Sex-Jihadisten“ war erst recht nichts zu sehen.

In all diesen Fällen hat die Staatsanwaltschaft die Ermittlungen eingestellt, weil die Täter unbekannt blieben. Bei insge-

samt 29 Prozent aller untersuchten Markierungen ist das so: Niemand wird jemals aufklären, ob die Täter Flüchtlinge waren. Gut möglich, dass dies in einigen Fällen zutrifft. Theoretisch ist es sogar möglich, dass alle unbekannt Täter Asylbewerber waren. Bei der Auseinandersetzung am Hagenener Bahnhof ist das eher unwahrscheinlich. Laut Zeugen gab es nur einen Täter, und der habe akzentfrei deutsch gesprochen.

Die Beschäftigung mit diesen Daten ist kleinteilig und kompliziert, aber nur so lässt sich beispielhaft verstehen, was dran ist an derlei Behauptungen und wie rechte Seiten operieren. Denn hier kommt vieles zusammen, was Menschen in Deutschland verunsichert: die Flüchtlingskrise, die Sorge um die innere Sicherheit und der Vertrauensverlust in Politik und in klassische Medien. Und auch der wachsende Einfluss von Internetseiten und -foren, in denen sich Menschen gleicher politischer Couleur

gegenseitig in ihrer fragwürdigen Weltsicht bestätigen.

Die traditionellen Medien, so die Annahme bis in bürgerliche Kreise hinein, paktierten mit Bundeskanzlerin Angela Merkel und verschwiegen die allgegenwärtigen Sexualverbrechen, um die Akzeptanz für die Flüchtlingspolitik nicht zu gefährden.

Etliche Leser forderten in den vergangenen zwei Jahren den SPIEGEL in Zuschriften auf, endlich mit der Vertuschung der Wahrheit aufzuhören und die Gefahr zu benennen: Flüchtlinge, die hierzulande Frauen und Kinder vergewaltigen. Es sei dringend notwendig, über die „Unterdrückung von Daten über von Migranten verübte Vergewaltigungen zu berichten“, schrieb eine Frau. Dazu schickten sie oft Links zu Internetseiten, die vermeintliche Vergewaltigungsfälle von Flüchtlingen sammelten.

Die klassischen Medien befinden sich in einem Zwiespalt. Berichten sie nicht über das Thema und die im Internet kursierenden Gerüchte, sehen sich die Skeptiker in ihrem Glauben bestätigt, ihnen werde etwas verschwiegen. Nehmen sich Reporter, wie jetzt, beispielhaft eine Seite vor, müssen sie bedenken, dass sie Hetzseiten im Internet noch bekannter machen.

Die Macher von Rafeugees.net, die so viel Zeit darauf verwenden, die Karte mit Inhalten zu befüllen, geben sich offenbar ebenso viel Mühe, ihre eigene Identität zu verschleiern. Das Impressum führt zu einer

Person namens F. Mueller in Uruguay, die Seite wird über einen Server in den USA betrieben. Anfragen des SPIEGEL blieben unbeantwortet. Facebook hat das dazugehörige Profil im Mai 2016 gelöscht.

Die Betreiber der Seite nutzen die grundsätzliche Angst vor allem Fremden. Diese Furcht ist in jedem Menschen angelegt. Um die Welt zu vereinfachen, schreiben Menschen Fremden bestimmte Eigenschaften zu, so stecken schnell ganze Gruppen in einer Kategorie fest: Roma klauen, Italiener flirten gern, und Flüchtlinge – meistens Muslime – sind gefährlich und vergewaltigen Frauen.

Wieso bei Flüchtlingen ausgerechnet dieses Vorurteil greift, versucht Wolfgang Benz zu erklären. Der Vorurteilsforscher und emeritierte Professor an der Technischen Universität Berlin glaubt, in Bezug auf Flüchtlinge werde in vielen Köpfen ein Bild „reaktiviert“, das schon lange im kollektiven Gedächtnis der Deutschen existiere. Es ist das Bild eines Landes, das besetzt ist von fremden Truppen, die hausen wie die Barbaren.

„Das uns überfallende Heer, das sind heute nicht mehr die Russen, sondern Flüchtlinge, und die Vergewaltigungen, wie in jedem Krieg in der Vergangenheit, sind Teil der Kriegsführung“, sagt Benz. Dieses Ressentiment sei durch die Ereignisse der Kölner Silvesternacht und den Ton der Berichterstattung größer geworden. Jede Nachricht von einem übergriffigen Flüchtling wirke wie ein Verstärker,

gegenteilige Meldungen würden nicht mehr ernst genommen.

Tatsächlich erfährt die Öffentlichkeit nur von wenigen Übergriffen. Allerdings nicht, weil sie verschwiegen werden. Insgesamt gibt es so viele, dass man mit der Berichterstattung darüber jeden Tag eine ganze Zeitung füllen könnte. Laut Polizeilicher Kriminalstatistik (PKS) wurden 2016 insgesamt 47401 mutmaßliche Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung erfasst, begangen sowohl von Deutschen als auch von Nichtdeutschen. Das sind knapp 130 Anzeigen pro Tag. In Wahrheit passiert wohl noch viel mehr, aber viele Opfer gehen nicht zur Polizei.

Beim Stichwort Vergewaltigung denken viele unwillkürlich an einen Unbekannten, der nachts Frauen ins Gebüsch zerrt. Tatsächlich ist der mutmaßliche Täter nur in einem Fünftel aller angezeigten Vergewaltigungen und schweren sexuellen Nötigungen ein Fremder. Das hat die Kriminologische Zentralstelle (KrimZ) in Wiesbaden errechnet. Meistens kennt das Opfer den mutmaßlichen Täter, weil er ein Bekannter, Freund oder Verwandter ist.

Das Bundeskriminalamt (BKA) veröffentlicht seit einigen Jahren ein Bundeslagebild, das sich speziell mit der Kriminalität von Zuwanderern befasst. Der Begriff Zuwanderer umfasst Asylbewerber, Geduldete, Illegale und Kontingentflüchtlinge. Tatverdächtige mit positiv abgeschlossenem Asylverfahren gehören nicht dazu. Im Jahr 2016 wurde bei 3404

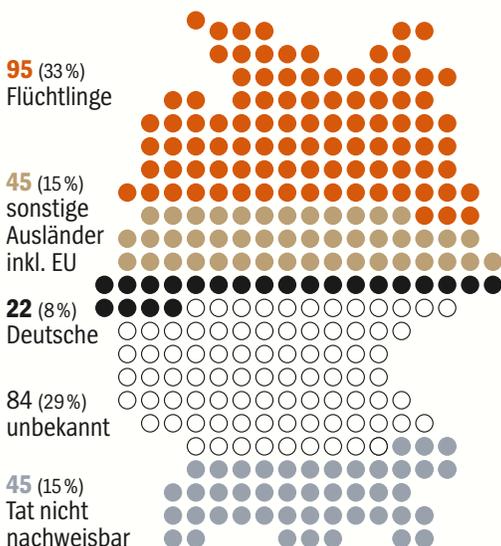
Gefährliche Halbwahrheiten

Die Seite Rafeugees.net veröffentlicht Meldungen über angebliche Vergewaltigungen durch Flüchtlinge. Der SPIEGEL hat 291 Fälle aus dem Jahr 2016 detailliert überprüft.

Tatverdächtige/Täter*

nach tatsächlicher Herkunft

*abhängig vom Verfahrensstand

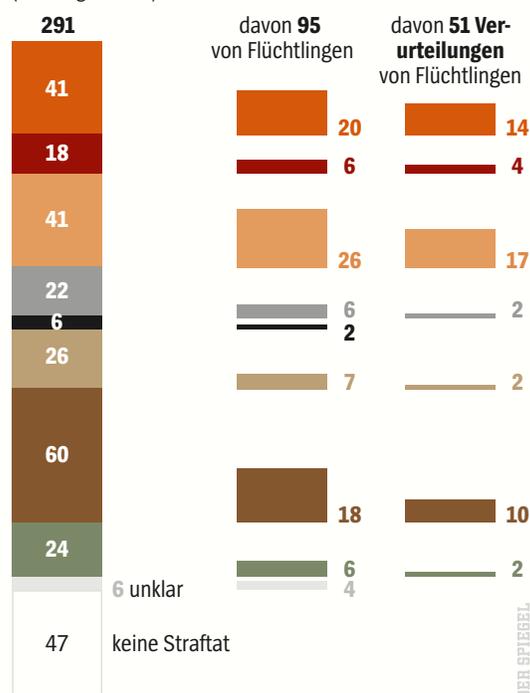


291 behauptete Delikte* auf Rafeugees.net

* inklusive Versuche



Tatsächliche/mutmaßliche Delikte* (vorläufiger Stand)



Sexualstraftaten mindestens ein Zuwanderer als Tatverdächtiger identifiziert. Das sind mehr als doppelt so viele Fälle wie im Vorjahr (siehe Grafik). Drastisch sind die Steigerungsraten bei sexuellen Nötigungen und sexuellem Missbrauch von Kindern.

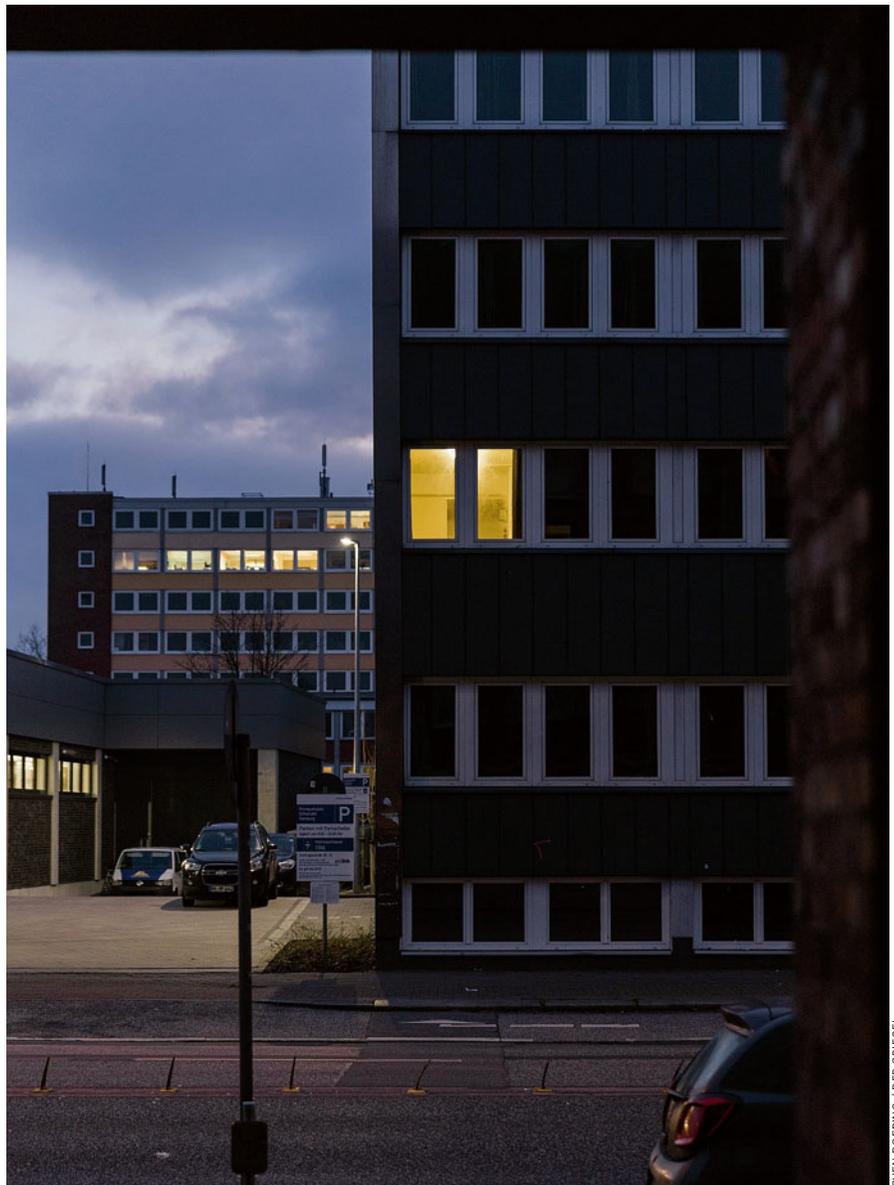
„Wir als bayerische Polizei nehmen es sehr ernst, dass die Zuwanderung Einfluss auf das Sicherheitsgefühl hat“, sagt Harald Pickert, Leiter einer Expertengruppe des bayerischen Innenministeriums, die Sexualstraftaten im Freistaat in den vergangenen fünf Jahren untersucht. Was hat sich verändert und was nicht? Wo werden die Taten begangen? Wer sind die Täter, wer die Opfer? Gibt es typische Täterbiografien?

Die Gruppe gibt es, weil der bayerische Innenminister Joachim Herrmann kurz vor der Bundestagswahl verkündet hatte, die Zahl der Vergewaltigungen und schweren sexuellen Nötigungen sei im ersten Halbjahr 2017 in Bayern deutlich gestiegen, um 47,9 Prozent. 126 Taten von 685 seien Zuwanderern zuzurechnen, 91 Prozent mehr als im Vorjahreszeitraum. Letzteres entspricht in etwa den Aussagen des BKA, allerdings werden in der bayerischen Kriminalstatistik auch die anerkannten Asylbewerber zu der Gruppe der Zuwanderer gezählt.

Pickert, 54, ist Polizeivizepräsident für Oberbayern Süd, er führt den Anstieg der Anzeigen von Sexualstraftaten auf mehrere Gründe zurück: Viele Bürger hätten erst wegen der Debatten um die Kölner Silvesternacht begriffen, dass Grapschen strafbar ist – seit einer Gesetzesänderung Ende 2016 gilt es zudem nicht mehr nur als Beleidigung, sondern ausdrücklich als sexuelle Belästigung. Früher wurde Grapschen in der PKS nicht als Sexualdelikt gewertet, jetzt schon. „Damit ist das Mehr an Anzeigen zu erklären und nicht etwa durch eine andere Lebenswirklichkeit“, so Pickert.

Es falle allerdings auf, dass die Zahl der tatverdächtigen deutschen Sexualtäter eher stagniere oder sinke, während die Zahl der tatverdächtigen Zuwanderer deutlich gestiegen sei. Diese Tendenz sei bereits seit fünf Jahren sichtbar. „Kein Wunder“, sagt Pickert, schließlich seien auch immer mehr Zuwanderer gekommen. Die seien im Vergleich zur deutschen Bevölkerung im Durchschnitt jünger und häufiger männlichen Geschlechts. Sie würden eher in Großstädten leben, hätten häufiger keine Ausbildung, keine Arbeit, kein Einkommen. „Das können alles kriminalfördernde Faktoren sein.“

Im ersten Halbjahr 2017 wurde laut Pickert ungefähr ein Fünftel aller Sexualdelikte von Zuwanderern in Flüchtlingsunterkünften begangen. Knapp 20 Prozent aller Opfer seien selbst Flüchtlinge. Damit



Flüchtlingsunterkunft in Hamburg: Viele Opfer sind selbst Asylbewerber

seien – proportional gesehen – besonders andere Flüchtlinge gefährdet, Opfer sexueller Übergriffe von Zuwanderern zu werden.

Wie kann man dieser Entwicklung entgegenwirken? „Nur weil eine bestimmte Bevölkerungsgruppe durch Sexualdelikte auffällt, brauchen wir keine neuen Antworten“, findet Martin Rettenberger, Direktor der KrimZ.

Ein Teil der Zuwanderer stamme aus Gesellschaften, in denen Sexualstraftaten seltener bestraft werden. Dort komme es durchaus häufiger zu solchen Delikten. „Aber die meisten Menschen passen ihr Verhalten in einem neuen sozialen Umfeld schnell an“, so Rettenberger. „Soziale Werte und Normen, die einst verinnerlicht wurden, bleiben trotzdem veränderbar. Araber oder Afrikaner sind nicht per se übergriffiger als Europäer.“

In den USA würden mehr als fünfmal so viele Menschen im Jahr vorsätzlich ge-

tötet wie in Deutschland. „Trotzdem käme niemand auf die Idee zu behaupten, Amerikaner seien eben gewalttätiger als Deutsche.“ Entscheidend sei die Biografie des Einzelnen. Viele Sexualstraftäter hätten eine gestörte Impulskontrolle, oftmals kombiniert mit geringem Selbstwert. Zum Täter würden besonders oft Menschen mit labiler Persönlichkeit sowie Traumatisierte ohne Kontrolle durch enge soziale Beziehungen. All das treffe auf Flüchtlinge erwartungsgemäß häufiger zu als auf andere Bevölkerungsgruppen. Die „einzige langfristige Lösung, wenn wir Sicherheit wollen“, so Rettenberger, sei nachhaltige Integration: Bildung, Arbeit, soziale Betreuung. „Ich kann jeden Bürger verstehen, der keine Lust hat, auch noch Geld in potenzielle Sexualstraftäter zu investieren. Aber von der Politik erwarte ich mehr.“

Laura Backes, Anna Clauß,
Maria-Mercedes Hering, Beate Lakotta,
Sandra Öfner, Ansgar Siemens, Achim Tack

Alter Hass

Verbrechen Nach der Bluttat von Kandel mahnte Bürgermeister Volker Poß zur Besonnenheit – nun ist er zahllosen wütenden Mails und Anrufen ausgesetzt.

Der Bürgermeister will nicht mehr reden, jedenfalls nicht mehr öffentlich. Am vergangenen Sonntag habe er sich entschlossen, kein Wort mehr zu dem schlimmen Verbrechen zu sagen, das seine Gemeinde in der Südpfalz auf Titel- und Nachrichtenseiten deutscher Tageszeitungen katapultiert hat. Es gehe einfach nicht mehr, sagt Volker Poß.

Der 57-Jährige sitzt in seinem Bürgermeisterbüro in Kandel. Er wirkt zermürbt, wegen der Tat, bei der ein 15-jähriges Mädchen offenkundig von seinem angeblich gleichaltrigen Ex-Freund, einem afghanischen Flüchtling, in einem Drogeriemarkt erstochen wurde. Er sei aber ebenso entsetzt über die Unsachlichkeit und die Wut, die ihm danach in unzähligen E-Mails und Anrufen entgegengeschlagen seien, sagt Poß.

Sein Ort, die Verbandsgemeinde Kandel, ist zum Symbol einer Debatte über minderjährige, alleinreisende Asylbewerber geworden. Vor allem über die Frage, ob deren Alter künftig routinemäßig medizinisch festgestellt werden muss – oder kann.

In Kandel mischen sich nun all diese Aspekte, das Entsetzen über die Tat, die Diskussion um minderjährige Flüchtlinge und der Hass von rechts. Es ist eine große Last für eine kleine Stadt.

Poß hatte kurz nach dem Tod des Mädchens Zurückhaltung angemahnt. Bislang könne er keine Versäumnisse der Behörden erkennen. Bevor man pauschal Konsequenzen fordere, solle man die Ergebnisse der Ermittlungen abwarten.

Danach begann eine Hasswelle, wie Poß (SPD) sie nie zuvor erlebt hat. Für eine Gruppe schwarz gekleideter junger Leute, die sich am Dienstagmittag zu einer „Gedenkveranstaltung“ rechter Gruppierungen am Tatort versammelt hatten, hat sich der Bürgermeister sogar zu einem „Mittäter“ gemacht – neben Bundeskanzlerin Angela Merkel, die in der Szene ohnehin als verantwortlich gilt für jede Straftat von Asylbewerbern. Niemand könne glauben, dass der Täter erst 15 Jahre alt sei, sagte ein grauhaariger Mann in Lederjacke, der sich als AfD-Mitglied zu erkennen gab.

Abdul D., so der Name des Beschuldigten, war im April 2016 ohne Papiere nach Frankfurt am Main. Das dortige Jugendamt hatte ihn nach einem ärztlichen „Erst-



Trauermarsch in Kandel: Haben die Behörden Fehler gemacht?

screening“ und einem Gespräch mit zwei Sozialpädagogen unter dem Geburtsjahr 2002 aufgenommen, mit dem fiktiven Datum 1. Januar, weil er selbst offenbar keinen genauen Geburtstag nennen konnte. Im Mai wurde er als „unbegleiteter minderjähriger Ausländer“ dem Landkreis Germersheim zugewiesen. Er besuchte eine Schule in Kandel und lernte Mia V. kennen, das spätere Opfer. Sie waren mehrere Monate lang ein Paar.

Haben die Behörden Fehler gemacht? Der Vater des Mädchens bezweifelt, dass Abdul D. erst 15 sei. Der Minderjährigensstatus sicherte D. neben dem Schulbesuch einen guten Schutz vor Abschiebung sowie eine besondere, gut betreute Unterbringung. Zuletzt war er in einer kleinen Wohngemeinschaft mit Einzelzimmern, Gemeinschaftsraum und großer Küche auf 200 Quadratmetern in einem ehemaligen Winzerhaus einquartiert.

Bisher wird das Alter unbegleiteter Flüchtlinge nur dann in gezielten Untersuchungen ermittelt, wenn die Jugendämter klare Zweifel an deren Altersangaben äußern. Im Fall von Abdul D., der trotz eines abgelehnten Asylantrags ein Bleiberecht hatte, ist das nach wie vor nicht der Fall: Das Jugendamt des Kreises Germersheim hält nur eine „Varianz von plus/minus einem Jahr“ zu dem in Frankfurt festgehaltenen Geburtsjahr 2002 für möglich. Eine Volljährigkeit werde „derzeit von allen Beteiligten ausgeschlossen“, erklärte die Kreisverwaltung am Dienstag.

Die Staatsanwaltschaft Landau will dazu nun ein medizinisches Gutachten in Auftrag geben. Aber wird es helfen? Wenn Ärzte ein gesichertes Mindestalter ermittelten, liege es meist unter dem tatsächli-

chen Alter, sagt Andreas Schmeling. Er ist Rechtsmediziner am Uniklinikum Münster und Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für Forensische Altersdiagnostik.

Es gehe bei der Altersfeststellung nicht darum, das Geburtsdatum einer Person festzustellen, sondern ob sie das strafrechtlich relevante 18. oder 21. Lebensjahr vollendet habe, sagt Schmeling. Dies sei durch ein dreistufiges Verfahren möglich: körperliche Untersuchung und Anamnese, Röntgen der Hand, zahnärztliche Untersuchung sowie eine des Schlüsselbeins. „In jedem Fall gilt es zu vermeiden, eine Person zu alt zu schätzen“, sagt der Mediziner.

Im Fall Hussein K., der als Flüchtling nach Freiburg gekommen war und dort eine Studentin tötete, war das Ergebnis solcher Untersuchungen durchaus relevant: Die Freiburger Anthropologin Ursula Wittwer-Backofen legte vor Gericht sein Alter auf mindestens 23 Jahre fest, nachdem sie einen alten, bereits gezogenen Eckzahn von ihm untersuchen konnte. Das mögliche Strafmaß könnte sich dadurch erhöhen. Hussein K. hatte behauptet, erst 19 Jahre alt zu sein.

Grundsätzliche Altersuntersuchungen für alle Flüchtlinge, die sich als Minderjährige ausgeben, hält Wittwer-Backofen jedoch nicht für sinnvoll. „Die radiologischen Belastungen sind zu hoch. Wir benötigen vielmehr eine standardisierte Vorgehensweise, in die neben medizinischen auch ethische und soziologische Aspekte eingehen“, sagt sie.

Aber das sei eine Diskussion, die auf die politische Ebene nach Berlin gehöre, findet Bürgermeister Poß. Nicht in hass-erfüllte E-Mails. Und nicht vor die Türen eines Drogeriemarkts in Kandel.

Matthias Bartsch, Julia Jüttner



Das Leben ist nicht fair. Dein Depot schon.

75 €
+ Flat-Fee

Jetzt Direkt-Depot eröffnen und Flat-Fee sichern!

Handeln Sie für nur 4,50 € statt mind. 9,90 € pro Order und sichern Sie sich 75 € Gutschrift. Zusätzlich können Sie rund 1.000 ETFs gebührenfrei kaufen.

Mehr Infos unter
ing-diba.de/direkt-depot

ING  **DiBa**
Die Bank und Du

„Eine Welt von Fleischfressern“

SPIEGEL-Gespräch Außenminister Sigmar Gabriel über den Sehnsuchtsort Deutschland, den Konflikt zwischen Werten und Interessen, den Einfluss Chinas in Europa und die Proteste in Iran



PETER RIGAUD / DER SPIEGEL

SPIEGEL: Herr Außenminister, beginnen wir das neue Jahr mit Visionen: Wenn Sie sich die deutsche Außenpolitik 2028 vorstellen – wie wird diese aussehen?

Gabriel: Ich hoffe, dass sie Teil einer europäischen Außenpolitik sein wird, denn selbst dieses kräftige Land Deutschland wird keine wirkliche Stimme in der Welt haben, wenn es nicht Teil einer europäischen Stimme ist.

SPIEGEL: Was werden die Kernpunkte dieser europäischen Außenpolitik sein?

Gabriel: Sicher ist, dass wir eine Außenpolitik brauchen, bei der wir gemeinsam europäische Interessen definieren. Bisher definieren wir häufig europäische Werte, bei der Definition gemeinsamer Interessen sind wir viel zu schwach. Um einem Missverständnis gleich vorzubeugen: Unsere Werte Freiheit, Demokratie, Menschenrechte dürfen wir nicht kleinmachen. Im Gegenteil. Aber der Politologe Herfried Münkler hat recht: Nur normative Positionen zu beziehen, nur Werte in den Mittelpunkt zu stellen wird in einer Welt von lauter harten Interessenvertretern nicht erfolgreich sein. In einer Welt voller Fleischfresser haben es Vegetarier sehr schwer.

SPIEGEL: Gelernt hat Deutschland diese politische Härte nicht.

Gabriel: In der Vergangenheit konnten wir uns darauf verlassen, dass Franzosen, Briten und allen voran die Amerikaner unsere Interessen in der Welt durchsetzen. Wir haben ja immer die USA als Weltpolizisten kritisiert, oft durchaus auch mit Recht. Aber heute merken wir, was passiert, wenn die USA sich zurückziehen. Es gibt in der internationalen Politik eben kein Vakuum. Wenn die USA einen Raum verlassen, treten andere Mächte sofort hinein. In Syrien sind das Russland und Iran. In der Handelspolitik ist es China. Diese Beispiele zeigen: Am Ende erreichen wir beides nicht mehr, die Verbreitung unserer europäischen Werte ebenso wenig wie die Durchsetzung unserer Interessen.

SPIEGEL: Sind Sie sich eigentlich sicher, dass sich die USA an die Bündnisverpflichtung nach Artikel 5 der Nato gebunden fühlen?

Gabriel: Wir sind froh, dass Donald Trump und die USA den Artikel 5 bestätigt haben. Aber man sollte das Vertrauen darauf nicht überstrapazieren. Gleichzeitig kann sich Europa, selbst bei einer Stärkung der europäischen Strukturen, ohne die USA nicht verteidigen.

SPIEGEL: Wie sehen Sie Deutschlands Rolle in der Welt heute?

Gabriel: Wir sind heute ein Sehnsuchtsort, so wie die USA vom 18. bis zum 20. Jahrhundert ein Sehnsuchtsort für alle waren, die Freiheit, Wohlstand, Demokratie suchten.

SPIEGEL: Meinen Sie explizit Deutschland, oder gilt auch diese Bewertung für ganz Europa?

Gabriel: Sicher steht die Europäische Union insgesamt für diese Sehnsucht. Aber natürlich Deutschland wegen seiner wirtschaftlichen Stärke besonders. Auch wegen seiner Friedfertigkeit. Und wenn man sich jetzt vorstellt, dass wir vor mehr als 70 Jahren ein furchtbarer Ort waren, dass die Menschen dieses Deutschland gefürchtet haben, ist es doch erst einmal eine wunderbare Entwicklung, dass wir von einem furchtbaren Ort zu einem Ort der Sehnsucht geworden sind.

SPIEGEL: Sie beschreiben eine allzu idyllische Gegenwart.

Gabriel: Ich weiß auch, dass es nicht für alle Menschen einfach ist, in Deutschland von gut bezahlter Arbeit zu leben. Man muss hier viel können und leisten. Und ich weiß ebenfalls, dass es auch bei uns viel zu viel Armut und auch Ungerechtigkeit gibt. Und trotzdem: Unsere Eltern und Großeltern haben ein unglaublich wohlhabendes und friedfertiges Land aufgebaut. Natürlich darf man nicht unterschätzen, wie sehr das alles von unserer Wirtschaftskraft abhängt. In Wahrheit haben ja Moskau, Peking und Washington eines gemeinsam: Sie schät-

„Wir leben in einer Ära der Konkurrenz zwischen demokratisch und autoritär verfassten Staaten.“

zen die Europäische Union überhaupt nicht. Sie missachten sie.

SPIEGEL: Europa wirkt tatsächlich nicht allzu robust.

Gabriel: Das gilt ja mit wenigen Ausnahmen auch für die meisten autoritär geführten Staaten. Oft vertreten einfach nur vermeintlich starke Männer wirtschaftlich und sozial schwache Länder. Die Durchsetzung von Macht und Konfrontation nach außen verdeckt nicht selten die großen Probleme im Innern. Es besteht die Gefahr, dass sich dieser autoritäre Politikstil nun auch in die westliche Welt hineinfrisst. Und alle haben gemeinsam, dass sie ihre nationalen Interessen über die der Weltgemeinschaft setzen. Wir Europäer tun das nicht. Aber genau deshalb werden wir von diesen autoritär geführten Staaten eher belächelt. Ich bin überzeugt: Wir leben in einer Ära der Konkurrenz zwischen demokratisch und autoritär verfassten Staaten. Und Letztere versuchen schon jetzt, Einfluss in der Europäischen Union zu gewinnen und uns zu spalten. Erste Risse sind erkennbar in Europa. Wir werden unsere Freiheit in Zukunft weit mehr verteidigen müssen als in der Vergangenheit.

SPIEGEL: Weil unsere liberale Demokratie nicht effizient ist?

Gabriel: Weil es heute eine ständige Output-Betrachtung gibt: Was bringt dies oder

jenes an Wohlstand? Was bringt es an Stärke, an Technologie, an politischem und militärischem Einfluss? Es wird immer weniger danach gefragt, ob die Entwicklung demokratisch und frei erfolgt. Europa ist in einer Phase, in der es diesen Output nicht ausreichend sicht- und spürbar liefert. Wir haben immer noch eine viel zu hohe Jugendarbeitslosigkeit, wir haben unsere Währungsprobleme nicht gelöst, und die Lebensbedingungen in Europa driften auseinander. Deswegen sagen Kritiker auch, dass unser Europa ein Modell von gestern sei. Das ist eine große Gefahr für uns Europäer: Wir müssen zeigen, dass die, die uns so betrachten, im Irrtum sind, dass wir uns einigen können, dass wir als Gemeinschaft demokratischer und freier Staaten wirtschaftlich erfolgreich sind und politisch an Einfluss gewinnen. Dafür muss Europa auch eine Machtprojektion entfalten.

SPIEGEL: Muss Europa gefürchtet werden?

Gabriel: Nein, nicht gefürchtet. Im Gegenteil. Länder, die mit uns zusammenarbeiten, sollen sich sicherer fühlen, als wenn sie es mit nicht demokratischen Regimen tun. Warum baut Europa in Afrika keine Infrastruktur, sondern überlässt das China? Warum schaffen wir es nicht, den wirtschaftlichen Aufbau in den osteuropäischen Nachbarstaaten im Balkan voranzutreiben, und überlassen diese Länder dem wachsenden Einfluss von Russland? In einer unbequemen Welt werden wir es uns als Europäer nicht mehr bequem machen können und auf die USA warten.

SPIEGEL: Das heißt, die Demokratie muss effizienter werden.

Gabriel: Wir sind ein sehr effizientes Land. Aber es geht nicht um Effizienz, sondern um den dauerhaften Erhalt unseres europäischen Geschäftsmodells. Diese Behauptung, Demokratie und Effizienz würden sich widersprechen, ist übrigens unsinnig. Das zeigt schon die Demokratiegeschichte selbst, denn nur Demokratien waren und sind fähig, aus Fehlern zu lernen. Man kann eher die Frage stellen, ob nicht ein Land wie China, das ökonomisch ungeheuer erfolgreich ist, in Wahrheit ineffizient ist – angesichts seiner Umweltzerstörung oder seiner Korruption. In der Wahrnehmung Chinas allerdings ist zweifellos das demokratische Modell unterlegen.

SPIEGEL: Halten Sie Europa nicht mitunter auch für dysfunktional?

Gabriel: Seit Jahren hören wir stets vom Multispeed-Europa, einem Europa der unterschiedlichen Geschwindigkeiten. Man müsste dankbar sein, wenn es so wäre, denn dann würden immerhin alle in die gleiche Richtung gehen, nur unterschiedlich schnell. In Wahrheit haben wir leider längst ein Multitrack-Europa: ganz unterschiedliche Zielsetzungen. Die traditionellen Unterschiede zwischen Nord und Süd

in der Finanz- und Wirtschaftspolitik sind weit weniger problematisch als die zwischen Ost- und Westeuropa. Im Süden und im Osten gewinnt China stetig an Einfluss, so sehr, dass einige europäische Mitgliedsstaaten es nicht mehr wagen, Entscheidungen gegen chinesische Interessen zu treffen. Man merkt es überall: China ist das einzige Land auf der Welt mit einer echten geopolitischen Strategie.

SPIEGEL: Der Strategie, Europa zu spalten?

Gabriel: Nein, aber den Einfluss Chinas zu erhöhen.

SPIEGEL: Werte und Interessen können kollidieren. Verlieren dann die Werte?

Gabriel: Nein, das heißt es nicht. Ich bin zunächst dafür, dass man diese Spannung aushält, dass man sie überhaupt erzeugt.

angeboten, darüber endlich zu echten Verhandlungen und Gesprächen zu kommen.

SPIEGEL: Zurück zum Spannungsverhältnis zwischen Werten und Interessen – womit wir bei Erdoğan wären.

Gabriel: Ich rede von Ehrlichkeit und Aushalten. Wir haben aufgrund der Inhaftierungen und Menschenrechtsverletzungen in der Türkei unsere Wirtschaftsförderung heruntergefahren.

SPIEGEL: Ihr türkischer Kollege Mevlüt Çavuşoğlu hofft auf eine rasche Verbesserung der deutsch-türkischen Beziehungen, er nennt Sie einen „persönlichen Freund“, Sie haben ihn zu sich nach Goslar eingeladen. Ist das nicht ein bisschen zu viel der Ehre, solange Deniz Yücel in Haft ist?

Gabriel: Die Türkei ist Nato-Partner und Partner im Kampf gegen den IS. Eigentlich sind beides Gründe, um gegenüber der Türkei keine derartigen Restriktionen im Rüstungsexport zu haben, wie wir das zum Beispiel gegenüber Staaten im Nahen Osten haben. Trotzdem hat die Bundesregierung eine sehr große Anzahl von Rüstungsexporten nicht genehmigt. Dabei wird es auch bleiben, solange der Fall Yücel nicht gelöst ist. Aber um auf das Spannungsverhältnis Werte und Interessen zu kommen: Es kann ja nicht nur darum gehen, wie es gerade deutschen Gefangenen in der Türkei geht. Sondern es geht uns insgesamt um die Entwicklungen in der Türkei. Und dazu gehören nicht nur die Debatte um Demokratie und Menschen-

Hinter jedem erfolgreichen Trader steht ein erfahrener Broker

Über 20 Jahre Erfahrung machen uns zu einem Pionier des Online-Handels. Profitieren Sie davon!

Alle Trades ein Preis:

3,90€*

*An deutschen Börsenplätzen sowie im außerbörslichen Handel (außer Eurex und CFD-Handel). Ggf. anfallende fremde Kosten und börsenplatzabhängige Entgelte sowie Telefon-, Fax- und Briefzuschläge für die Ordererteilung werden zusätzlich berechnet. Nach Ablauf des Vergünstigungszeitraumes von 12 Monaten handeln Sie ab 9,90 Euro. Nur für comdirect Depotneukunden. comdirect bank AG, Pascalkehre 15, 25451 Quickborn, info@comdirect.de

Jetzt lostraden auf www.comdirect.de/trading

comdirect

SPIEGEL: Man hat Ihnen vorgeworfen, dass Sie mit Blick auf die Proteste in Iran zu wenig klar die Einhaltung von Werten angemahnt haben. Wie sehen Sie die Situation in Iran: Erleben wir gerade einen iranischen Frühling?

Gabriel: Das ist schwer zu beurteilen. Die Proteste werden bisher von sehr unterschiedlichen Gruppen getragen. Es fehlen Führungsfiguren und eine gemeinsame politische Agenda. Klar ist aber auch, dass die Unzufriedenheit in Iran Gründe hat, wirtschaftliche und politische Gründe. Wir haben der iranischen Führung immer wieder gesagt, dass letztlich die wirtschaftliche Erholung des Landes nur durch mehr internationale wirtschaftliche Zusammenarbeit erfolgen kann. Die setzt aber nicht nur voraus, dass Iran keine Atomwaffen entwickelt, sondern dass insgesamt die Rolle Irans in der Region weit friedfertiger werden muss. Wir haben

Gabriel: Mein türkischer Kollege hatte mich vor einigen Wochen zu sich eingeladen. Inzwischen hat sich vieles getan, und eine ganze Reihe von Deutschen sind durch Justizentscheidungen der Türkei aus der Haft entlassen worden oder durften die Türkei verlassen. Und nun erfolgt die Gegeneinladung zu mir. Wenn wir nicht miteinander reden, wird die Lage gewiss nicht besser. Weder zwischen unseren Ländern noch für einzelne in Haft befindliche Personen. Und natürlich hat der Fall Yücel eine überragende Bedeutung. Jetzt warten wir auf die Anklageschrift für Yücel, damit endlich darauf reagiert werden kann. Immerhin ist seine Einzelhaft beendet. Auch hier hat die türkische Justiz auf unsere Bitten hin reagiert.

SPIEGEL: Warum ist ausgerechnet dieser Fall so kompliziert?

Gabriel: Er ist sehr, sehr öffentlich.

SPIEGEL: Angeblich sollen die Türken auch deutsche Rüstungsgüter bekommen haben.

rechte, sondern auch sehr unbequeme Fragen.

SPIEGEL: Welche? Und täuscht der Eindruck, dass die Türkei wieder zarte Bande nach Europa knüpft?

Gabriel: Die Türkei versucht sich derzeit eher unabhängiger von Europa zu machen und wendet sich nach Osten. Ist das in unserem Interesse? Und sichern wir damit westliche Werte in der Türkei oder wenigstens bei uns? Oder machen wir uns insgesamt schwächer? Gleichzeitig verstößt die Türkei gegen unsere europäischen Wertvorstellungen. Das ist ein schwer auszuhaltender Konflikt, der uns in berechtigte Auseinandersetzungen und Debatten bringt. Diese Debatten brauchen wir – der Glaube, sich nur auf Werte zurückziehen zu müssen, um immer auf der sicheren Seite zu sein, ist falsch. Was wir aber dringend brauchen, ist eine aufgeklärte Diskussion darüber. Sich immer nur gegenseitig den Verrat an Werten um die

Ohren zu hauen bringt weder jemanden aus dem Gefängnis, noch stärkt uns das.

SPIEGEL: Die Bundeskanzlerin mag solche Debatten nicht.

Gabriel: Es hilft aber nichts, wir müssen mit unserer Bevölkerung über die strategischen Herausforderungen von Außen- und Sicherheitspolitik diskutieren. Und zwar, ohne gleich auf alles fertige Antworten zu haben. Leider haben wir keine Erfahrung und keine wirkliche Struktur für strategische Überlegungen: Es gibt bei uns keine Thinktank-Kultur. Es wird eine der Aufgaben der Außenpolitik sein, diese intellektuellen Fähigkeiten in Europa und in Deutschland zu entwickeln.

SPIEGEL: Das würde heißen, dass ein ehemaliger deutscher Außenminister in eine Stiftung, einen Thinktank, wechselt und nicht in die Wirtschaft.

Gabriel: Ja, das wäre jedenfalls keine dumme Idee. Aber bewerben wollte ich mich mit diesem SPIEGEL-Gespräch nicht.

SPIEGEL: Blickt das Ausland eigentlich eher amüsiert oder mit echter Sorge auf den Berliner Stillstand?

Gabriel: Ich höre Unterschiedliches, aber die Sorge, dass das stabile Deutschland nicht mehr ganz so stabil sei, ist da.

SPIEGEL: Wie sehen Sie's?

Gabriel: Ich teile diese Sorge nicht, denn wirtschaftlich und politisch ist unser Land sehr stabil. Es gibt Länder mit funktionierenden Regierungen, bei denen die Institutionen nicht arbeiten. Bei uns ist es derzeit umgekehrt. Meine Sorge betrifft nur Europa. Da droht uns die Zeit davonzulaufen. Wir haben den Glücksfall eines proeuropäischen französischen Präsidenten, doch wir haben schon 2019 die nächste Europawahl, bei der es darum gehen wird, ob die proeuropäischen Parteien ein glaubwürdiges Angebot haben gegen die Anti-europäer von links und rechts.

SPIEGEL: Die Kanzlerin lässt Emmanuel Macron seit Monaten auf Antworten warten.

Gabriel: Lieber eine gute Antwort als eine falsche der FDP. Macrons Idee ist ein Europa, das seine Bürger schützt. Dahinter verbergen sich Verteidigung, Terrorbekämpfung, aber auch sozial faire Standards, Kampf gegen die Steuerhinterziehung großer Konzerne. Ein wirklich guter Entwurf. Ich hoffe, wir haben im Frühjahr eine klare Entscheidung zur Kooperation mit Frankreich.

SPIEGEL: Welche Antwort auf Macrons Vorschläge sollte der Koalitionsvertrag geben?

Gabriel: Frau Merkel weiß ganz genau, dass CDU und CSU ihre Europapolitik ändern müssen. Die nationalliberale Haltung der FDP

zu Europa ist vermutlich einer der Gründe, warum Jamaika gescheitert ist. Ich weiß nicht, ob es zu einem Koalitionsvertrag mit der SPD kommen wird. Falls es allerdings dazu kommt, wird er der erste sein, bei dem Europa im Zentrum steht. Wenn Sie mich fragen würden, rückblickend: Was haben Sie falsch gemacht in der letzten Großen Koalition? ...

SPIEGEL: ... tatsächlich eine gute Frage ...

Gabriel: ... dann würde ich sagen, dass wir zu wenig auf Europa geachtet haben. Wir haben ein Europakapitel geschrieben, bei dem sich die nationalökonomischen Vorstellungen Wolfgang Schäubles zu stark durchgesetzt haben. Das war ein Fehler.

SPIEGEL: Sie haben die Möglichkeit, das zu korrigieren.

Gabriel: Wir werden ja sehen, ob die Union diesen Schritt zu einem neuen europäischen Miteinander mitgehen will. Derzeit beschließt die CSU ja anderes. Statt in Europa zu investieren, soll Deutschland allein Ernstes den Verteidigungsetat verdoppeln. Ganz auf der Linie Donald Trumps. Ich bin ganz sicher, dass das mit der SPD nicht gehen wird.

SPIEGEL: Sie haben doch selbst gefordert, dass Deutschland und Europa auch militärisch geachtet werden müssen.

Gabriel: Es spricht wenig dagegen, den Verteidigungsetat angemessen zu erhöhen. Aber eine Verdoppelung? Das wären mehr als 70 Milliarden Euro – und zwar pro Jahr! Frankreich gibt als Nuklearmacht mehr als 40 Milliarden aus. Glauben wir wirklich, dass unsere europäischen Nachbarn es nach zehn Jahren so gut finden werden, dass in Deutschland eine gewaltige zentral-europäische Armee entsteht?

SPIEGEL: Wollen Sie damit sagen, dass die europäischen Partner ein hochgerüstetes Deutschland fürchten?

Gabriel: Mich haben die ersten Franzosen gefragt, ob wir das eigentlich ernst meinen.

SPIEGEL: Herr Gabriel, Sie haben uns vor nicht allzu langer Zeit gesagt, dass SPD-

Vorsitzender das Amt Ihres Lebens gewesen sei. Ist nicht in Wahrheit Außenminister das Amt Ihres Lebens?

Gabriel: Man kann diese beiden Aufgaben nicht vergleichen.

SPIEGEL: Warum nicht?

Gabriel: Ich bin mit 15 Jahren zu den Falken gekommen, einer traditionsreichen Kinder- und Jugendbewegung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Und ich kenne noch eine Sozialdemokratie, wie es sie heute kaum noch gibt. Die Geschichte dieser Partei ...

SPIEGEL: ...so romantisch verklärt und ruhmreich ...

Gabriel: ... so kann man spotten, wenn man die Kämpfe nicht vor Augen hat, die Sozialdemokraten führen und allzu oft mit ihrem Leben bezahlen mussten, um Freiheit und Demokratie in Deutschland zu verteidigen und zu schaffen. Kaum etwas von dem, was wir heute in unserem Land schätzen, gäbe es ohne diese SPD. Aber ich gebe zu: Wohl jeder Vorsitzende dieser ältesten demokratischen Partei hat ein sehr emotionales Verhältnis zur SPD.

SPIEGEL: Außenpolitik ist weniger emotional?

Gabriel: Eigentlich müsste man sich wünschen, dass die Außenpolitik weit weniger interessant wäre. Ein Satz aus der Finanzkrise hieß: Banking has to be boring again. Man kann sich nur wünschen, dass das auch wieder auf Außenpolitik zutrifft. Aber es scheint zu dauern, bis sie wieder langweilig wird. Besser wäre es.

SPIEGEL: Hat die Außenpolitik Sie auch unter Stress gesetzt, gab es schlaflose Nächte?

Gabriel: In einem somalischen Flüchtlingslager mit 150 000 Flüchtlingen zu stehen, ohne eine Idee zu haben, was man eigentlich tun kann, das steckt man nicht so weg. Es gab da einen rührenden Moment: Ich habe meiner fünfjährigen Tochter Bilder aus Somalia gezeigt, um zu erklären, warum ich weg war. Daraufhin stand sie auf, ging in ihr Zimmer, holte ihre Spardose und sagte: Das kannst du mitnehmen für die Kinder dort.

SPIEGEL: Eine künftige Sozialdemokratin ...

Gabriel: Dass sie ansonsten überhaupt nix teilen will, spricht eigentlich gegen eine künftige SPD-Mitgliedschaft. (*lacht*) Aber gerade deshalb war es so rührend.

SPIEGEL: Worauf stellen Sie sich ein, Herr Gabriel? Werden Sie das Amt des Außenministers bald loslassen müssen?

Gabriel: Es ist immer besser, man rechnet damit. Denn Willy Brandt hatte recht: Wir sind gewählt, nicht erwählt.

SPIEGEL: Herr Außenminister, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



PETER RIGAUD / DER SPIEGEL

Gabriel beim SPIEGEL-Gespräch*

„Wir haben zu wenig auf Europa geachtet“

* Mit den Redakteuren Christiane Hoffmann und Klaus Brinkbäumer in Goslar.

Alles unter Kontrolle

Parteien Wie keiner seiner Vorgänger hat sich FDP-Chef Christian Lindner die Liberalen untertan gemacht. Bisher hat ihm der Erfolg recht gegeben. Doch nach seiner Absage an eine Jamaikakoalition kämpft er um seine Glaubwürdigkeit.



THOMAS KOEHLER / PHOTOTHEK.NET / IMAGO

Parteivorsitzender Lindner: Offene Diskussionen finden nur noch im kleinsten Kreis statt

Seit Christian Lindner Vorsitzender ist, gilt in der FDP ein ungeschriebenes Gesetz: erst der Chef, dann die Partei. Dass diese Regel auch nach Lindners Jamaikadebakel noch in Kraft ist, konnten die Mitglieder des Vorstands bei ihrer letzten Sitzung vor Weihnachten erleben.

Da versuchte der Vorsitzende, das Umfrageminus der Partei schönzureden. Zwei bis drei Prozentpunkte hatte die FDP gegenüber dem guten Bundestagsergebnis verloren. Nicht so schlimm, dass man diesen „Flugsand“ wieder verloren habe, befand Lindner. Er meinte jene CDU-Wähler, die sich aus Enttäuschung über Angela Merkel eine Regierungsbeteiligung der Liberalen gewünscht hätten.

Doch dann sprach Lindner an, was ihn wirklich bewegt. Die eigenen Beliebtheitswerte. Da ist wenig schönzureden. Fast 20 Prozentpunkte minus nach dem Jamaikaaus. „Das muss man erst mal schaffen“, frozelte Lindner. Um anschließend vor Vertrauten zu klagen, dass er jetzt überall als Bösewicht dargestellt werde.

Der FDP-Chef ahnt, dass schwere Zeiten auf ihn zukommen. Wie keiner seiner Vorgänger hat sich Lindner die Partei seit seinem Amtsantritt vor vier Jahren untertan gemacht. Früher war die FDP stolz auf ihre Vielstimmigkeit und ihre vielen Flügel.

Nationalliberale, Wirtschaftsliberale und Bürgerrechtsliberale rangen um die Deutungshoheit einer pluralistischen Partei.

Unter ihrem jungen Parteichef ist die FDP zur „Liste Lindner“ geschrumpft, alles ist auf ihn ausgerichtet. Schlüsselpositionen sind mit seinen Unterstützern besetzt. Bisher ist das Konzept aufgegangen. Lindner hat die FDP nach vier quälenden APO-Jahren wieder in den Bundestag geführt, es war ein fulminanter Sieg. Doch seit der FDP-Chef vor sieben Wochen die Sondierungen über eine Jamaikakoalition platzen ließ, kämpft er mit einem Glaubwürdigkeitsproblem.

Die Begründungen für die Jamaikaabsage purzelten in den vergangenen Wochen munter durcheinander, erst waren die Grünen schuld, dann die CDU-Vorsitzende. Wirtschaftsverbände beklagten, die Liberalen hätten sich aus der Verantwortung gestohlen, und auch viele Parteimitglieder fühlten sich nicht ausreichend informiert.

Sachlich mag aus Sicht der FDP vieles gegen eine Regierung mit der Union und den Grünen gesprochen haben, aber Lindners Absturz auf der Beliebtheitskala wäre nicht so dramatisch ausgefallen, wenn nicht viele Wähler der Verdacht beschlichen hätte, er habe aus persönlichen

Motiven die Regierungsverantwortung gescheut.

„Wir sind keine Partei, die Protestnoten zu Protokoll geben will“, beteuert Lindner Mitte Dezember bei einem Empfang in der Berliner Parteizentrale. Jamaika habe eben „inhaltlich nicht gepasst“, verteidigt er sich. Dann fordert er die Journalisten auf, sich „live und in Farbe“ davon zu überzeugen, dass alles, was die Parteiführung auf der Bühne erzähle, „deckungsgleich“ mit den Äußerungen der anwesenden FDP-Abgeordneten sei.

Ist es das? „Jamaika ist nicht an den Inhalten gescheitert, sondern an den schlecht organisierten Verhandlungen“, sagt der erste FDPler, der angesprochen wird. Und ein zweiter sagt: „Von dem, was Christian Lindner als Gründe angibt, überzeugt mich längst nicht alles.“

Das System Lindner beruht darauf, dass vor allem einer Bescheid weiß: Lindner. Bei den Jamaikasondierungen mussten sich hochrangige Liberale immer wieder bei ihren grünen Gesprächspartnern nach dem Stand der Verhandlungen erkundigen. Sie fühlten sich offenbar von Lindner nicht ausreichend informiert.

Den FDP-Chef kümmert es wenig, dass er die eigenen Unterhändler brüskierte. Und manch einen ausgehandelten Kom-

promiss platzen ließ. „Der Lindner reißt uns den Kopf ab“, unkten die liberalen Unterhändler, als sie sich mit CSU und Grünen in Europafragen verständigten. So kam es. In der Spitzenrunde kassierte Lindner den Beschluss.

Es grummelt in der Liste Lindner, aber offen zu mosern, das traut sich keiner. Noch folgen alle Lindners Credo der unbedingten Geschlossenheit. Kurz nach der Bundestagswahl zitierten er und sein parlamentarischer Geschäftsführer Marco Buschmann die neuen Abgeordneten zu einem dreitägigen „Bootcamp“ in die FDP-Zentrale nach Berlin. Dort wurden die 61 Männer und 19 Frauen auf die parlamentarische Arbeit vorbereitet – auch im Umgang mit den Medien.

Bei der ersten Fraktionssitzung knöpfte sich Lindner Thüringens FDP-Landeschef Thomas Kemmerich vor. Der hatte gleich nach der Bundestagswahl vor einer Jamaikakoalition gewarnt: „Wer sich mit dieser Bundeskanzlerin ins Bett legt, kommt darin um.“

Lindner fand das nicht lustig, er wollte keine Konfrontation mit Angela Merkel. Der neue Abgeordnete wurde vor der versammelten Fraktion gerüffelt. Die Parlamentarier wissen seitdem, dass sie gegenüber der Presse besser Vorsicht walten lassen sollten.

In vorausseilendem Gehorsam informieren manche Abgeordnete mittlerweile den Vorsitzenden, wenn sie Anfragen von Journalisten bekommen. Selbst seine Stellvertreterin Marie-Agnes Strack-Zimmermann berichtete ihrem Chef vorsorglich, dass sie demnächst das SPIEGEL-Hauptstadtbüro besuchen werde.

Offene Diskussionen finden nur im kleinsten Kreis statt. „Früher wurden auf FDP-Parteitag noch Richtungsfragen diskutiert, heute werden vor allem die Reden des Vorsitzenden bejubelt“, kritisiert Gerhard Papke, Ex-Fraktionschef der Liberalen im Düsseldorfer Landtag und ein langjähriger Weggefährte Lindners.

Papke veröffentlichte während des Bundestagswahlkampfes ein kritisches Lindner-Buch („Noch eine Chance für die FDP?“). Er weiß zu schätzen, was sein politischer Ziehsohn für die Partei geleistet hat, aber er glaubt, dass Lindner überzogen hat, indem er die FDP stromlinienförmig ausrichtete. „Er erwartet, dass man ihm bedingungslos folgt“, sagt Papke.

Abwehler, die sich öffentlich äußern, werden von Lindner zurückgepfiffen. Eine Lektion, die auch die früheren Europaparlamentarier Alexander Graf Lambsdorff und Michael Theurer lernen mussten. Auf dem Parteitag im Frühjahr 2017 hatten sich die Euroskeptiker um Hermann Otto Solms mit ihrer Forderung durchgesetzt, im Wahlprogramm ein Ende des Eurorettungsschirms ESM zu fordern.

Lambsdorff und Theurer hielten das für einen Fehler. Nach einem Gespräch mit ihrem Chef glaubten sie aber, Lindner unterstütze sie. Und beide hatten das Gefühl, er habe sie sogar ermutigt, ihre Position öffentlich weiter zu vertreten, obwohl sie dem Wahlprogramm widersprach.

Doch kaum hatten sie sich in der Öffentlichkeit zu Wort gemeldet, wurden sie von Lindner vor versammelter Mannschaft abgewatscht. Nach der Wahl gelte das, was man vor der Wahl versprochen habe, schärfte er Anfang Oktober den neuen Abgeordneten ein.

Das galt so lange, bis es plötzlich nicht mehr galt. Und dieser Punkt war gekommen, als Lindner vier Wochen später selbst auf den Kurs der Europapolitiker einschwenkte. „Als Elf-Prozent-Partei kann man nicht Deutschland und ganz Europa den Weg diktieren“, sagte er im SPIEGEL (46/2017). Der ESM könne „ein Instrument für mehr Disziplin werden“.

Mit seinem Zickzackkurs in der Eurofrage nährt Lindner einmal mehr den Verdacht, dass er ein taktisches Verhältnis zu inhaltlichen Positionen pflegt. Von der Linie abweichen darf in der FDP nur der Chef. Denn Machtfragen sind für ihn mindestens so wichtig wie Sachfragen.

Parteifreunde erinnern sich noch gut daran, wie skeptisch Lindner nach der rheinland-pfälzischen Landtagswahl im März 2016 eine Ampelkoalition mit SPD und Grünen beurteilte. Ihn trieb die Sorge um, seine eigene Kampagne gegen die rot-grüne Koalition in Nordrhein-Westfalen könne unglaubwürdig werden. „Das stört meinen Wahlkampf in NRW“, sagte er.

Der rheinland-pfälzische FDP-Landesvorsitzende Volker Wissing setzte sich über die Bedenken des Chefs hinweg. Und jetzt, nach seiner Absage an Jamaika, ist es Lindner, der die Mainzer Ampel als Beleg dafür anführt, dass sich die FDP nicht aus der Verantwortung stiehlt.

Andererseits: Wenn es um Machtfragen geht, legt sich Lindner gern sehr schnell fest. Manchmal zu schnell. So wie nach den Jamaikasondierungen. Seit Lindner entschied, dass es für die FDP besser sei, in die Opposition zu gehen, haben es in der Partei alle schwer, die sich die Jamaikaoption offenhalten wollen.

Zuerst erwischte es Generalsekretärin Nicola Beer. Wenn es möglich sei, „eine moderne Republik zu bauen in den nächsten Jahren, sind wir die Letzten, die sich Gesprächen verweigern“, sagte sie kurz nach dem Abbruch der Sondierungen.

Lindner widersprach ihr in aller Öffentlichkeit.

Sein Stellvertreter war der Nächste. Als Wolfgang Kubicki wenig später von einer „anderen Lage“ sprach, falls die Große Koalition scheitere, berief Lindner eilig eine Schaltkonferenz des Parteipräsidiums ein und ließ einen Beschluss fassen, den nicht nur Kubicki für überflüssig hält: kein Jamaika in dieser Legislaturperiode.

Kubicki ist einer der wenigen, die sich das Recht herausnehmen, Lindner zu kritisieren. Der andere ist Fraktionsgeschäftsführer Buschmann. Einmal in der Woche treffen sich die drei zu einem offenen Meinungsaustausch.

Kubicki warnte Lindner, sich nicht nur mit „Speichelleckern“ und „Jasagern“ zu umgeben. Je stärker er als Vorsitzender sei, desto größer werde die Gefahr, dass sich keiner mehr traue, ihm zu widersprechen. „Das kommt mir manchmal schon wieder vor wie in der Ära Westerwelle“, sagte Kubicki.

Der Mann aus Kiel hält es für einen Fehler, Machtoptionen kategorisch auszuschließen. Es könne ja sein, dass die Große Koalition scheitere. Vielleicht biete die Union den Grünen eine Minderheitsregierung an. Was dann? Könne sich die FDP dann verweigern? Oder, auch nicht undenkbar, die Union bietet den Liberalen eine Minderheitsregierung an. Sollen sie dann absagen?

Eine andere Intervention Kubickis war ebenfalls erfolgreich. Lindner verzichtete darauf, öffentlich zu verkünden, dass es „keine gemeinsamen Wertvorstellungen zwischen Grünen und Liberalen“ gebe. Schließlich regieren in Schleswig-Holstein Grüne und FDP sehr harmonisch mit der Union. Und auch in Hessen könnte sich im Herbst die Frage stellen, ob die FDP bei einer Jamaikakoalition mitmacht.

Kurz vor dem liberalen Dreikönigstreffen versucht Lindner nun, sich aus der strategischen Sackgasse zu befreien, in die er sich selbst mit seiner Absage an eine Koalition mit Union und Grünen manövriert hat. Plötzlich scheint alles wieder möglich zu sein, nach Neuwahlen selbst Jamaika, so äußerte er sich in der „Wirtschaftswoche“.

Als seine Bemerkungen dann aber die Runde machten, überkam den Parteichef das dringende Bedürfnis, sich selbst zu interpretieren.

Natürlich vertrete er zu Jamaika „nahezu wortgleich dieselbe Position, die ich seit Wochen vertone“, verbreitete Lindner über Twitter. Die Betonung lag auf dem Wörtchen „nahezu“. Denn natürlich werde man sich Gesprächen nicht verweigern, „wenn eine geänderte politische und personelle Konstellation mehr Erfolg verspricht als 2017“.

Ann-Katrin Müller, Christoph Schult,
Severin Weiland



Video:
Lindner über Lindner

spiegel.de/sp22018lindner
oder in der App DER SPIEGEL

@DerFuehrer1 twittert nicht mehr

Netpolitik Justizminister Maas wird von der AfD für sein neues Gesetz gegen strafbare Hetze im Internet als Zensor kritisiert. Doch zumindest dieser Vorwurf ist haltlos.

In vier Sprachen verschickte die Polizei Köln in diesem Jahr digitale Neujahrsgrüße auf der Plattform Twitter: auf Deutsch, Englisch, Französisch – und Arabisch. Der Inhalt der Botschaften war stets identisch, nämlich die besten Wünsche für ein gesundes und glückliches neues Jahr.

Twitter-Nutzer Abo Omar Sannib war entzückt, schickte sieben Dankesbotschaften zurück, garniert mit virtuellen Blumensträußen, Weihnachtsbäumen und Smileys. Auch Twitterer Mohamad Fares postete einen höflichen Dank an die Polizei.

So harmonisch hätte 2018 beginnen können, doch friedliche Muslime oder arabische Neujahrsgrüße deutscher Behörden passen nicht ins Weltbild von AfD-Politikern wie Beatrix von Storch. „Was zur Hölle ist in diesem Land los?“, twitterte die Vizechefin der AfD-Bundestagsfraktion, wie könne die Polizei auf Arabisch kommunizieren? „Meinen Sie, die barbarischen, muslimischen, gruppenvergewaltigenden Männerhorden so zu besänftigen?“

Storchs Nachricht, die auch arabischsprachige Männer wie Mohamad Fares und Abo Omar Sannib als Gewalttäter abstempelte, wurde wenig später von Twitter für das deutsche Publikum blockiert, die Absenderin für zwölf Stunden gesperrt. Auch Facebook griff gegen Storch durch und Twitter bald darauf gegen AfD-Fraktionschefin Alice Weidel, die ihrer Parteifreundin mit aggressiven Parolen beigeprungen war.

Ein größeres Neujahrs Geschenk hätten die Internetkonzerne der AfD kaum machen können. Ausgerechnet in der nachrichtenarmen Zeit nach den Feiertagen waren die Rechtspopulisten das dominierende Thema – und erreichten noch ein ganz anderes Ziel: Sie konnten sich als Opfer einer der größten Hassfiguren der AfD zeichnen, nämlich Justizminister Heiko Maas.

Denn seit dem Neujahrstag gilt vollumfänglich dessen Netzwerkdurchsetzungsgesetz (NetzDG), das soziale Netzwerke verpflichtet, konsequenter gegen strafbare Verlautbarungen ihrer Nutzer vorzugehen. Die fast zeitgleichen Sanktionen der Internetfirmen gegen Storch und Weidel dienen der AfD als Propagandavorlage und als Beleg, dass in Deutschland mit dem Läuten der Neujahrschellen „die Meinungsfreiheit zu Ende ging“ (Alexander Gauland) und „Stasi-Methoden“ an der Tagesordnung seien.

Nichts davon ist wahr, und in der Debatte geht einiges durcheinander. Das Verhalten privatwirtschaftlicher Unternehmen wird vermischt mit Akten von Polizei, Staatsan-

waltschaft oder Bundesregierung. Gewinnerin ist nicht nur die AfD. Auch Twitter und Facebook dürfte die Wut der Internetgemeinde recht sein, lenkt sie doch ab von eigenen Problemen bei der Umsetzung des neuen Rechts. Schon immer waren die Standards der Internetriesen im Umgang mit Hass, Hetze oder Rechtsbrüchen undurchsichtig und widersprüchlich, waren die Mitarbeiter der „Löschcenter“ überfordert, nahmen die US-Konzernzentralen offensichtliche Defizite nicht ernst.

Doch seit Neujahr erreichen das bleierne Schweigen und die Missstände ein neues Niveau. Vor allem Twitter griff auffällig hart durch, auch gegen harmlose satirische Botschaften, während Konzernvertreter abtauchten. Doch der Ärger der Netzgemeinde traf auch hier nicht die milliardenschweren Firmen im fernen Silicon Valley, sondern den Saarländer Heiko Maas.

Dessen NetzDG leidet in der Tat an handwerklichen Schwächen und dürfte europarechtswidrig sein, vielleicht gar grundgesetzwidrig. Entsprechende Verfassungsbeschwerden sind längst in Vorbereitung.

Für die AfD sind soziale Medien die wichtigsten Kanäle zur Basis. Für sie steht viel auf dem Spiel.

Doch die Fehler liegen in erster Linie in Formalien und bürokratischen Vorgaben. Inhaltlich, das betont auch Heiko Maas, geht sein Regelwerk nicht nennenswert über das bisherige Telemediengesetz hinaus: „Die Pflicht eines Netzbetreibers, strafbare Inhalte zu löschen, bestand schon zuvor“, sagt Maas, und zwar „unverzüglich“. „Daran haben sich die Betreiber sozialer Netzwerke allerdings nicht gehalten“, kritisiert der Minister. Wer strafbare Inhalte im Netz verbreitet, muss von der Justiz konsequent verfolgt und zur Rechenschaft gezogen werden.“

Sein NetzDG solle bloß „das bereits vorher geltende Recht wirksam durchsetzen“, sagt Maas. Allerdings verschlimmbesserte er die Regeln. Die Vorgaben an die Konzerne wurden schwammiger, die Fristen starrer. „Offensichtlich rechtswidrige Inhalte“ müssen nun binnen 24 Stunden verschwinden. Kritiker des Gesetzes wie die FDP-Politikerin Nicola Beer warnen, dass den Kontrolleuren in der Praxis nur Se-

kunden bleiben dürften, um aus der Flut der Beschwerden juristisch problematische Inhalte auszufiltern. Harte Worte fand auch der Chef des Branchenverbands Bitkom, Bernhard Rohleder: „Was jetzt kommt, sind faktisch private Standgerichte in sozialen Medien, die innerhalb von 24 Stunden urteilen und exekutieren.“

Doch die Sanktionen für die AfD-Politikerinnen haben mit dem NetzDG wenig zu tun. Von zeitlichen Sperrern für Nutzer ist darin keine Rede, und die Strafanzeigen wegen Volksverhetzung gegen Weidel und Storch haben die Polizei Köln und diverse Bürger eingereicht – nicht das Justizministerium oder Twitter. Ohnehin haben die Internetplattformen sich schon vor Jahren Anti-Hass-Regeln gegeben, die teils strenger sind als deutsche Strafgesetze – theoretisch jedenfalls.

Das neue Recht zwingt die Plattformen auch keinesfalls dazu, gegen Satire-Accounts einzuschreiten. So wurden jüngst offensichtlich straffreie Sprüche diverser Satiriker gesperrt, ebenso wie das Benutzerkonto des Magazins „Titanic“, das Parodien des rassistischen Storch-Tweets verbreitet hatte. Wie diese übermäßigen Eingriffe in die Meinungsfreiheit zustandekommen konnten, ob von Roboter- oder Menschenhand, und wie man sie künftig vermeiden will, ließ Twitter unbeantwortet. Es hieß nur, die Sperrung von Nutzern wegen Verstößen gegen die Twitter-Regeln habe nichts mit dem neuen Gesetz zu tun. Das bietet Betroffenen aber auch keinen Schutz vor voreiligen, unberechtigten Sperrern oder Löschungen.

Für die Rechtspopulisten steht viel auf dem Spiel bei der Frage der Kontrolle von Twitter oder Facebook auf strafbare Inhalte. Soziale Medien sind für sie ein wichtiger Kanal, um die Fans ungefiltert durch kritische Medien zu erreichen. Die Absender wissen genau: Je drastischer die Botschaft, desto größer die Resonanz.

„Eine Anzeige wegen Volksverhetzung ist in diesen Zeiten das neue Bundesverdienstkreuz“, verkündete der sächsische Bundestagsabgeordnete Jens Maier. Auch er machte nun Bekanntschaft mit den Kontrolleuren des Kurznachrichtendienstes. Ein Tweet von Maier, in dem er den dunkelhäutigen Sohn von Boris Becker als „Halbneger“ schmähte, wurde gelöscht.

Bei der AfD scheint es in diesen Tagen zum Statussymbol und sogar zu einer Art Sport zu werden, in einem sozialen Netzwerk gesperrt zu werden, um dann auf ei-



Arabischsprachiger Neujahrsgruß der Polizei Köln, AfD-Politikerin Storch: Kalkulierte Tabubrüche

ner anderen Plattform lautstark die Zensur anzuprangern. Das hohe Gut der Meinungsfreiheit wird dabei verballhornt und missbraucht – denn anders als junge iranische Demonstranten oder türkische Journalisten, die ihre autoritären Regierungen kritisieren, riskieren die Populisten mit ihren kalkulierten Tabubrüchen wenig.

Für das Löscherhalten der Internetkonzerne dürfte das deutsche Recht ohnehin nur eine untergeordnete Rolle spielen. Viel wichtiger ist die politische Lage in der Heimat. Seit dem Wahlsieg Donald Trumps, der Twitter zum bevorzugten Verlautbarungsmedium des Weißen Hauses erhoben hat, sehen sich Facebook oder Twitter und ihre Wirkung auf Debattenkultur und Demokratie scharfen Angriffen ausgesetzt, sogar von einstigen Verbündeten wie Sean Parker, dem ersten Facebook-Präsidenten. Diese Kritik setzt im Silicon Valley eher Denkprozesse in Gang als die Gesetzentwürfe aus dem Berliner Regierungsviertel.

So verschärfte Twitter bereits am 18. Dezember seine globalen Regeln für den Umgang mit Hass und gewaltverherrlichenden Inhalten. Nutzer müssen nun einzelne inkriminierte Tweets löschen, „Mehrfach-täter“ können permanent ausgeschlossen werden. Und nach langer Passivität sanktioniert Twitter nun auch schon Nutzer-namen, die Hass gegen Dritte versprühen.

An den Berliner Gesetzen fürchten die Internetriesen am ehesten ihre Signalwirkung. „Die internationalen Auswirkungen des deutschen Gesetzes beunruhigen uns“, sagte Richard Allan, Facebooks Politikchef

für Europa, dem SPIEGEL im Dezember. „So hat die russische Duma kurz danach ein Gesetz mit ähnlichen Passagen vorgeschlagen.“

So kurz nach vollem Inkrafttreten des NetzDG lässt sich schwer eine belastbare Aussage treffen, wie das Gesetz wirkt. Erste Indizien zeigen aber, dass die Paragrafen jedenfalls nicht folgenlos bleiben.

Zwar versteckt Facebook die neu vorgeschriebenen Meldeformulare für Nutzer im Kleingedruckten, hinter Impressum und Allgemeinen Geschäftsbedingungen. Als obligatorischen „Zustellungsbeauftragten“ hat der Konzern die Großkanzlei Freshfields benannt – was die Hemmschwelle für Beschwerdeführer eher erhöhen dürfte. Aber zumindest fällt es etwas leichter, dem Konzern Verstöße zu melden.

Systematische Verstöße der Plattformen soll das Bundesamt für Justiz in Bonn sanktionieren. Bis zum Abend des 3. Januar verzeichnete die Aufsichtsbehörde 21 Beschwerden gegen Twitter & Co. – keine kleine Zahl, wenn man bedenkt, dass Nutzer sich zunächst an die Internetfirmen selbst wenden mussten und frühestens nach 24 Stunden an das Bundesamt.

Gerade gegen offen verbreitete neonazistische Propaganda scheint das Gesetz auch schon Wirkung zu zeigen. So sperrte Twitter Mitte der Woche in Deutschland mehrere Nutzer, die ihre Profile jahrelang ungestört mit Hakenkreuzen, SS-Runen oder Bildern von Konzentrationslagern schmücken konnten. Nach Beschwerden wegen „missbräuchlicher Profilinformatio-

nen“ waren am Mittwoch einige Accounts wie „Adolf Hitler“, „Heil Hitler“, „Sieg Heil!“ und „Der Führer“ nicht mehr erreichbar. Auch die Twitter-Nutzer @Der Fuehrer1, @siegheil_hitler und @Auschwitz_Kz wurden offline geschaltet. Doch noch gibt es zahlreiche Namensvettern.

Von einer flächendeckenden Sperrung oder Sanktionierung gerade rechtslastiger Inhalte kann keine Rede sein. So posteten AfD-Politiker oder Funktionäre der vom Verfassungsschutz beobachteten rechtsextremen „Identitären Bewegung“ in den vergangenen Tagen triumphierend Mails der Twitter-Kontrolleure, dass ihre Posts gemeldet, aber für unproblematisch gehalten worden seien.

Gestiegen ist also weniger die Zahl der Sanktionen als die Zahl der Beschwerden. „Seit dem Jahreswechsel wurde bis auf eine Ausnahme jeder Tweet des AfD-Bundesaccounts als Hassrede gemeldet“, sagt ein Parteisprecher. Auch fast alle Tweets prominenter AfD-Vorstände seien „angeschwärzt“ worden. Eingegriffen habe Twitter aber nur in zwei Fällen, räumt der AfD-Mann ein, nämlich gegen Storch und Weidel. Von Massenzensur also keine Spur.

Trotzdem sagte Parteichef Alexander Gauland im ZDF: „Jetzt ist genau das eingetreten, was wir immer vorausgesagt haben: Twitter löscht bestimmte Tweets, von denen gar nicht feststeht, dass sie rechtswidrig sind. Es geht hier nicht um Geschmack, es geht um Meinungsfreiheit.“

Hussein Ahmad, Melanie Amann,
Sven Röbel, Marcel Rosenbach

Die neue Sachlichkeit

Bundesländer Die Regierungsbündnisse in den Landeshauptstädten sind so vielfältig wie nie: Aus zwei Lagern ist eine bunte Truppe geworden. Das verändert die Politik.

Am Ambiente sollte es nicht scheitern. Im neogotischen Schloss Halberg zu Saarbrücken, in dem schon Kaiser Wilhelm II. residierte, versammelten sich im Oktober 2017 die Ministerpräsidenten der Länder zu ihrer Jahreskonferenz. Die Sonne schien und wärmte die Luft auf 22 Grad, auf der Speisekarte des Restaurants finden sich Köstlichkeiten wie Froschschenkel Provenzale, Rochenflügel mit brauner Butter und Carré vom Lamm in Olivenkruste.

Doch in Erinnerung blieb der Runde vor allem der Auftritt des neuen schleswig-holsteinischen Ministerpräsidenten Daniel Günther (CDU). Die Sozialdemokraten unter den Ministerpräsidenten drängten auf gemeinsame Entscheidungen, zu Abschiebungen und zu weiteren Themen, doch ihre christdemokratischen Kollegen wollten sich nicht festlegen: Die Lage in Berlin sei zu unklar.

Das hielt Günther für „ziemlichen Unsinn“ und verwies darauf, dass die Länderchefs eben Länderinteressen zu vertreten hätten. Und so wurde schließlich an jenem Oktobertag über Parteigrenzen hinweg einfach gemacht und nicht mehr gemauert.

Während in Berlin die einen Sondierungen gescheitert sind und die nächsten gerade beginnen, läuft an anderer Stelle der Demokratie ein interessantes Experiment. Weil die Regierungskonstellationen in den Landeshauptstädten so vielfältig sind wie nie, muss sich eine bunte Truppe miteinander verständigen – und überkommene Rituale hinter sich lassen.

Ein Blick in den Bundesrat zeigt das Phänomen. 16 Länder mit 13 verschiedenen Kombinationen der Regierung, Koalitionen, die sich vor Jahren in mancher Mischung niemand vorstellen konnte: Kenia, Jamaika, R2G, Ampel, Rot-Grün, Schwarz-Grün, Schwarz-Gelb, Grün-Schwarz, Rot-Rot. Es ist, als hätte ein Kind mit Buntstiften die Sitzverteilung in der Länderkammer neu geordnet.

In der alten Bundesrepublik kungelten A-Länder (SPD-geführt) und B-Länder (unionsgeführt) in getrennten Kaminrunden die großen politischen Linien aus. Inzwischen ist ein moderiertes Modell entstanden, das dem aufgeregten Berliner Politikbetrieb zeigt: So kann's gehen. Es muss neu gedacht, diskutiert und argumentiert werden, die Mehrheiten sind nicht zementiert, sondern wechseln.

Die rheinland-pfälzische Ministerpräsidentin Malu Dreyer (SPD) leitete bis Ende

Oktober vergangenen Jahres die Sitzungen des Bundesrats und erlebte die Veränderungen aus nächster Nähe mit. „Man muss sehr viel mehr miteinander reden, sich über die Parteigrenzen hinweg abstimmen und Kompromisse finden“, sagt sie. „Das ist nicht die schlechteste Form von Demokratie.“ Die Regierungschefin hatte im Grunde einen Posten als Chefdiplomatin inne. Sie verfolgte, wie bis kurz vor Sitzungsbeginn per Smartphone hektisch Kurzmitteilungen ausgetauscht und auch Probeabstimmungen abgehalten wurden, um zu eruieren, wie die kunterbunt zusammengesetzten Landesregierungen abstimmen würden.

Mitunter fällt es selbst Politikprofis schwer, die Übersicht zu behalten. Zählt Winfried Kretschmann, der grüne Ministerpräsident, eher zum A- oder zum B-Lager? Mal stimmt das eine, mal das andere: Er war zunächst Gast der sozialdemokratischen A-Runde, als er mit der SPD regierte. Aber kurz nach der letzten baden-württembergischen Landtagswahl wechselte er

„Die Zeiten der Koch- und Kellnerspiele sind in den Länderrunden vorbei.“

blitzschnell ins B-Lager der Unionisten – noch bevor seine neue Landesregierung mit der CDU überhaupt offiziell im Amt war. Kretschmann kommentiert lapidar: „Es gibt Auflösungstendenzen der alten parteipolitischen Landschaft“, diesem Trend müsse man sich stellen.

Bündnisse sind in alle Richtungen möglich. Als es im Bund um die Richtlinie zu den erneuerbaren Energien ging, tagten die Ministerpräsidenten mit der Kanzlerin. Bayerns Regierungschef Horst Seehofer (CSU) wollte erreichen, dass auch Biogasanlagen gefördert werden. Angela Merkel schaute in die Runde und fragte, wer den Bayern denn beizuspringen gedenke. Als einer die Hand hob, war das Gelächter groß: Seehofer hatte sich mit Bodo Ramelow verständigt, dem einzigen linken Ministerpräsidenten der Bundesrepublik und in der alltäglichen CSU-Rhetorik so etwas wie der Gottseibeius. Am Ende setzte sich das ungleiche Duo auch noch durch.

„Die Zeiten der Koch- und Kellnerspiele sind in den Länderrunden vorbei“, freut sich Ramelow. Früher seien in den A- und

B-Runden lange Listen ausgehandelt worden. „Jetzt sitzt man in großer Runde lange am Kamin und bespricht die Dinge pragmatisch.“ Im Kern überwiege in den Gesprächen die Solidarität. „Was herauskommt, ist plötzlich Realismus pur.“

Persönliche Bande helfen, die parteipolitischen Gräben zu überbrücken. Als Ramelow neu im Amt war und mit einer erneuten Rote-Socken-Kampagne der Schwarzen rechnen musste, war es ausgerechnet der CDU-Mann Volker Bouffier, der in der Ministerpräsidentenrunde strahlend auf den Genossen zukam und ihn mit den Worten begrüßte: „Wir waren zusammen bei Karstadt.“

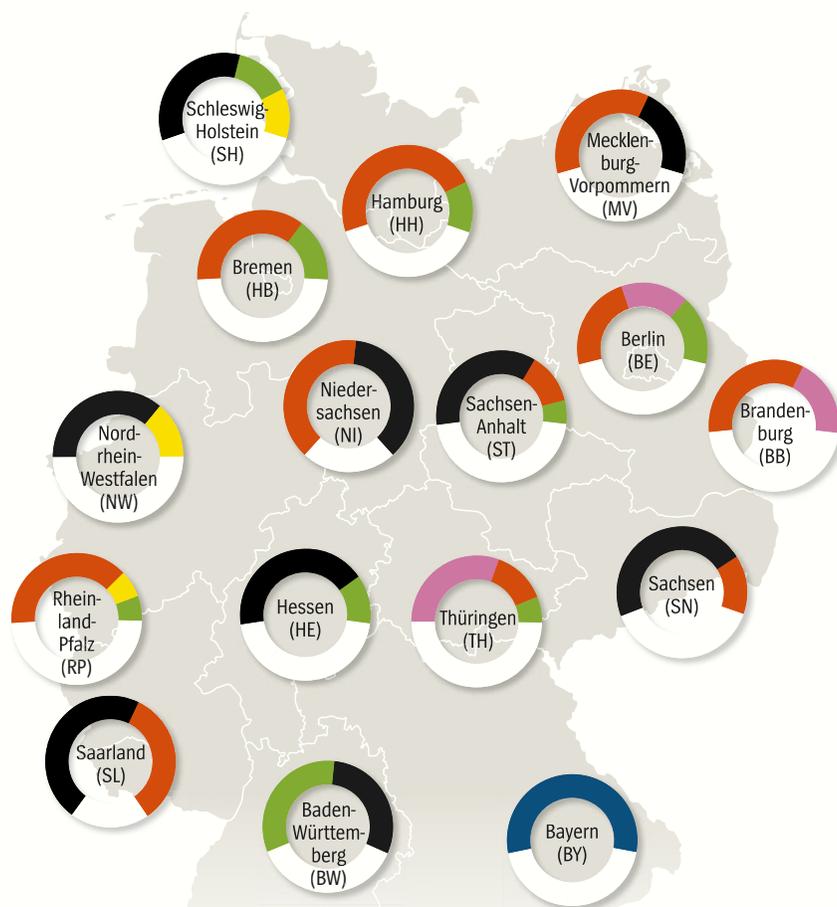
Tatsächlich hatte Ramelow vor Jahrzehnten als Azubi bei dem Handelshaus in Gießen malocht – und Bouffier zur selben Zeit als Student. Der Linke empfand den freundlichen Empfang als Eisbrecher und setzte die Appeasementpolitik seinerseits fort. Weil Thüringen und Sachsen lange Zeit von der CDU geführt wurden, hatten sich die schwarzen Staatskanzleien über Jahrzehnte eng abgestimmt bei Bundesratsthemen. Statt Brandmauern einzuziehen, beließ es Ramelow dabei und kooperiert mit dem noch immer CDU-geführten Nachbarland. „Wir halten zusammen.“

Ramelow geht inzwischen so weit, die Runde der Regierungschefs als Familie zu bezeichnen. Als Familie, die durch die häufigen Sitzungen seit der Flüchtlingskrise enger zusammengewachsen sei. Kürzlich hat er in Niederwürzbach eine fast liebevolle Laudatio auf die saarländische CDU-Regierungschefin Annegret Kramp-Karrenbauer (CDU) gehalten, als diese den Medienpreis „Goldene Ente“ bekam. Die Kollegin, würdigte Ramelow, sei im Wahlkampf geradlinig geblieben, in einer Zeit, wo „zu viele zu sehr“ vor der AfD in die Knie gegangen seien.

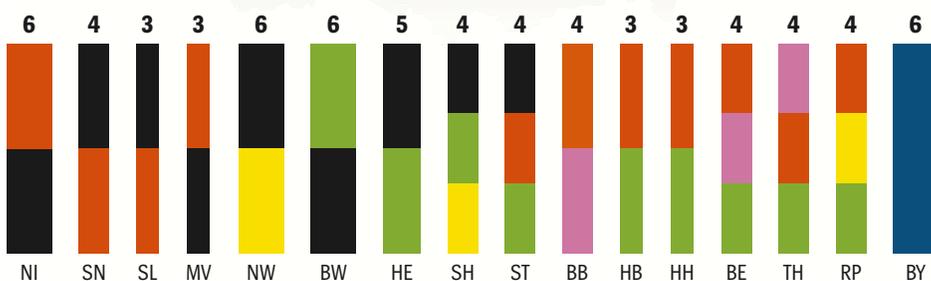
So schafft man Vertrauen. „Wir haben jetzt die Chance, über Themen völlig neu zu reden“, sagt Ramelow. Zum Beispiel über die Aufhebung des Kooperationsverbots, das Bildung zur Ländersache macht und den Bund an Schulen nicht mitmischen lässt. Ramelow war schon immer dafür, inzwischen hat er im CDU-Mann Daniel Günther einen unverhofften Mitstreiter. Der erklärte gerade bei einem Grünkohlessen mit Unternehmern im Kieker Schloss, er sei in der Frage „eher bei FDP und Grünen als bei meiner Bundespartei“. Es müsse Familien mit Kindern erleichtert werden, von einem Bundesland

Koalitionen auf Länderebene

CDU CSU SPD Grüne Linke FDP



Stimmenverteilung im Bundesrat insgesamt 69 Stimmen, absolute Mehrheit: 35 Stimmen



Ministerpräsidenten bei Jahreskonferenz in Saarbrücken im Oktober 2017: „Völlig neu reden“

in ein anderes umzuziehen und die Schule zu wechseln.

Schon jetzt spricht die Bilanz der Länderkammer für eine gewisse Effizienz dieses Modells. In der letzten Legislaturperiode fielen von 554 Gesetzen nur 2 durch, drei kamen in den Vermittlungsausschuss. „Kompromissfähigkeit und Vertrauen sind durch die vielen gemeinsamen Sitzungen der Ministerpräsidenten mit der Bundesregierung gewachsen“, sagt Hamburgs Erster Bürgermeister Olaf Scholz (SPD), der die A-Länder koordiniert. Regierung und Bundestag klärten in der Regel bereits vorher, wie sie die Zustimmung der Länder bekommen.

Flüchtlingskrise, Energiewende, Bundesländer-Finanzbeziehungen – all die Themen zwangen zu engen Abstimmungen. Selbst das Kanzleramt zeigt sich beeindruckt von so viel Pragmatismus. Anfang November lobte der Staatsminister im Kanzleramt Helge Braun die Zusammenarbeit im Bundesrat. Sie sei „ein beredtes Gegenbild zu dem Eindruck, der manchmal erweckt wird, dass Politik nur aus Streit und nicht aus Konsens besteht“.

Scholz wirkte selbst als großer Vermittler. Er handelte nach jahrelangen zähen Gesprächen mit Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble einen Kompromiss zum Länderfinanzausgleich aus. Ausgangspunkt war eine Gefechtslage, die eigentlich nicht zu beherrschen war: Drei Südländer wollten weniger zahlen, die Ostländer brauchen aber weiterhin Geld, die Sanierungsländer trotz Schuldenbremse noch Gestaltungsspielraum, und die Stadtstaaten wollten wie bisher von Ausgaben für das Umland entlastet werden. Die Länder bekamen am Ende zusammen zehn Milliarden Euro jährlich mehr – und der Sozi Scholz nennt die Unionspolitiker Seehofer und Bouffier seitdem Horst und Volker.

Die Ministerpräsidenten, sagt Scholz, seien zwar nicht parteipolitisch neutral, sie hätten aber den Eid auf die Landesverfassung geschworen: „Die Interessen des Landes dominieren.“ Und damit im Zweifelsfall die Sache und nicht die Strategie der jeweiligen Parteizentrale.

So entstehen Ergebnisse, die auf den ersten Blick überraschen. Als Bayern die Pkw-Maut für die Autobahn einführen wollte, stellten sich nicht nur die SPD-Länder quer, auch das schwarze Saarland scherte aus. Damit waren die Mautpläne der CSU beerdigt.

Dann aber sprang erneut Ramelow den Bayern bei. Sein Freistaat erhielt dafür ein Millionenversprechen, den Ausbau der Mitte-Deutschland-Bahnverbindung über die thüringischen Städte Jena und Gera. Ein „epochaler Fortschritt“ für sein Land, fand der Linke.

So leicht macht Geld den Abschied vom alten Lagerdenken.

Matthias Bartsch, Annette Bruhns, Jan Friedmann, Annette Großbongardt, Steffen Winter

Am Boden

Terror Marie wurde beim Anschlag auf dem Berliner Breitscheidplatz schwer verletzt. Anna war zufällig da und hielt eine Stunde lang ihre Hand. Die Geschichte einer Freundschaft.



Opfer Anna, Marie: Mit dem Glühwein in der Hand sterben, das wär's gewesen

DOMINIK BUTZMANN / DER SPIEGEL

Marie, Mitte vierzig, 1,66 Meter groß, Angestellte, geboren in Sachsen, kinderlos, Lieblingsfilm „Die Verurteilten“ mit Morgan Freeman, und Anna, Anfang vierzig, 1,71 Meter groß, Geschäftsfrau, geboren in Bayern, Mutter Deutsche, Vater Migrationshintergrund, kinderlos, liebt alle Filme von Ernst Lubitsch, stehen am 19. Dezember 2016 ein paar Meter voneinander entfernt auf dem Berliner Breitscheidplatz. Sie kennen sich nicht.

Anna: Die meisten werden ja Freunde, weil sie was Schönes erlebt haben. Bei uns war's umgekehrt.

Marie sagt, eine ihrer Bekannten sei gerade angerempelt worden, Glühwein über die Jacke, große Sauerei. Sie versuchen, die Flecken abzuwischen, das weiß Marie noch.

Komm, ich helf dir mal.

Das Nächste, an das sie sich erinnert: Sie liegt, auf einer Budentür.

Ihre Brille ist weg, ihre Tasche auch, seitlich steht ein Lkw. Sie kann sich keinen Reim darauf machen, auch nicht darauf, was mit ihren Beinen ist, die an ihr runterhängen wie bei einer Marionette.

Ihr ist fürchterlich kalt, und es ist ganz still um sie rum.

Sie denkt: Das sieht nicht gut aus.

Neben ihr sitzt eine Frau, sie sieht sie nur verschwommen, diese Frau deckt sie zu.

Die Frau hält ihre Hand und stellt ihr Fragen.

Sie hört die Frau flüstern: Ihre Beine sind Matsch.

Sie denkt: Mein Gott, muss die so reden, ich höre sie doch.

Sie hat starke Schmerzen, aber keine Angst.

Irgendwann wird sie abgeholt und in ein Krankenhaus gebracht, aber da ist sie schon bewusstlos.

Marie: Du kannst stolz auf dich sein, dass du nicht weggelaufen bist.

Anna: Es war ein Reflex.

Anna läuft hin, vorbei an einer Frau, der der Lkw die Beine abgetrennt hat, bei ihr sitzt schon jemand, der sich kümmert. Sie ist erleichtert, geht weiter. Dann sieht

Die Namen der beiden Frauen wurden auf ihren Wunsch hin geändert.

sie eine blonde Frau, die eigentlich unverletzt aussieht. Doch als sie näher kommt, sieht sie, dass die schwarze Hose kaputte Beine bedeckt. Sie zieht ihre Jacke aus, deckt die Frau damit zu, sie setzt sich im Schneidersitz neben ihren Kopf, so, dass die Frau die auf dem Platz liegenden Körperteile und Organe nicht mehr sehen kann.

Ein Feuerwehrmann rennt vorbei. Haben Sie medizinische Erfahrung? Meine Eltern sind Ärzte, ich hab mal in der Praxis geholfen.

Bleiben Sie bei ihr. Die Frau will wissen, wo ihre Handtasche ist, als hätte sie keine anderen Sorgen. Anna stellt ihr Fragen, damit sie wach bleibt.

Wo kommst du her? Wie alt bist du? Wie heißt du? Wo kommst du her?

Die Frau antwortet, aber irgendwann wird sie sauer. Kannst du mal 'ne neue Platte auflegen? Du fragst immer dasselbe. Und wo ist eigentlich meine Handtasche?

Es ist saukalt, und sie sitzt hier in ihrer blöden Midwaisthose ohne Jacke. Anna will weglafen, zu spät. Die Frau will auch weglafen, Anna drückt sie zurück auf den Boden: Du bleibst hier.

Ab und zu rennt ein Feuerwehrmann vorbei, jemand bindet der liegenden Frau ein grünes Band um den Arm, das heißt, sie muss warten, andere sind schlimmer dran. Anna spricht weiter mit ihr.

Wo kommst du her? Wie ist deine Telefonnummer? Sie ruft vorbeilaufende Helfer, jemand soll doch endlich kommen, aber die schauen sie an und schütteln den Kopf. Später. Die Zeit will nicht vergehen.

Die Frau sagt: Ich kann nicht atmen. Ich hab solche Schmerzen. Anna hält einen vorbeilaufenden Sanitäter an der Hose fest: Geben Sie der Frau endlich eine Scheißegal-Spritze.

Sie zieht die Jacke weg, mit der sie sie zugedeckt hat, zeigt auf das, was darunter liegt. Ihre Beine sind Matsch!

Eine Stunde ist vorbei, die Frau wird abtransportiert.

Marie: Ich könnte heulen bei dem Gedanken, dass du da so lange ohne Jacke sitzen musstest.

Eine Schwester drückt Marie eine Maske auf das Gesicht, sie versucht, sie wegzuschlagen. Ihr Freund weint am Bett. Irgendwo fern ein Knall, nur wo? Schließlich wacht sie auf, und ihre Beine sind mit riesigen Eisenstangen fixiert, aus ihrem Körper kommen Schläuche.

Ärzte betreten den Raum, Visite.

Die Patientin heißt Marie Müller, Überrolltrauma durch Lkw, Opfer des Anschlags vom Breitscheidplatz.

Hämatopneumothorax und Lungenkontusion links bei Rippenserienfraktur Costae 5–11 links

Offene distale Unterschenkelfraktur rechts
Offene Femurfraktur und Tibiakopf-fraktur im Sinne einer Floating-Knee-Verletzung links

Becken-B-Verletzung rechts
Frakturen Endphalanx Dig. Ped. I und Ossa Metatarsalia II bis V rechts

Auf einer Skala von eins bis zehn, wo würden Sie den Schmerz einordnen?

Zwanzig.



Gedenkstätte am Breitscheidplatz

Alles war wieder ganz ruhig

Nach drei Monaten kann sie zum ersten Mal wieder auf ihren Beinen stehen, im Bewegungsbad. Da wird ihr klar, wie kaputt sie sind, wie viel Metall drin ist. Ihre Beine, sagt sie, sind jetzt ein Kunstwerk.

Anna: Ich seh mich eigentlich nicht als Opfer, ich bin doch nicht verletzt.

Marie: Klar bist du ein Opfer.

Anna verlässt den Breitscheidplatz, sie geht in eine Bar und trinkt einen Wodka.

Erst ist alles fast wie immer, außer dass sie ein bisschen mehr trinkt. Sie fliegt Silvester nach Dubai, wie geplant, zurück in Deutschland fällt ihr auf, dass nichts beim Alten ist. Ihr fehlt nichts, nicht mal ein Kratzer. Und doch. Irgendwas ist anders. Es geht ihr nicht gut, und es wird nicht besser.

Marie: Ich glaube, du hast mich gerettet.

Anna: Nein, hab ich nicht.

Anna muss wissen, wie es Marie geht. Sie ruft Maries Freund an, die Nummer, die Marie ihr diktiert hat, als sie am Boden lag. Als sie sich das erste Mal sehen, ist Marie noch im Krankenhaus.

Sie müssen heulen.

Sie bestellen Sushi.

Sie trinken Sekt.

Sie reden.

Marie: Hast du gesehen, wie der Lkw mich getroffen hat?

Anna: Nein.

Marie: Wirklich nicht? Du kannst es mir sagen.

Anna: Ich hab's nicht gesehen!

Marie fehlen ein paar Sekunden, sie kann sich nicht erinnern, wie der Laster sie traf, ob er über sie rollte, wie das Wort Überrolltrauma es sagt. Geschleudert wäre ihr lieber.

Sie sucht sich auf Fotos vom Tatort, in Beschreibungen dessen, was an dem Abend geschah, aber sie findet sich nicht. Sie fragt Anna, und Anna sagt: Sei froh, dass du es nicht weißt.

Aber ich muss es wissen, sagt Marie, ich kann das sonst nicht übereinanderlegen. Ich hab das Gefühl, das ist gar nicht mir passiert.

Anna sagt: Gar nichts musst du wissen.

Anna: Würdest du mit mir tauschen wollen? Körperlich gesund und dafür einen an der Klatsche?

Marie: Ich glaub, was du hast, ist schlimmer.

Anna sieht jünger aus, als sie ist, das sind die Gene, sagt sie. Anna sagt, sie war ein Go-getter, früher, jemand, der bekommt, was er will.

Sie beriet große Firmen auf der ganzen Welt, Businessclass, super Hotels. Im Sommer 2016 nahm sie eine Auszeit, einfach aus Spaß, um mal zu überlegen, was sie will im Leben, sie dachte, wenn sie wieder arbeiten will, ist das sicher kein Problem. Ich bin doch ich.

War ein geiler Sommer, sagt sie.

Anlage zum Befundbericht:

Die Patientin zeigt sich vom Affekt sehr traurig, verunsichert, traumatisiert. Beim Bericht vom Vorfall ist eine massive psychovegetative Erregung wahrzunehmen. Die Patientin berichtet über folgende extreme Gefühlszustände im Traum-Gefühlsinventar: Angst, Ärger, Hilflosigkeit, Traurigkeit, Entsetzen, Gefühl von Unwirklichkeit, emotionale Taubheit.

Es wurde eine ausführliche Anamnese aufgenommen sowie die „Internationale Diagnosen Checkliste DSM-IV“ bzgl. posttraumatischer und akuter Belastungsstörung durchgeführt. Anhand dieser und im klinischen Eindruck sowie in allen

Fragebögen entstand das Bild einer schweren posttraumatischen Belastungsstörung.

Annas Welt ist nun viel kleiner. Zwei Straßen von der Wohnung in jede Richtung, that's it. Dahinter beginnt sie, näher an der Wand zu gehen. Auf U-Bahnhöfen schaut sie sich um.

Würde sie hier jemand schubsen?

Sie fühlt sich so klein, und sie weiß nun, was triggern ist.

Alles kann triggern.

Eine Sirene.

Das Quietschen von Lastwagen, wenn sie bremsen.

Der Ketchupbrunnen, der auf einem der Opferempfänge auf dem Buffet steht.

Flashbacks.

Die Vorstellung, wieder arbeiten zu gehen, fühlt sich verrückt an. Sie kann sich vielleicht eine Stunde lang konzentrieren, dann geht das wieder los. Sie sieht den Laster in Technicolor.

Ihr Therapeut versucht mit ihr zusammen, die Szene schwarz-weiß zu stellen, es klappt nicht.

Sie sagt sich manchmal: Komm, stell dich nicht so an, dir fehlt doch nix. Marie hatte sieben OPs, und du? Aber sie kann nicht mehr mit sich reden wie früher.

Sie hat Tropfen, Trimipramin, drei- bis viermal 20 Tropfen, hat der Arzt gesagt, aber die hauen ein Pferd um. Sie nimmt 2, 3 Tropfen, und 10, wenn sie schlafen will. Aber eigentlich will sie wach sein, damit sie wegrennen kann, falls was passiert.

Sie hat nun einen neuen Freund, sie nennt ihn ihre „Schlaftablette“. Wenn er da ist, geht's besser.

Zwei Dinge beschäftigen sie.

Nummer eins: Jemand hat Marie gesagt, dass sie Glück hatte, nicht als eine der ersten Verletzten operiert worden zu sein. Wegen des Zeitdrucks wären ihr die Beine amputiert worden. Anna, die so darauf gedrängt hatte, dass Marie als eine der Ersten drankommt, kriegt das nicht aus dem Kopf. Beinah hätte ich sie ihre Beine gekostet, denkt Anna. Marie sagt: Du hast getan, was du für richtig gehalten hast.

Nummer zwei: die Frau ohne Beine, an der sie auf dem Breitscheidplatz vorbeiging, weil sie nicht anders konnte. Dafür schämt sie sich.

Ihr Therapeut hält sich mit Prognosen zurück. Er behandelt Patienten, die bei dem Anschlag in Nizza dabei waren. Die kommen immer wieder.

Marie: Du bist manchmal sehr besitzergreifend.

Anna: Bin ich nicht.

Marie: Im Restaurant sagst du, was ich essen soll!

Anna: Du bist auch manchmal ganz schön oberlehrerinnenhaft.



DOMINIK BUTZMANN / DER SPIEGEL

Freundinnen Anna, Marie: Nicht ein Quäntchen Glück

Was Marie aufregt: wenn jemand sagt, sie hatte Glück im Unglück. So etwas gibt es nicht. Da war nicht ein Quäntchen Glück. Nur Pech.

Sie schaut sich jeden Tag ihre Beine an, da entdeckt sie immer wieder was Neues. Links fehlt ein Teil der Wade, an der Kniekehle fehlt auch Fleisch, überall Narben, dort steckte ein Ast drin, da ein Stück Glas.

In der Wohnung gehts ohne Krücken, sagt Marie, draußen nicht. Was, wenn sie stolpert? Was, wenn der Junge da vorn auf dem Skateboard sie trifft? Sie will ihre Beine beschützen. Offiziell, sagt sie, ist sie jetzt eine Behinderte.

Ist sie das?

Sind das ihre Beine?

Manchmal macht sie Witze.

Ich renn dann schon mal vor.

Ich hüpf mal eben da hin.

Ist nicht so, dass alles nur traurig ist.

Marie sagt, sie will nicht rumsitzen und jammern. Sie hat Erfahrung damit, Dinge

zu verarbeiten. Sie wuchs auf ohne Liebe, im Dreck, mit elf kam sie ins Heim, das sei das Beste, was ihr in ihrem Leben passiert ist. Es war ordentlich da. Marie mag es ordentlich. Ihre Vergangenheit, sagt Marie, habe sie inzwischen verarbeitet. Rundgelutscht, nennt sie das. Der Breitscheidplatz liegt in ihr, ein Ding mit Kanten, nichts ist rund.

Sie hat lange nur wenig geweint, das erste Mal so richtig im Mai, das war schrecklich, einen ganzen Tag lang wollte das nicht aufhören.

Sie hat ihren Therapeuten gefragt, ob sie sich anlügen darf. Nun sitzt sie manchmal da und überlegt, was gewesen wäre, wenn. Wenn sie an dem Tag krank gewesen wäre, zum Beispiel. Wenn ihre Bekannten sie zu spät abgeholt hätten, wenn sie noch mal aufs Klo gegangen wäre. Wenn sie ein paar Buden weiter gestanden hätte. Dann geht's ihr besser.

Der Gedanke geht auch andersrum.

Mit dem Glühwein in der Hand sterben, das wär's gewesen. Dann hätte sie sich den ganzen Mist erspart. Die Fremde, die ihre Freundin angerempelt hat, ist tot. Im Grunde ist sie an diesem Abend um den Tod betrogen worden.

Marie: Glaubst du, wir wären Freunde geworden, ohne das?

Anna: Wir wären uns nicht über den Weg gelaufen.

Anna sagt, sie seien jetzt irgendwie verbunden, da könne man nichts machen. Sie schreiben sich regelmäßig Nachrichten, sie telefonieren, manchmal gehen sie zusammen essen. Wenn es Marie schlecht geht, geht es Anna schlecht. Wenn es Marie gut geht, geht's ihr besser. Das ist irgendwie auf dem Platz passiert.

Man wusste damals nicht, was man sich für eine an Land gezogen hat, sagt Anna. Am Telefon, noch vor dem ersten Wiedersehen, nahm sie erstmals Maries sächsischen Dialekt wahr, sie dachte: Hoffentlich ist die nett. Sie fragte: Hast du was gegen den Islam?

Wenn sie über Anis Amri, den Attentäter, reden, sagen sie: nettes Gesicht, eigentlich. Man kann gar nicht glauben, dass er das gewesen sein soll.

Sie sagen auch: Schade, dass er erschossen wurde. Zu einfach.

Sie sprechen nur mit wenigen über diesen Tag, über dieses Jahr, und dennoch haben sie noch nie so vielen Menschen sagen müssen, wie es ihnen geht.

Anna muss immer wieder aufschreiben, was an diesem Tag los war, die Berufsunfähigkeitsversicherung kann sich nicht vorstellen, dass dieser Anschlag es ihr unmöglich macht zu arbeiten, ein Jahr danach. Jeder Fragebogen ist ein Trigger.

Marie hat dafür extra einen Ordner „19.12.2016 Anschlag Breitscheidplatz“. Darin hat sie die Korrespondenz abgelegt: Justizministerium, Lageso, Verkehrsofferhilfe, Krankenkasse, Weißer Ring, Virchow-Klinik, Benjamin-Franklin-Krankenhaus, Elbtalklinik Bad Wilsnack, sieben verschiedene Ärzte, Unfallversicherung, Anwalt.

Wer gut zu ihnen war: der Weiße Ring.

Was sie hassen: dass man sich vorkommt wie Bittsteller. Dass in den Briefen von einem Nachweis der „Bedürftigkeit“ geredet wird. Dass es keine ausreichenden Gesetze gibt, die ihre Ansprüche regeln. Was ihnen passiert ist, hätte jedem passieren können: der Frau von der Verkehrsofferhilfe, dem Mann von der Krankenkasse, sie standen da doch stellvertretend für alle und sind nun allein mit all dem Papier.

Manchmal fragt Marie sich: Ist das schon Selbstmitleid? Sie würde gern bei den Fakten bleiben.

Marie: Manchmal denk ich, ich lieg immer noch auf dem Platz.

Anna: Und ich sitz neben dir.

Wenn man die beiden nach ihrer Zukunft fragt, sprechen sie von den Menschen, die sie waren, bevor sie Freundinnen wurden.

Marie war sportlich. Sie hat jetzt wieder eine OP, man hat ihr gesagt, dass man eine Teilfunktion des rechten Beins wiederherstellen kann. Marie sagt, sie will so viel aus ihren Beinen rausholen, wie es geht. Irgendwann, sagt sie, will sie wieder joggen. Anna möchte wieder im Ausland arbeiten.

Marie träumt, dass sie sich bei einem Treppenlauf anmeldet, und kurz vor dem Start fällt ihr ein, dass sie es nicht schaffen kann.

Anna träumt, dass sie wegrennen will. Aber es geht nicht.

Ein Jahr ist vorbei.

Es gab eine Einladung ins Kanzleramt, einen Empfang von Angela Merkel für die Opfer. Am Ende, der Käse wellte sich schon auf den Schnitten, kam Merkel auch an ihren Tisch, die Zeit reiche nicht mehr aus, um mit allen zu reden, sie habe aber wirklich viel erfahren und gelernt, es werde ein weiteres Treffen geben.

Marie drückte ihr einen Brief in die Hand, in dem steht, dass die Politik die Opfer mit alldem nicht so alleinlassen sollte.

Anna sagt, als sie zum Kanzleramt kam, habe ein Polizist gefragt, wohin sie will.

Ich wurde zu dem Treffen der Opfer vom Breitscheidplatz eingeladen.

Der Polizist schlug die Hacken zusammen und salutierte.

Klingt vielleicht komisch, aber das tat gut.

Am 19. Dezember 2017, dem Tag, als das Denkmal für die Toten eingeweiht wurde, standen sie wieder auf dem Breitscheidplatz. Maries Therapeut hatte angeboten, vorher mit ihr hinzugehen, um zu testen, wie es sich anfühlt, sie wollte nicht. Einmal reicht.

Nebeneinander, Hand in Hand in der Kälte, um sie herum die anderen Opfer. Dazu Frau Merkel, Herr Gabriel, Herr Maas, Herr Steinmeier, Herr de Maizière, lauter Promis, die froren auch. Auf den Häusern standen Scharfschützen, die Straßen waren gesperrt. Alles war wieder ganz ruhig. Nur unter ihnen vibrierte der Boden, die U-Bahn, und Anna dachte: Hoffentlich jagt uns keiner in die Luft.

Heulen. Lippen zusammenpressen.

Irgendwann wurden Blumen niedergelegt, eine Frau schrie so laut auf, als wollte sie für alle schreien.

Anna zeigte Marie die Stelle, wo sie damals gelegen hatte. Marie überlegte kurz, ob sie hinspucken sollte.

Aber was bringt das schon?

Dann verließen sie zusammen den Platz, wie sie es vorher vereinbart hatten.

Britta Stuff, Wolf/Wiedmann-Schmidt

SPIEGEL GESCHICHTE

SAMSTAG, 6. 1., 20.15 – 21.45 UHR | SKY

The Nineties – Das neue Fernsehen

Die Neunziger sind das Jahrzehnt des technologischen Fortschritts und der gesellschaftlichen Vielfalt. Eine Zeitreise, produziert von den Emmy-Gewinnern Tom Hanks, Gary Goetzman und Mark Herzog.

SPIEGEL TV MAGAZIN

SONNTAG, 7. 1., 22.25 – 23.35 UHR | RTL

Ein Jahr Trump – Reise durch eine gespaltene Nation

Zwischen getwitterten Unflätigkeiten, bizarren Behauptungen und denkwürdigen Auftritten verändert Donald Trump Amerika wie kein US-Präsident in den vergangenen Jahrzehnten. Und hat damit eine neue Ära eingeläutet, auch für Europa und Deutschland. Eine Schwerpunktssendung über Gewinner und Verlierer im ersten Jahr Trump.

45 MIN

MONTAG, 8. 1., 22.00 – 22.45 UHR | NDR

Der Wetter-Wahnsinn – Stürmisch und teuer

Stürme, Starkregen und Sturzfluten: Immer häufiger wird Deutschland



Aufräumarbeiten in Bad Harzburg

von schweren Unwettern heimgesucht. Für Hausbesitzer bedeutet das mitunter eine Katastrophe, vor allem wenn sie nicht ausreichend versichert sind.

SPIEGEL TV REPORTAGE

DIENSTAG, 9. 1., 23.10 – 0.15 UHR | SAT.1

Not in der Notaufnahme – Lebensretter am Limit

Stundenlanges Warten, überfordertes Personal, pöbelnde Patienten – in den Notaufnahmen deutscher Kliniken herrscht oft Ausnahmezustand. Der Grund: Viele Menschen gehen direkt in die Klinik statt zu ihrem Hausarzt.

Was für Helden

Ostdeutschland In der DDR stritten sie als Bürgerrechtler für Demokratie – jetzt driften Freiheitskämpfer von einst nach rechts ab. Warum? *Von Konstantin von Hammerstein*

Als die Stasi Siegmara Faust 1972 nach sieben Monaten Untersuchungshaft in die Psychiatrie nach Waldheim einlieferte, war er neidisch. Einmal am Tag kamen die Wärter in ihrem weißen Kittel in seine Achtbettzelle, die Insassen mussten eine Ladung bunter Pillen aus einem Glasröhrchen schlucken, nur Faust ging leer aus.

Dabei hätte er gern Widerstand geleistet. Und die Medikamente heimlich wieder rausgewürgt, wie seine beiden Mithäftlinge. Oder der Gangster in seiner Zelle, der mit Schaum vor dem Mund so gut den Epileptiker spielte, dass ihm die Aufpasser erst spät auf die Schliche kamen.

Bei seinen Verhören hatte Faust versucht, die Stasi-Vernehmer mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, und sie mit den Parolen traktiert, die er als Jungmarxist aus der Schule kannte. Zur Strafe steckten sie ihn unbefristet in die Psychiatrie. Er hatte Glück. Wenige Wochen später ordnete der neue SED-Chef Erich Honecker eine landesweite Amnestie an, und man ließ ihn laufen. Erst zwei Jahre später wurde er wieder verhaftet.

Als junger Mann kämpfte Faust für Meinungsfreiheit und Menschenrechte. In der DDR war er damit ein Andersdenkender, ein Dissident. Jetzt ist er 73, seine Peiniger sind in Rente oder lange tot, doch Faust kämpft immer noch. Er kann nicht anders, es wäre gegen seine Natur.

Bei der Bundestagswahl hat er die AfD gewählt. Sein Freund Wolf Biermann findet das „zum Kotzen“, auch wenn er dem alten Weggefährten im SPIEGEL bescheinigte, er sei „keine Kanaille, sondern ein wunderbarer, tapferer Kämpfer“.

Was treibt diesen „sturen Helden“ (Biermann) in die Arme der AfD? Oder den Unternehmer Werner Molik, der 1977 für anderthalb Jahre als politischer Häftling in Cottbus eingesperrt wurde? Weshalb unterstützt Angelika Barbe, die Mitgründerin der Ost-SPD, Pegida?

Warum driftet der Umweltaktivist Michael Beileites nach rechts ab? Und weshalb ist der frühere Bürgerrechtler und heutige CDU-Politiker Arnold Vaatz zum Dissidenten in seiner eigenen Partei geworden?

„Es gibt eben keine Garantie, dass man in seinem Leben immer auf der richtigen Seite steht“, sagt Marianne Birthler, die in den Achtzigerjahren eine wichtige Rolle in der DDR-Friedensbewegung gespielt hat. Die langjährige Stasi-Beauftragte befürcht-

et, dass jetzt der letzte Heldenmythos der Ostdeutschen beschädigt werden könnte, der Widerstand gegen das Unrechtsregime der DDR. Wer taugte dann noch zum Vorbild?

Selbst wenn es keine Umfragen gibt, spricht vieles dafür, dass die meisten früheren Dissidenten und Bürgerrechtler mit der AfD und ihren Satellitenorganisationen nichts zu tun haben wollen. Doch eine Minderheit fühlt sich von den Rechten angezogen.

Wer diese Menschen besucht, erfährt vieles über den seelischen Zustand des Landes. Und den seiner Helden.

Die Wutbürger

Sächsisch ist ein Dialekt, der leicht in die Irre führt. Wenn Siegmara Faust Geschichten erzählt, kehrt in seinem Wohnzimmer nach wenigen Minuten der tiefe weihnachtliche Friede eines frisch verschneiten Tannenwaldes ein. Da sitzt ein freundlich lächelnder Märchenonkel mit eisgrauem Vollbart, der Sächsisch in der denkbar mildesten Variante spricht. Bei ihm ist es nicht mehr als eine Andeutung, zart vernuschelt die Vokale; und Konsonanten, denen jede Härte fehlt. Kann so ein Mensch böse werden?

Neulich hat er sich an seinen Computer gesetzt. Es ging nicht anders, die Wut musste raus. Wenn Faust aufgebracht ist, merkt man es nicht gleich. Die Stimme und der Dialekt verändern sich kaum, sein Mund scheint immer noch zu lächeln, aber die Augen werden dunkel, und seine Stirn beginnt zu glänzen.

„Ich muss mich schreibend wehren gegen den schreienden Unsinn dieser Zeit“, hämmerte er in die Tasten, „also lasse ich meinen wütenden Gedanken freien Lauf, bevor es mit dieser Freiheit zu Ende geht oder mir eine Fatwa am Halse hängt.“

Die Suada wurde 130 Seiten lang. Faust brachte sie zum Copyshop und ließ sie zu einer kleinen Broschüre binden, die er jetzt manchmal Besuchern in die Hand drückt. Die Schrift ist eine Abrechnung mit allem, was Faust in diesen Tagen so durch den Kopf geht. Und das ist eine Menge.

Er wütet gegen den „ideologisch verdorbenen“ Zeitgeist, die „linken Gutmenschen“ und „falschfrommen Heuchler“, gegen die Teufel „mitten unter uns, sie besetzen das Kanzleramt“, die Melonenpartei („außen grün, innen rot mit braunen Kernen“), die an „unverschämter Dreistig-

keit kaum zu überbietende Katrin Göring-Eckardt“, die „Europäische Union der sozialistischen Sowjetrepublik“, gegen Heiko Maas, Karl Marx und die „äußerst merkwürdige ‚Mutti‘ der Nation, die alles tut, die Nation samt ihrer Kultur aufzulösen, aufzugeben zugunsten einer barbarischen Religion, die sich Islam nennt“.

Das Manifest ist ein wütender Kreuzzug gegen den Islam, den „puren Hass“, der aus Mohammeds „angeblichen Prophezeiungen trieft“, und gegen den Koran, den Faust für eine „Bibel des Satans“ hält. „Wir sollten nur solche Moslems aufnehmen“, schreibt er, „die konvertieren oder sich vom Islam lossagen, also säkularisieren, wollen“.

Es ist eine Mischung aus berechtigter Angst und einer düsteren, paranoiden Parallelwelt, in der sich der Mann bewegt, der in den Siebzigerjahren im Zuchthaus Cottbus 400 Tage lang in Einzelhaft im berüchtigten „Tigerkäfig“ überlebte. In der ostdeutschen Dissidentenszene ist er dadurch zur Legende geworden.

Faust hatte 13 Ausgaben der illegalen Häftlingszeitung „Armes Deutschland“ verbreitet, die er vom ersten bis zum letzten Buchstaben mit der Hand schrieb. Manchmal auf Klopapier, manchmal auf Zetteln, die ihm Kriminelle in die Zelle schmuggelten. Erst als Amnesty International ihn 1976 zum „Gefangenen des Monats“ ausrief, wurde er von der Bundesrepublik freigekauft.

Die Wut ist ihm und anderen DDR-Häftlingen geblieben. Der junge Diplom-Ökonom Werner Molik wurde im September 1977 von der Stasi abgeholt. Die SED hatte ihm wegen unverhohlener Systemkritik die Promotion aberkennen lassen und ihn mit Berufsverbot belegt. Als der SPIEGEL über seinen Fall berichtete, wurde Molik wegen „Drucks auf die staatlichen Organe“ zu anderthalb Jahren Haft verurteilt.

Auch Molik saß in Cottbus, und auch er wurde freigekauft. In Düsseldorf machte er Karriere bei einer Bank. Nach dem Mauerfall zog es ihn zurück in den Osten. Im Seebad Heringsdorf auf Usedom kaufte er ein altes Hotel. Molik sympathisierte mit den Sozialdemokraten, er war im CDU-Wirtschaftsrat, inzwischen unterstützt er die AfD.

Wer Molik anruft, kann erleben, dass er nur flüsternd antwortet. „Ich bin auf Jagd“, haucht er dann in sein Handy. Es geht ihm gut. Neulich war er mit der ganzen Familie in Namibia, in Vorpommern hat er sich



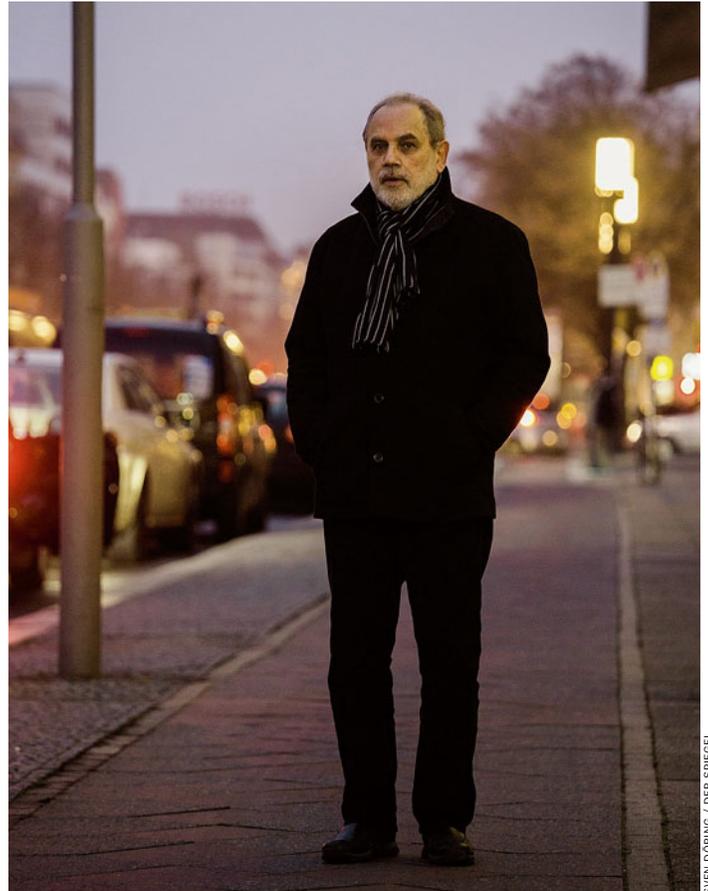
SVEN DÖRING / DER SPIEGEL



SVEN DÖRING / DER SPIEGEL



SVEN DÖRING / DER SPIEGEL



SVEN DÖRING / DER SPIEGEL

DDR-Bürgerrechtler Beleites, Molik (o. r.), Therapeut Maaz (u. l.), Ex-Häftling Faust
„Ich muss mich schreibend wehren gegen den schreienden Unsinn dieser Zeit“

Ackerflächen gekauft und eine Herde Angusrinder. „Man könnte es Ängstlichkeit nennen oder Vorsicht“, sagt er, „aber in Notzeiten kann ich mich immer noch selbst ernähren. Ein schönes Gefühl.“

Molik ist ein angenehmer, kultivierter Gesprächspartner. Man kann wunderbar in seinem gepflegten, holzgetäfelten Hotelrestaurant sitzen, Kaffee trinken und über Safaris plaudern. Bevor man Zeuge einer merkwürdigen Verwandlung wird. Geht es um Politik, schießt Moliks Blutdruck nach oben, sein Gesicht rötet sich, auf seiner Stirn bilden sich Schweißperlen.

Ist er Wutbürger, fühlt sich Molik von allen Seiten bedroht. Von den Leuten, die aus Polen über die offene Grenze kommen und sein Auto klauen. Von den vielen Ausländern, die ihm das Gefühl vermitteln, nicht mehr in Deutschland zu leben. Von den Grünen, die es geschafft haben, Union und SPD in grüne Klone zu verwandeln.

Von der Europäischen Zentralbank, die Deutschlands Kassen ausplündert. Von den Eliten, die antideutsch sind und das, was Deutschland ausmacht, abwickeln wollen. Von den Medien, die gleichgeschaltet sind wie in der DDR. Nur dass man damals zum Westfernsehen umschalten konnte.

Der Himmel ist blau, die Ostsee schimmert durch das Waldchen vor seinem Hotel, der Kellner serviert Hirschgulasch, und Molik sieht schwarz. Wo er auch hinblickt. Die Frage ist, ob ihn seine Haft traumatisiert hat. „Ich glaube nicht“, sagt er, „aber vielleicht wissen wir besser als andere, wie fragil das Leben ist. Dass es jederzeit anders kommen kann.“

Die Kämpferin

Bei Angelika Barbe, in ihrem Häuschen in Berlin-Rudow, gibt es schon morgens Kaffee und Kuchen. Lecker Christstollen aus Dresden, selbst gebacken von einer „lieben Freundin“ von Pegida.

Barbe muss man sich als temperamentvolle, fröhliche Frau vorstellen, für die Lachen und Empörung kein Widerspruch sind. Sie lacht häufig, und sie empört sich noch häufiger. Ihre Welt ist solide aufgeteilt in Freunde und Gegner, mit einer eindeutigen Präferenz für die zweite Kategorie. Barbe verliert ihre Feinde keine Sekunde lang aus dem Blick, und wenn der Nachschub mal ausdünnert, findet sie problemlos neue.

Ganz oben auf ihrer persönlichen Liste der Verachtung steht seit Jahrzehnten die SED. In den Achtzigerjahren kämpfte sie als Bürgerrechtlerin in der kirchlichen Friedensbewegung gegen die Kommunisten. Im operativen Vorgang „Hysterie“ wurde sie bis zum Mauerfall von der Stasi überwacht.

Mag sein, dass die DDR schon lange untergegangen ist, aber für Barbe wird der Kampf gegen den kommunistischen Kraken



Montagsdemonstranten in Leipzig 1989: Mit einem Witz die ganze Republik erschüttern

nie beendet sein. Wer behauptet, die SED und ihre Nachfolger spielten heute keine Rolle mehr, sieht nicht aufmerksam genug hin, glaubt sie. Sie muss nur an die Linkenpolitikerin Petra Pau denken, dann kommt ihr alles wieder hoch.

Barbe gehörte zu den Mitgründern der Sozialdemokratischen Partei in der DDR, 1990 zog sie als SPD-Abgeordnete in den ersten gesamtdeutschen Bundestag ein. Wie sie damals als Ostdeutsche behandelt wurde, hat sie den Genossen bis heute nicht verziehen. Die Arroganz, mit der die stellvertretende Fraktionschefin Herta Däubler-Gmelin sie vorgeladen habe, die Beine hochgelegt: „Angelika, dir ist doch hoffentlich klar, dass du nur durch Zufall im Bundestag bist.“

Aus Protest gegen die Zusammenarbeit der Sozialdemokraten mit der SED-Nachfolgepartei PDS wechselte Barbe 1996 in die CDU. Dort ist sie immer noch, selbst wenn sie inzwischen für die AfD Wahlkampf macht und bei Pegida mitläuft. Das hängt mit Hauptfeind Nummer zwei zusammen, dem Islam.

„Es ist mir unerklärlich, dass die CDU den rassistischen ‚islamischen Faschismus‘ nicht bekämpft, sondern hofiert“, schrieb sie im Februar in einem offenen Brief an ihre Partei, in dem sie ankündigte, sie sei nicht mehr bereit, „meine Glaubwürdigkeit und meinen guten Namen für die CDU im Wahlkampf herzugeben“.

Und so hat sich Barbe am Ende ihrer politischen Karriere in die gleiche Rolle manövriert, die sie am Anfang hatte. Sie ist wieder Außenseiterin. Eine einsame Kämpferin gegen eine Übermacht von Feinden. Damit ist alles gut. Denn alles ist wie immer.

Der Analytiker

Hans-Joachim Maaz hat sich einen Namen gemacht, als er 1990 ein ganzes Volk auf die Couch legte. „Der Gefühlsstau“, hieß der Bestseller des Psychiaters aus Halle, der „ein Psychogramm der DDR“ vorlegen wollte. Das Buch hat sein Leben verändert. Seit 27 Jahren muss Maaz nun immer ran, wenn die Ostdeutschen mal wieder nicht so ticken, wie sie sollen. Niemand erklärt die Ossiseele so eindrücklich wie der Therapeut aus Halle-Dölau.

Seit einiger Zeit hat er wieder Konjunktur. Der Ostdeutsche läuft massenweise zur AfD über, Herr Doktor Maaz, bitte sagen Sie uns, warum. Weil die Wirkung des Opiums nachlässt, antwortet er dann. Die Menschen haben Angst vor Veränderungen, vor Klimawandel, Digitalisierung und Migration.

Angela Merkel hat lange Zeit den Anschein erweckt, sie habe alles im Griff, obwohl sie in Wahrheit viele Fehler machte. Das war wie eine Droge, doch im Osten reicht die Dosis nicht. Das Opium wirkt nicht mehr, weil die Ostdeutschen schon so viele Krisen hinter sich haben. Wende, Arbeitslosigkeit, Vereinigung, Freiheit, Enttäuschung, Ernüchterung.

Wegen ihrer DDR-Erfahrung blicken sie skeptischer und kritischer auf die Obrigkeit, und sie sind stärker beunruhigt durch Veränderungen. „Ich finde den Protest gut“, sagt Maaz, „unabhängig von der AfD oder Pegida.“ Warum? „Weil sich die Menschen etwas trauen.“

Bleibt der Dissident. Er ist ein Sonderfall. In einer Diktatur versuchen die meisten Menschen, dem Druck auszuweichen, und passen sich an. Eine normale Reaktion.



Pegida-Demonstranten in Dresden 2017: Das Opium wirkt nicht mehr

Sie werden nicht kämpfen, denn das kann lebensgefährlich sein.

Warum also wird der Dissident zum Dissidenten? Weil er persönliche Probleme hat, wie so viele Menschen, die etwas Besonderes sein wollen. Gott sei Dank, könnte man sagen, sonst gäbe es keine Helden. Ohne eine erhebliche Störung hätte ein Stauffenberg wohl nie sein Hitler-Attentat gewagt, glaubt Maaz.

Wer ein Unrechtsregime herausfordert, müsse ein Narzisst sein und an Selbstunsicherheit leiden als Folge einer frühen Beziehungsstörung, meist zur Mutter. Er denkt: Ich bin nicht gut genug, ich bin nicht wichtig, ich bin nicht liebenswert.

„Der Narzisst ist ein Geplagter, der beweisen will, dass er etwas Besonderes ist“, sagt Maaz, „ich zeig’s euch. Das ist der Stachel, der ihn antreibt.“ Deshalb quält sich der Leistungssportler jeden Tag beim Training, um eine hundertstel Sekunde schneller zu sein. Und deshalb kämpft der Dissident unter großer Gefahr gegen das übermächtige Böse.

Er sucht sich seine Feinde, und je höher sie sind, desto wichtiger wird er. Es klingt absurd, aber in der DDR hatten es Andersdenkende besonders leicht. Mit einem Satz oder einem Witz konnten sie die ganze Republik erschüttern. Und im Gefängnis landen. „Im Gegensatz zu heute“, sagt Maaz, „da darf man fast alles sagen. Außer, dass man die AfD wählt.“

1989 bricht die DDR zusammen, der Dissident ist nun ein Held, weil er mutig berechnete Kritik angesprochen hat. Seine innere Problematik aber, die Selbstunsicherheit, der Stachel, der ihn antreibt, sind geblieben. „Das Risiko ist groß, dass er wieder zum Dissidenten wird“, sagt

Maaz, „er kann nicht anders. Es ist seine Persönlichkeitsstruktur.“

So wird er sich, wenn ihn sein Stachel nicht in eine andere Richtung treibt, ein neues Feindbild suchen. Es muss groß genug sein, damit sein persönliches Problem überdeckt wird. Und was könnte größer sein als eine Regierung und eine Kanzlerin?

Der Verstoßene

Als Michael Beleites im Frühjahr die Burschenschaft Normannia googelt, gehen alle Warnlampen an. Die Studentenverbindung aus Jena wird seit Jahren vom Thüringer Verfassungsschutz beobachtet. Es gebe Erkenntnisse über eine „personelle Verzahnung mit dem rechtsextremistischen Spektrum durch Mitgliedschaft aktiver Rechtsextremisten“, heißt es in einer Antwort des Erfurter Innenministeriums auf eine parlamentarische Anfrage der AfD.

Beleites ist besorgt. Die Jenaer haben ihn als Redner für ihr Seminar „Kapitalismus – Niedergang und Ausblick“ verpflichtet. Und jetzt zeigt Google an, dass die Normannia ein Zentrum der Thüringer Neonazis ist. Was soll er machen? Absagen?

Wer mit Beleites ein paar Stunden lang in seinem Lieblingscafé im Dresdner Hauptbahnhof zusammensitzt, wer ihn dabei beobachtet, wie er langsam und bedächtig einen druckreifen Satz nach dem anderen formuliert, ahnt, wie diese Geschichte ausgehen wird.

Für ihn hat sich die Welt der Bürgerrechtler in zwei Gruppen geteilt. Die einen sind drinnen, sie arbeiten im öffentlichen

Dienst, bei den Gedenkstätten, in den Landeszentralen für politische Bildung oder leben als Selbstständige von öffentlichen Aufträgen. Wer drinnen ist, gehört zum System, es bestimmt sein Denken, er verteidigt es.

Die anderen sind draußen. Sie haben es nicht geschafft, hangeln sich von Auftrag zu Auftrag, von Projekt zu Projekt und krebzen vor sich hin. Wer draußen ist, blickt anders auf die Welt, und Beileites ist draußen.

Der frühere Umweltaktivist hat 1988 mit seiner Dokumentation „Pechblende“ die katastrophalen Folgen des Uranbergbaus in der DDR öffentlich gemacht und wurde von der Stasi verfolgt. Jetzt betreibt er in einem Dörfchen bei Dresden einen Kräuterhof und versucht, sich mit Artikeln und Vorträgen über Wasser zu halten.

Beleites blickt sich um, und was er sieht, erinnert ihn an die DDR. Vor einiger Zeit hat er in einem Aufsatz die Dresdner Pegida-Märsche mit der friedlichen Revolution von 1989 verglichen und „erstaunlich viele Parallelen“ gefunden: „Es haben sich Probleme angestaut, deren ganze Dimension mit den Sprachregelungen des herrschenden politischen Systems nicht ausgesprochen werden kann.“ Wer die Probleme öffentlich artikuliere, werde von einer „gleichgeschalteten – oder sich so gebenden – Presse als Nazi diffamiert“.

Der Rückzug auf die eigene Scholle hat Beleites nicht gut getan. Früher beriet er Greenpeace und die Grünen, jetzt verstrickt er sich immer weiter in seiner rechten Gedankenwelt. Nach seinem Pegida-Text haben sich alte Freunde von ihm distanziert.

„Ich muss sagen, dass ich etwas irritiert bin über das, was Du da geschrieben hast“, mailte ihm vor einigen Monaten die frühere Bürgerrechtlerin Ulrike Poppe, die ihn zu einer Veranstaltung der Brandenburger Grünen einladen wollte. Sie lege die Planung jetzt „erst mal auf Eis. Ich hoffe, Du verstehst das. Tut mir leid“.

Doch Beleites versteht die Absagen nicht. Sie beweisen ihm, dass 27 Jahre nach dem Ende der DDR wieder ein beklemmendes „Klima der Angst“ herrscht. Offenkundiger Schwachsinn werde einfach hingenommen, und wer die „biologische Tatsache der geografischen Rassenvielfalt des Menschen als bewahrungswürdiges Erbe“ betrachte, „reflexartig“ als Rassist gebrandmarkt.

Seine alten Freunde wenden sich von ihm ab, und die neuen stehen schon bereit. Der AfD-Vordenker Götz Kubitschek bitet ihn in sein „Institut für Staatspolitik“ nach Schnellroda. Beleites sagt Ja. In seinem Vortrag bescheinigt er Kubitscheks Truppe, für ihn sei noch lange keiner

rechts, nur weil er kein Linker sei. Riesenbeifall.

Inzwischen hat er zu viele rote Ampeln überfahren. Und so endet die Geschichte, wie sie wohl enden muss. Als die Einladung der „Normannia zu Jena“ eintrifft, ist er besorgt, er denkt nach, er zögert. Dann sagt er zu.

Der Dissident

Als die Aufregung um den Rinderwahnsinn Anfang der 2000er-Jahre ihrem Höhepunkt entgegenging, saß der Dresdner CDU-Bundestagsabgeordnete Arnold Vaatz mit einigen Kollegen aus Westdeutschland in Berlin beim teuren Italiener. Alle bestellten Fisch, Vaatz Rindfleisch.

Sie blickten ihn an, als hätte er den Verstand verloren. Später, als sie längst wieder selbst Rinderfilet auf dem Teller hatten, entschuldigte sich niemand bei ihm, dass sie ihn damals für einen Selbstmörder gehalten hatten. Vaatz hält die Kollegen seitdem für weitgehend verblödet.

Es hat sein Bild über die Westler abgerundet. Vaatz kann den Westen nicht ernst nehmen. Als Prognoseinstanz hat er sich bis auf die Knochen blamiert, glaubt er. So wie ein Arzt, dessen ganze Karriere mit Kunstfehlern gepflastert ist. Die Hysterie über das Waldsterben, die falschen Prognosen zur Wiedervereinigung, das Gesalbade der 68er. „Wir alle sind mit dem Westen fertig“, sagt er, „es gibt den Westen für uns nicht mehr.“

Er ist jetzt 62, er könnte jederzeit aufhören, seine Mission ist gescheitert, doch nun ist er wiedergewählt worden. Warum, weiß er nicht genau, wo er doch längst den Glauben verloren hat, dass er in seiner Partei noch etwas erreichen kann. Seit 20 Jahren sagt er Angela Merkel, was er für richtig hält, und seit 20 Jahren ignoriert sie ihn.

Wahrscheinlich müsste Vaatz austreten, aber er ist kein Verräter, und so bleibt er in der CDU. Sie ist immer weiter nach links gewandert und er immer weiter nach rechts. Jetzt ist er Dissident in seiner eigenen Partei. Es ist eine Rolle, die er kennt.

Nachdem das sozialistische Polen im Dezember 1981 das Kriegsrecht verhängt hatte, verweigerte Vaatz eine Wehrübung. Er wurde zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt und zur Zwangsarbeit in ein Stahlwerk geschickt. In der DDR war seine Karriere als Mathematiker damit beendet.

Als er 50 wurde, hielt sein Vater eine Rede auf ihn. „1989 hatten wir die Wahl zwischen Zweistaatlichkeit und Wiedervereinigung“, sagte er, „das war die Wahl zwischen Gefängnis und Irrenhaus. Du, mein Lieber, hast dich sehr für die zweite Variante starkgemacht. Das war richtig so, denn in einem Irrenhaus genießt man ganz andere Freiheiten als im Knast.“

Doch wer den ganzen Tag im Irrenhaus arbeitet, muss befürchten, dass er irgendwann totgeschlagen wird, wenn er die falsche Mütze aufhat. Es ist ein kalter Winterabend, Vaatz sitzt im Halbdunkel seines Berliner Abgeordnetenbüros und haut vor Erregung auf den Kaffeetisch.

Es wird nicht die geringste politische Korrektur geben, glaubt er. Die Medien sind sich ihrer Sache so sicher, dass sie jeden Abweichler bis auf die Knochen abnagen werden, als sei er im Amazonas in ein Piranha-Nest gefallen.

„Es ist ein erbarmungsloser Konformitätsdruck, der von einer postreligiösen Gesellschaft ausgeht, die ihren arbeitslos gewordenen religiösen Sensus ausleben will“, schrieb Vaatz schon vor einigen Jahren in einem Aufsatz über die Energiewende.

„Dieser Konformitätsdruck hat eine Gleichschaltung der Gesellschaft verursacht, die zwar mit den Formen von Gleichschaltung, wie wir dies aus der Geschichte der europäischen Diktaturen kennen, nicht identisch ist, jedoch ganz ähnliche Züge aufweist“, heißt es da, „die Strafe für Widerspruch ist heute allerdings (zum Glück noch nicht!) Haft oder Liquidation, sondern nur die Verbannung aus der medialen Relevanzzone.“

Vaatz ist ein hochintelligenter, geistreicher Gesprächspartner, aber wer sein Büro nach zwei Stunden verlässt, kämpft gegen eine tiefe Wehmut. Es ist das gleiche Gefühl, das sich auch nach den Besuchen bei den anderen Dissidenten einstellt. Das also ist aus den Helden von einst geworden.

Wolf Biermann hat manchmal sogar ein gewisses Verständnis für die früheren Weggefährten. „Ich verstehe doch, was die ärgert“, sagt er, „und sie haben in manchen Dingen recht.“ Die Gründe leuchten ein, die Kritik ist zulässig, aber die Reaktion der früheren Bürgerrechtler ist überzogen. Biermann hält sie für „hysterisch“.

„Es gibt im Westen kein Recht auf dauerhaften Erfolg“, sagt Lutz Rathenow, einer der bekanntesten DDR-Bürgerrechtler. Er hat mit den Rechten nichts am Hut, aber er beobachtet aufmerksam, was aus seinen Mitstreitern geworden ist – eine „Missmutgemeinschaft“.

Rathenow plädiert dafür, sie nicht auszugrenzen. „Man muss aufpassen, dem Abgelehnten durch Ablehnung nicht Identität zu verleihen“, sagt der Lyriker und drückt seinem Besucher zum Abschied ein Gedicht in die Hand. Es heißt: „Empörung“.

„Ein Mensch schleicht rennt läuft um ein Haus,/ er will nur eins – möglichst rasch hinein, hinein./ Und ist er drin, will er nur noch: heraus, heraus./ Ich bin wirklich ein Opfer, sagt der Mann./ schrecklich, dass ich ohne Luft nicht atmen kann./ Verflüchte Erde, die mich sonst nicht leben lässt./ Und ihre Schwerkraft hält mich zudem fest.“



Nothelfer in Not

Kriminalität Rettungskräfte werden bei Einsätzen bespuckt, bepöbelt und geschlagen, nicht nur an Silvester. Die meisten sind darauf schlecht vorbereitet.

Der Löschwagen der freiwilligen Feuerwehr war gerade auf dem Rückweg von einem Einsatz, als ihm im Berliner Stadtteil Lichtenrade ein junger Mann den Weg versperrte. Mitten auf der Fahrbahn hatte er eine Feuerwerksbatterie aufgebaut. Als ihn ein Feuerwehrmann aufforderte, den Rettungswagen durchzulassen, pöbelte der 23-Jährige den ehrenamtlichen Helfer an, dann schlug er ihm eine blutige Nase und verletzte ihn am Auge.

57 Angriffe auf Einsatzwagen meldete die Berliner Feuerwehr in der Silvesternacht, acht Beamte wurden demnach körperlich attackiert. Andere Städte berichteten von ähnlichen Vorfällen.

Sollen Angriffe auf Polizisten und Rettungskräfte schärfer bestraft werden, wie Politiker von Union und SPD umgehend forderten? Oder ist es wichtiger, vor allem Sanitäter, Rettungsärzte und Feuerwehrleute besser auf solche Situationen vorzubereiten? Und woher stammt die Aggression ausgerechnet gegen jene, die kommen, um zu helfen?

„Bislang dachte man, Helfer seien für solche Angriffe tabu“, sagt Mario Staller, ein ehemaliger Polizist, der an der Deutschen Sporthochschule in Köln ein For-



Feuerwehreinsatz zum Jahreswechsel in Berlin-Neukölln

CHRISTOPHE GATEAU / DPA

schungsprojekt zu dem Thema leitet. „Die Statistik aber zeigt, dass fast jeder Helfer irgendwann mit verbaler oder körperlicher Gewalt konfrontiert wird.“

In der Silvesternacht gingen Feierlustige und Betrunkene teilweise exzessiv gegen Polizisten, Feuerwehrleute oder Sanitäter vor. Im Berliner Stadtteil Schöneberg verletzten Feiernde sechs Polizisten, in Neukölln beschossen drei Jugendliche einen Streifenwagen mit Schreckschusspistolen. Ebenfalls in Neukölln setzten Jugendliche aus einer knapp 50-köpfigen Gruppe heraus die traditionsreiche Musikalienhandlung Bading mit Feuerwerkskörpern in Brand. Als sechs Minuten nach dem ersten Notruf die Feuerwehr eintraf, detonierten Feuerwerkskörper zwischen den Helfern. Ob sie mit Absicht beschossen wurden, war zunächst unklar.

In Bremen begannen die Übergriffe schon gegen 21.30 Uhr. Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes der Deutschen Bahn beobachteten am Haupteingang des Bahnhofs eine Schlägerei zwischen einem randalierenden Mann und einem Passanten, sie trennten die beiden. Plötzlich aber waren sie von mehreren Gruppen mit insgesamt etwa 50 aggressiven jungen Männern umgeben, laut Polizei meist Einwanderer. Diese warfen Böller und schossen Raketen auf die Bahn-Mitarbeiter und die zu Hilfe geeilten Polizisten von Bundes- und Landespolizei. Es dauerte eine Stunde, bis sich die Lage auf dem Bahnhofsvorplatz der Hansestadt wieder beruhigte.

Die Polizeiliche Kriminalstatistik weist seit 2011 Opfer aus Polizei, Feuerwehr oder Rettungsdiensten gesondert aus. Die registrierte Gewaltkriminalität stieg bis 2016 um ein Drittel, einfache Körperverletzungen wurden um 57 Prozent häufiger gezählt. Unklar ist, ob es mehr Vorfälle gab oder ob nur mehr angezeigt wurden. Die Deutsche Bahn registriert ebenfalls mehr

Gewalttaten gegen ihr Personal. In nur einem Jahr sei die Zahl um fast ein Drittel gestiegen: auf insgesamt 2300 im Jahr 2016.

Der Kriminologe Thomas Feltes untersucht mit seinem Team an der Ruhr-Universität Bochum seit vielen Jahren Gewalt gegen Polizisten und andere Einsatzkräfte. Er sagt, die Quantität sei weitgehend gleich geblieben, aber die Qualität habe sich verändert: Die Angriffe seien roher und brutaler geworden, der Respekt nehme ab. Er macht fehlende Empathiefähigkeit dafür verantwortlich, die wiederum aus der Perspektivlosigkeit der Täter herrühre.

Ende Januar wird der Kriminologe dem nordrhein-westfälischen Innenminister eine neue Studie vorstellen: Die Forscher haben 4500 Einsatzkräften von Rettungsdiensten und Feuerwehren einen Onlinefragebogen zugeschickt, 812 füllten ihn aus. 64 Prozent gaben an, in den vergangenen zwölf Monaten Opfer von verbaler oder körperlicher Gewalt geworden zu sein.

Am meisten waren Rettungsassistenten und Notfallsanitäter (91 Prozent) betroffen, gefolgt von Feuerwehrleuten im Rettungsdienst (88 Prozent) sowie Notärzten und Rettungssanitätern (80 und 81 Prozent). In den meisten Fällen, sagt Feltes, seien die Täter betrunken. 40 Prozent seien nach Schilderung der Opfer Einwanderer. Meist fanden die Übergriffe bei der Erstversorgung oder im Krankenwagen statt.

Besonders gefährdet sind Einsatzkräfte in Großstädten. Vor drei Jahren befragte die Kriminologin Janina Lara Dressler 1659 Rettungshelfer in Berlin, Hamburg, München und Köln. 93,4 Prozent gaben an, schon einmal beleidigt, bespuckt oder beschimpft worden zu sein. Jeder Dritte wurde demnach während des Einsatzes getreten oder geschlagen.

Reinhold Skorjanz, 50, Notfallsanitäter aus Mönchengladbach, hat öfter mit renitenten Patienten zu tun, die nicht ins Kran-

kenhaus wollen. Einer schlug ihm mit der Faust ins Gesicht, ein anderer beschimpfte ihn und seine Kollegen als „Wichser“ und „Arschlöcher“. Als sie sich davon nicht beeindruckt ließen, öffnete der Mann eine Schublade, in der eine Pistole lag. Die Sanitäter konnten verhindern, dass er danach griff. Ein anderer Patient schrie den Sanitäter an: „Ich weiß, wo deine Wache ist. Ich verprügele dich, und dann ist deine Familie dran.“ Die Angst wurde Skorjanz nach dem Einsatz nicht mehr los. Er ließ sich von einem Psychologen behandeln.

Es sind Erfahrungen wie diese, die viele Helfer dazu veranlassen, sich selbst zu schützen. „Man beobachtet die Umgebung, schaut nach Waffen und anderen gefährlichen Gegenständen“, sagt ein erfahrener Sanitäter aus Berlin. Während seiner zweijährigen Ausbildung habe das Thema Eigen-sicherung nur ein einziges Mal auf dem Lehrplan gestanden. Deshalb hat sich der Helfer ein Pfefferspray gekauft, viele seiner Kollegen würden nur noch mit stichfesten Westen in den Einsatz gehen.

Diese Entwicklung hält Mario Staller, der Lehrbeauftragte der Deutschen Sporthochschule, für fatal: Statt auf Waffen zu setzen, sollten die Helfer lieber ihr Verhalten trainieren. Die Angriffe kämen selten überraschend, meist gehe ihnen eine längere Interaktion voraus. Diese zu steuern, könne man lernen. Staller und sein Team bilden dafür Trainer für Gewaltprävention im Rettungsdienst aus.

Kriminologieprofessor Feltes sagt, oft seien es psychisch auffällige Personen, die Einsatzkräfte angriffen. Deshalb hält er eine Rufbereitschaft für Psychologen oder Psychotherapeuten für nötig, die Helfern zu Hilfe kommen. Diese müssten auch bessere Informationen von der Leitstelle vor einem Einsatz erhalten.

Die Komba, eine Fachgewerkschaft des Deutschen Beamtenbundes, schlägt standardisierte Meldebögen vor, damit alle Taten erfasst und geahndet werden. Jeder Angriff müsse angezeigt werden, sagt Eckhard Schwill, Justiziar der Gewerkschaft und Ansprechpartner für den Bereich Feuerwehr und Rettungsdienst. Viele Einsatzkräfte melden die Vorfälle gar nicht erst, weil die Staatsanwaltschaften ohnehin zahlreiche Fälle einstellen.

Schwill hält auch Schulungen zur interkulturellen Kompetenz für notwendig. Gerade bei Einsätzen in multikulturellen Familien komme es manchmal zu Missverständnissen. Sanitäter müssten zur Behandlung ihre Patienten oft entkleiden oder anfassen, das sorge gerade bei den Männern gelegentlich für Irritationen. Manchmal werde Gewalt angedroht „Ein kurzes Gespräch, ein paar klärende Gesten“, glaubt Schwill, „würden da schon helfen.“

Maik Baumgärtner, Lukas Eberle, Hubert Gude, Martin Knobbe, Sven Röbel

Früher war alles schlechter

N° 106: Fahrraddiebstähle



1993 gab es
in Deutschland
651 Fahrraddiebstähle
je 100 000 Einwohner.

2010: **375**

2016: **405**

Lieber Fahrraddieb, Sie Bastard, ich hasse Sie. Wir kennen uns nicht, und ich werde Sie nie finden. Sie haben mir mein Rad gestohlen, pink war es, aus Stahl, „Cycles for Heroes“ stand auf dem Sattel. Das war meine kleine Rakete. Die Polizei sagt, Menschen wie Sie kniffen ein Billigschloss in Sekunden mit einer scharfen Zange durch. Den Stiftung-Warentest-Sieger frästen Sie in zwei Minuten mit dem Winkelschleifer entzwei. Die Polizei hat im vergangenen Jahr in Deutschland 332 486 Fahrraddiebstähle registriert, aber Sie wissen, dass Sie und Ihresgleichen viel mehr geklaut haben; „Dunkelziffer“, Sie wissen schon. Aber ich sag Ihnen was, Sie rostige Ramschbacke: Vielleicht drehen Sie gerade eine Runde auf meiner Rakete, oder Sie freuen sich darüber, dass immer mehr Räder

in Großstädten gemopst werden. Aber eigentlich und fürs ganze Land betrachtet, verlieren Sie: Denn die Zahl der Fahrrad-diebstähle pro 100 000 Einwohner, so sagt es die Polizeiliche Kriminalstatistik, ist in 23 Jahren um mehr als ein Drittel gesunken. Mir als Betroffenen fällt es schwer, das zu glauben, aber so ist es. Im Jahr 1993 waren es 651, im Jahr 2016 nur noch 405 gestohlene Räder pro 100 000 Einwohner. Niemand weiß genau, warum das so ist, aber vermutlich liegt es daran, dass das Rad das neue Auto ist. Wir achten besser auf unser Rad, wir haben stärkere Schlösser. Wir tragen das Rad nachts in unsere Wohnung, damit es sicher steht. Und seit Sie in mein Leben getreten sind, Sie amoralische alte Radnabe, mache ich das auch. Verachtungsvoll, Ihr takis.würger@spiegel.de

Natur

Wo sind die Vögel, Herr Lachmann?

Lars Lachmann, 42, Ornithologe beim Naturschutzbund Nabu, über die Aktion „Stunde der Wintervögel“

SPIEGEL: Herr Lachmann, Sie haben für dieses erste Januarwochenende eine eher ungewöhnliche Bitte an 80 Millionen Deutsche. Welche wäre das?

Lachmann: Bitte schaut eine Stunde lang aus dem Fenster, zählt die Vögel, die ihr seht, und teilt uns mit, wie viele es waren.

SPIEGEL: Gibt es keine einfachere Methode, um herauszu-

finden, wie viele Vögel sich aktuell in Deutschland befinden?

Lachmann: Es handelt sich um die größte wissenschaftliche Mitmachaktion Deutschlands, außerdem sollen sich die Menschen mal eine Stunde lang mit der Natur befassen. Viele werden überrascht sein, was sie entdecken.

SPIEGEL: Vergangenes Jahr hieß es, dass es in den Städten keine Vögel mehr gebe.

Lachmann: Und unsere Erhebung konnte dieses Gefühl vieler Menschen bestätigen. Wir verzeichneten einen Rückgang von 17 Prozent. Das war ungewöhnlich.

SPIEGEL: Woran lag das?

Lachmann: Eine Rolle spielte der milde Winter. Viele der Kohlmeisen, Blaumeisen und Kleiber, die wir im Winter hier sehen, kommen aus Polen und Russland. Da die Temperaturen so warm waren, flogen die einfach nicht so weit wie früher. Viele blie-

ben in Brandenburg, statt bis ins Saarland zu kommen.

SPIEGEL: Woher wissen Sie denn, dass jemand eine Blaumeise von einer Kohlmeise unterscheiden kann?

Lachmann: Es gibt sicherlich Erhebungsfehler, aber die sind in allen Jahren ähnlich. Rein statistisch kann man noch immer Trends erkennen.

SPIEGEL: Wie verhindern Sie eigentlich Doppelzählungen?

Lachmann: Der Teilnehmer darf immer nur melden, wie viele Vögel einer bestimmten Art er maximal gleichzeitig gesehen hat. Sonst könnte es wirklich sein, dass man dieselbe Kohlmeise in einer Stunde 60-mal sieht. jmo



Blaumeise

PATRICK KLEUL / PICTURE ALLIANCE / DPA

Rentnerparadies

Eine Meldung und ihre Geschichte Wie zwei Berliner mit Schlagerpartys ausgesetzten Tieren ihre Würde zurückgeben wollten

Ronaldo hat gezittert. Die Nächte verbrachte er winselnd und angeleint an einer Leitplanke an der Autobahnraststätte, irgendwo in Ostdeutschland. Dann, zum Glück, haben die Fremden ihn gefunden, da war er ausgemergelt und halb tot. Sie haben ihn losgebunden, ihn zum Gnadenhof nach Berlin-Pankow gebracht, in eine Straße mit Einfamilienhäusern und schmiedeeisernen Gartenzäunen. Da soll er sich erholen, glücklich werden und uralt. Warum soll Ronaldo auch nicht in Würde altern dürfen, nur weil er eine Deutsche Dogge ist, zu groß und zu laut für das Leben seiner damaligen Besitzer?

Einer der fremden Retter von jener Nacht ist Dirk Bufé. Es ist diese eine Frage, die ihn umtreibt. „Ein Tier wird doch auch in Würde sterben dürfen, wenn es so weit ist“, sagt er. Da steht er, 51, zum Irokesen gezupftes Haar, in seinem Hof und pafft eine Marlboro Red. Eine andere hat ihm ein Loch in die Brusttasche seines schwarz-grünen Flanellhemdes gebrannt. Ihm gehört mit seinem Ehemann Hartmut Benter, 56, ein privates Altenheim für Tiere in Berlin. Sie führen es im eigenen Haus mit 1300 Quadratmeter Grundstücksfläche. Dort leben mit ihnen gemeinsam Ronaldo und 31 weitere Hunde, die meisten Mischlinge, 20 Katzen, 300 Vögel, für die niemand mehr Zeit gehabt hat, die Kraft oder die Geduld.

Die vielen Tiere können unmöglich leise sein. Und da beginnt schon das Problem.

In einem Vorgarten in der Nachbarschaft verschränkt eine Frau die Arme vor der Brust und schnaubt. „Abartiges Pack“, sagt sie. Der Lärm von drüben sei ja nicht auszuhalten gewesen, dieses ständige Gekläffe. Fast noch schlimmer, erzählt sie, waren die Feiern mit Schlagermusik alle paar Monate. „Diese Lautstärke ist doch nicht gut für ein Tier“, sagt sie. Die Nachbarin ist nicht die Einzige, immer wieder beschwerten sich andere, auch über die zugeparkten Straßen. Irgendwann rief einer die Polizei, später das Ordnungsamt. Die Partys wurden verboten, das Altenheim steht jetzt vor dem Aus.

Bufé sitzt auf einem ausrangierten Sofa unter einem Pavillon aus Plastik, Regen prasselt darauf: „Die Veranstaltungen waren wichtig für den Betrieb, 15 000 Euro haben die uns im Jahr eingebracht.“ Dann zeigt er auf einen Schuppen, davor hätten Musiker wie Michael Hirte oder Michelle Ryser gesungen. Die Feiern waren die einzige

Einnahmequelle, neben ein paar Tausend Euro Mitgliedsbeiträgen im Jahr und dem Geld aus eigener Tasche. Nicht viel, Bufé und Benter arbeiten als Zusteller bei der Post. Doch alternde Tiere kosten, sie werden eher krank, brauchen teure Medikamente. Eine OP für einen Hund haben sie neulich erst wieder bezahlt. „Ich kann die Armen doch nicht leiden lassen“, sagt Bufé. „Einen Menschen würde man ja auch gesund pflegen.“

Bufé und Benter wissen, dass es so nicht weitergehen kann, nicht hier in einem Wohngebiet, in dem das Altenheim für ihre Tiere seit Jahren nur geduldet ist. Sie suchen ein separates Heim irgendwo, wo das Bellen und Gezwitscher niemanden stört. Doch keiner will sie haben. Vor ein paar Monaten erst hätte es fast geklappt. Der damalige Bezirksstadtrat, Jens-Holger Kirchner von den Grünen, wollte ihnen ein Grundstück beschaffen, im Bürgerpark Pankow neben Volieren und einem Gehege, in dem schon Pfauen leben. Von ihrem Scheitern las Bufé in der Zeitung, im „Berliner Abendblatt“, da biss er gerade ab von seinem Käsebrötchen: „Kein Tiersyl im Bürgerpark“. Wieder hatten Anwohner protestiert. Ihm wurde schlecht.

Bingo war sein erster Hund, erzählt Dirk Bufé in seinem Garten. Er war ein schwarzer Spitz und Dirks wichtigster Freund als er 16 war, damals, als seine Mutter trank. Bingo, sagt er, die Mundwinkel zucken nach oben „den werde ich nie vergessen“. Mit zehn starb er, „er war sehr krank“. Mehr mag Bufé nicht erzählen, aber Tiere begleiten ihn seither und die Idee, dass auch sie ein Recht auf ein würdevolles Leben haben. Mit 24 lernt er Hartmut Benter kennen, verliebt sich in ihn, der denkt genauso. Später ziehen sie auf das große Grundstück mit ein paar Hunden, Vögeln, anderen Tieren. Es werden laufend mehr.

In Deutschland leben, das schätzt der Deutsche Tierschutzbund, 94 000 Tiere in Heimen, weil sie keiner mehr haben wollten oder sie nicht mehr ins Leben

ihrer Besitzer passten. Im Altenheim in Pankow laufen ausschließlich solche Schicksale herum. Kira, Mischlingshündin, 14: das Frauchen verstorben mit 70 Jahren, Verwandte gab es nicht. Russell, Terrier, 15: das Herrchen krebskrank, war zu geschwächt von der Chemotherapie. Baby, Graupapagei, Alter unbekannt: haben Fremde hergebracht, seine Federn waren ausgefallen.

Bufé steht plötzlich auf, gibt einer Frau die Hand. Jeden zweiten Donnerstag kommt Petra Müller her, Rentnerin. Sie will Julie besuchen, Yorkshire Terrier, 18 Jahre alt mit trüben Augen. Der toten Schwester hat die Hündin mal gehört. „Aber sie pinkelt überallhin“, erzählt Müller, hebt Julie auf ihren Schoß, es klingt wie eine Entschuldigung. Sie bleibt, 20 Minuten, wie immer. Dann steht sie auf, ruft Benter und Bufé zu: „Bis zum nächsten Mal“, dann ein „Danke“ hinterher.

Cathrin Schmiegel



Bufé, Benter

Schinkel-Show soll Tier-Altenheim retten

Aus dem „Berliner Kurier“

Vollmilchbomber

Diplomatie In Katar baut ein Ire einen der modernsten Milchbetriebe der Welt. Mitten in der Wüste stehen seit Kurzem Hunderte schwarzbunte Kühe aus Deutschland. Sie sollen dem Emirat Milch liefern – und Macht. *Von Takis Würger*



Farmer „Mister John“ mit deutscher Kuh in der Wüste: „Die Nation steht hinter uns“

In einer Geröllwüste der Arabischen Halbinsel, an einem Ort, an dem sogar die Wüstenspringmäuse verrecken, am Ende einer Straße aus Staub, läuft ein Ire mit einem Strohhut durch die Hitze, bis er vor einem Hangar mit einem Tor aus Metall innehält. Er zieht das Tor nach oben. Drinnen stehen sie, es ist schattig hier und kühl, damit sie es gut haben, die Kühe aus Deutschland, die dem Emirat

Katar ihre Milch schenken sollen und damit die Unabhängigkeit.

„Es geht hier um Souveränität“, sagt der Ire. Er ist der Chef auf dieser Farm. Seine Haut ist rosa, in sein kariertes Hemd saugt sich der Schweiß. Sein Name ist John Joseph Dore, seine Mitarbeiter auf der Farm nennen ihn nur „Mister John“.

Er ist der Oberfarmer der Baladna Farm. Eigentlich ist Mister John, 57, vor allem Chef einer gigantischen Baustelle. Eine Dreiviertelstunde nördlich der Hauptstadt Doha soll hier in der Wüste eine der größten Kuhfarmen der Welt entstehen. Die Kühe dafür sollen eingeflogen werden, aus Australien und Europa, die ersten 165 deutschen Schwarzbunten sind schon da.

Sie spazieren durch Ställe, die klimatisiert und durch Lamellenschlitze in der Seitenverkleidung erhellt werden. Die Ställe haben nichts mit friesischer Landlustromantik zu tun, hier ist nichts aus Holz, hier laufen keine Kätzchen über den Hof. Wer vor einem Stall der Baladna Farm steht, könnte darin auch Glasfaserkabel vermuten. Die Hallen sind aus Metall, groß, zweckmäßig, steril.

Die Kühe darin machen das, was Kühe machen: fressen, schlafen, kalben, Milch geben. Sie werden ziemlich sicher nie in ihrem Leben einen Huf in die Wüste setzen, weil Kühe sich so wenig wie möglich aufregen sollen, damit sie so viel Milch wie möglich geben. Hitze, Glutsonne und Wüstenmäuse bedeuten mögliche Aufregung. Es ist alles sauber in ihrem Stall, alles ruhig und schön, ein wenig unheimlich ist das, als wären das gar keine echten Tiere. Es ist ein Kuhstall, aber es riecht fast nach nichts.

Die Mauern der Farm sind hoch, am Eingang steht ein Mann, der ein Tuch über das Gesicht gebunden trägt, als bewachte er eine geheime Festung. Hinter den Mauern, neben dem Stall, befindet sich ein Seilgarten für Erwachsene, hier liegt gewässerter Rasen, und es gibt einen kleinen See, auf dem Menschen in bunten Tretbooten aus Plastik fahren können.

Von Deutschland aus betrachtet könnte das wie ein irres Projekt wirken, Kühe um den halben Globus in eine Art Freizeitpark zu fliegen, damit Katarer Milch trinken können, aber für Mister John, den Iren, ist es eine logische Konsequenz dessen, was er „Die Blockade“ nennt.

Seit dem Sommer des vergangenen Jahres leidet das Emirat Katar unter einer Blockade des Nachbarlands Saudi-Arabien. Im Juni verkündeten die Saudis den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Katar. Als Grund gaben sie an, dass Katar „verschiedene terroristische und sektiererische Gruppen“ unterstütze. Kurz darauf schloss Saudi-Arabien den Luftraum für Flüge nach und aus Katar und stellte den Handel mit dem Emirat ein. Die Saudi-Herrscher

stellten 13 Forderungen, unter anderem, dass Katar den saudikritischen Fernsehsender Al Jazeera schließt und die Beziehungen zu Iran einstellt. Bis zu diesem Zeitpunkt waren viele Versorgungsgüter Katars aus Saudi-Arabien gekommen: Blumenkohl, Eier, Hühnerfleisch, Wasser, Datteln und Milch.

Deutschlands Außenminister Sigmar Gabriel warnte vor einem neuen Golfkrieg. Mister John interessiert sich nicht für Kriege, sagt er. „Ich interessiere mich für Kühe.“ Er will jetzt seine Baustelle zeigen. Mit im Auto sitzt ein pakistanisches Filmteam, dessen drei Mitarbeiter sich auch für Kühe interessieren. Mister John zeigt auf Gebäude: „Da ist eine Moschee, da können Kinder auf Ponys reiten, da soll ein See hin, wo die Besucher angeln können, da haben wir einen kleinen Zoo mit Alpakas.“

Ein Alpaka ist ein Andenkamel, das für seine flauschige Wolle bekannt ist. Das hat keinen Sinn in einer 45 Grad Celsius heißen Wüste, aber es geht, also wird es gemacht.

Mister John sagt, die Idee dahinter sei, dass die Besucher aus Doha am Wochenende kämen und die Farm als Freizeitpark nutzten. Es soll wohl so etwas werden wie die katarische Version von Disneyland, nur dass es um Kühe geht statt um Mäuse.

Mister John fährt mit seinem Geländewagen in die Wüste und deutet auf ein paar gelbe Bagger am Horizont.

„Rock Breaker“, sagt er, Steinbrecher. Sie bereiten den Boden für Hallen, die so groß werden sollen, dass man einen Jumbojet darin parken könnte. „14 Millionen Liter am Tag ist das Ziel“, sagt Mister John.

Er arbeitet seit 33 Jahren in arabischen Ländern, seit einem Jahr für die Baladna Farm. In der Vergangenheit hat er auch mal für die Konkurrenz in Saudi-Arabien gearbeitet, für die Milchfirma Almarai, deren Motto lautet „Qualität, der Sie vertrauen können“, was ja schon verdächtig klingt.

Er sagt, er habe drei Kinder, die viel kosteten, deshalb sei er hier.

Seit Beginn der Blockade wird die Milch für viel Geld aus der Türkei und Iran importiert. Wenn die Baladna Farm fertig ist, soll sie den kompletten Markt Katars mit Milch versorgen und das Milchmonopol der Saudis zerstören.

„Die Saudis sind nicht glücklich, dass wir ihr Juwel zerbrechen“, sagt Mister John und blinzelt dabei zufrieden hinter seinem Lenkrad hervor.

Die Baladna Farm kostet drei Milliarden katarische Riyal, etwa 700 Millionen Euro. Es geht hier um Unabhängigkeit, aber man kann trotzdem sagen, das ist eine Menge Geld, damit Katarer sich morgens heimische Kuhmilch über die Cornflakes kippen können. Vor allem, wenn man bedenkt, dass der traditionelle Katarer lieber



SVEN DÖRING / AGENTUR FOCUS / DER SPIEGEL

Kamelmilch trinkt, die, anders als Kuhmilch, salzig schmeckt.

Man tut den Mächtigen in Katar wohl kein Unrecht, wenn man sagt, dass ihr Verhältnis zu Geld ein spezielles ist.

Katar ist, pro Kopf gerechnet, eines der reichsten Länder, mit einem Jahreseinkommen von im Schnitt 60 000 Dollar.

Katar gehören Teile der Bank Credit Suisse und des Geldinstituts Barclay's. Die Familie des Emirs besitzt Teile von Volkswagen, Siemens und der Deutschen Bank. Der Emir fährt einen türkisfarbenen Sportwagen des Typs „Koenigsegg CCXR“, für 1,2 Millionen Dollar. Er kaufte jüngst seinem Fußballverein, Paris Saint-Germain, den Stürmer Neymar für 222 Millionen Euro. Katar leistet sich neben einem Fernsehender auch eine Airline. Das Emirat hat sich gerade ein paar US-amerikanische Eliteuniversitäten ins Land geholt und eine Fußballweltmeisterschaft gekauft. Da macht ein Stall keinen Unterschied mehr.

Die Baladna Farm ist offiziell kein staatliches Projekt, aber Mister John sagt, während seine Augen über den Horizont wandern: „Es war ein privater Anfang, doch alle Optionen werden geprüft.“

Heißt, die Farm wird verstaatlicht?

Mister John überlegt ein wenig und sagt dann: „Lassen Sie es mich so sagen: Die Nation steht hinter uns.“ Mehr Fragen zu dem Thema will er nicht beantworten.

Offizieller Finanzier der Farm ist der Chef der Power International Holding, Ramez al-Khayyat, der sein Geld mit Neubauten verdient, in Katar ein gutes Geschäft, die Hauptstadt Doha gleicht zurzeit einer einzigen Baustelle. Jüngst hat er ein Einkaufszentrum aus Marmor gebaut.

Khayyat, so erzählen sich die Mitarbeiter der Baladna Farm heimlich, sei kein Katarer, sondern Syrer, aber das passt zu diesem Land. Nur jeder zehnte Einwohner Katars ist in Katar geboren.

Khayyat habe am Anfang der Blockade immer wieder gesagt, so erzählt es John: „Wir wollen Milch! Wir wollen Milch!“

Mister John flog nach Europa und wählte Kühe aus, die dann Anfang Juli über Budapest und Lüttich nach Katar geflogen wurden. Es gibt ein Foto von diesem Tag, als ein schwarzbuntes Friesian-Rind in der Nacht aus einem Flugzeug steigt und eine mit weichem Gummi ausgelegte Treppe nach unten geht. Auf dem Rollfeld steht ein Mann in einer Warnweste und hebt die Hände, als würde er jubeln.

Einer der Kuhhändler, bei dem Mister John gekauft hat, ist ein Niederländer, der in Berkel-Enschot im ersten Stock eines unauffälligen Gebäudes arbeitet. Hans van der Pols hat sein Büro mit Skulpturen bunter Pappmaschee-Kühe dekoriert. Van der Pols arbeitet für den Kuhgroßhändler Multi Dairy Livestock, er verkauft deutsche und holländische Kühe in alle Länder, die nah genug liegen, dass eine Boeing 747 sie von Holland aus erreichen kann, ohne zu tanken. Van der Pols hat Mister John 165 „schwängere Ladys“ verkauft, wie er sagt, mit starkem Euter und geraden Beinen.

„Noch Kaffee?“, fragt Hans van der Pols. Er gießt sich einen brutal starken Kaffee in eine Tasse und schaufelt einen Löffel Milchpulver dazu. Der Kuhhändler gießt keine frische Milch in seinen Kaffee. Pulver sei komfortabler, sagt er.

Van der Pols war noch nie auf Baladna, aber er hat sich Bilder angeschaut. Super

Farm, sagt er, da gebe es sogar eine Maschine, die Wasser zu feinem Nebel verwirbelt, der dann auf die Tiere sinkt und sie kühlt. Er ist begeistert davon, wie die Araber das machen mit den Kühen, was vielleicht auch daran liegen könnte, dass sie ihn reich machen, aber dann sagt er: „Ökonomisch hat es keinen Sinn.“

Bitte was?

„Ökonomisch betrachtet lohnt es sich nicht, die Tiere aus den USA zu holen, aber wenn Emotionen involviert sind...“

Van der Pols hält inne, er überlegt, es wirkt ein wenig so, als würde er merken, dass er hier gerade etwas sagt, was Mister John missfallen könnte.

Die Katarer haben angekündigt, ihre Kühe in Australien, den USA und Europa kaufen zu wollen. Der Weg nach Europa ist der kürzeste, die Kühe sind hier günstiger, wegen der geringeren Transportkosten, und genauso gut. Man kauft Kühe auf der ganzen Welt, um zu zeigen, man kann es. Es ist eine Demonstration der Macht.

Van der Pols sagt: „Die Katarer haben ihren Plan, ob er sinnvoll ist oder nicht, ist egal. Sie haben das Geld.“

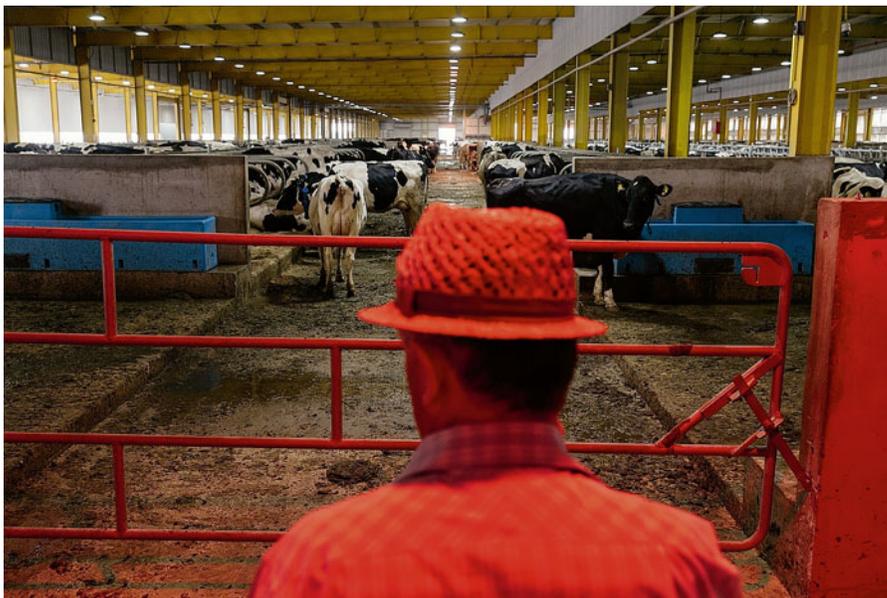
Katar ist ein junges Land, überall sind Baustellen, auf Baladna und an vielen anderen Orten dieser Wüste schufteten die Arbeiter Tag und Nacht. Mister John sagt: „Als ich das erste Mal hier war, 1992, war Katar nicht mehr als eine Hütte und eine Landebahn.“ Es existieren kaum archäologische Fundstücke, die dokumentieren, dass in jüngerer Vergangenheit mehr als ein paar Beduinen und Fischer auf diesem Haufen Geröll lebten. Dann, Anfang der Siebzigerjahre, als Mister John gerade Landwirtschaft in Dublin studierte, fanden im Norden Katars ein paar versierte Wüstengräber das größte Erdgasfeld der Welt. Damals lebten in Katar rund 100 000 Menschen, heute sind es 2,7 Millionen.

Das Geld brachte auch Unabhängigkeit von Saudi-Arabien. Saudi-Arabien ist 185-mal so groß wie Katar, das etwa über eine Fläche von der Hälfte Hessens verfügt. Die Eliten in Saudi-Arabien betrachten den kleinen Nachbarn nach wie vor als abtrünnig gewordene Provinz. Die Saudis sind Wahhabiten, Anhänger eines streng sunnitischen Islam. Auch die Iraker sind Wahhabiten, aber insgesamt entspannter als die Saudis. Das ist Teil der Antwort auf die Frage, warum sie den Katarern den Milhhahn zugeordnet haben: Katar teilt sich sein großes Erdgasfeld mit Iran. Die Iraner sind Schiiten, die Saudis betrachten Iran als Erzrivalen.

Hinzu kommt, dass Katar gern Allianzen mit allen möglichen Unruhestiftern schmiedet: den Muslimbrüdern aus Ägypten, der Freien Syrischen Armee, der Al-Schabab-Miliz aus Somalia. Katar wird vorgeworfen, einer der wichtigen Finanziers der dschihadistischen Nusra-Front zu sein. Gleichzeitig arbeitet Katar mit dem Wes-



Baufahrzeug auf dem Baladna-Gelände: Kalte Kriege werden durch Symbole gewonnen



Farmchef Dore im Stall: Starkes Euter und gerade Beine

ten zusammen. In dem Emirat liegt das Hauptquartier der U.S. Air Force im Nahen und Mittleren Osten.

Je länger Mister John mit seinem Geländewagen durch die Geröllwüste knattert und in den Staub zeigt, desto klarer wird, dass diese Farm Teil eines Machtspiels ist, das Katar ziemlich clever spielt, mit Saudi-Arabien und der Welt. Baladna, der Name der Farm, bedeutet auf Deutsch „unser Land“.

„Seeing is believing“, sagt Mister John in einem Moment der überraschenden Ehrlichkeit, einfach so, obwohl niemand gefragt hat. Das ist so etwas wie die große Antwort auf viele Fragen zu dieser Milchkuhfarm. Sehen ist glauben.

Auf der Baustelle steigen die pakistanischen Filmemacher aus ihrem Auto, laufen durchs Geröll und drehen ein paar Sequenzen von Arbeitern, die Stahl sägen. Drei Männer, die ihr Gesicht vor Hitze und Dreck hinter Tüchern verbergen, fegen Staub vom Rohbeton. Sobald sie einen Teil freigefegt haben, schiebt der Wüstenwind neuen Staub auf den Beton. Aber für den Moment, in dem die Pakistaner filmen, wirkt die Baustelle ein wenig sauberer.

Die drei fegenden Männer sollen dafür sorgen, dass schöne Bilder entstehen. Die Baladna Farm von Mister John soll zeigen: Wir schaffen das allein. Sie ist ein Symbol der Stärke. Kalte Kriege werden durch solche Symbole gewonnen, nicht durch Kampfpanzer. Es gibt in der katarischen Küche eigentlich kaum Gerichte, in die Kuhmilch gehört, aber das kann dem Emir egal sein, wenn am Ende der Eindruck entsteht, dass er sich behauptet.

Die Fotos der Kühe, die in Katar aus dem Flugzeug steigen, erschienen in der „Bild“-Zeitung, bei SPIEGEL ONLINE und in „Newsweek“. Im Auto hinter Mister John fährt der Social-Media-Beauftragte der Farm, der hauptberuflich für schöne Bilder zuständig ist. Auf der Facebook-Sei-

te sind Bilder zu sehen, die die Vorzüge der Farm zeigen. Ein Foto zeigt drei lachende Männer vor einer Kletterwand, in der Bildunterschrift steht: „In Baladna Park zeichnen wir ein Lächeln in Ihr Gesicht“. Ein Foto zeigt Menschen in Tretbooten. Bildunterschrift: „Die Welt sagt dir, werd erwachsen, aber in Baladna Park musst du das nicht“.

„Seeing is believing“, sehen ist glauben, so heißt seit ein paar Jahren eine weltweite Kampagne zur Prävention gegen Erblindung. Aber wer sich den Facebook-Account der Baladna Farm anschaut, bekommt den Eindruck, dass es hier nicht darum geht, klar zu sehen, sondern so, wie ein paar Katarer das gern hätten.

Mister John steigt wieder in seinen Wagen, fährt ums Eck, steigt aus und pfeift ein Liedchen, als er das Tor zu einem Container öffnet. Er pfeift die „Rachearie“ aus der „Zauberflöte“, wahrscheinlich ist es ein Zufall. In der Arie heißt es an einer Stelle:

*Zertrümmert sei'n auf ewig/
Alle Bande der Natur.*

Im Container stehen Kälber, frisch geboren, manche sind noch nass. Sie wurden den Mutterkühen weggenommen, damit die Menschen die Milch abzapfen und trinken können. Die Tiere zittern, die Luft riecht säuerlich, nach frischem Fruchtwasser. Es ist ein Bild, das in Erinnerung ruft, was man leicht vergisst: Milch ist immer Muttermilch. Mister John packt zwei Kälber, die auf dem Beton liegen geblieben sind, und zerrt sie an den Vorderläufen ins Stroh.

Es ist vielleicht kein Zufall, dass ein so künstlicher Staat wie Katar sich hier das Thema Milch ausgesucht hat, um zu demonstrieren, was alles möglich ist, wenn man genug Geld ausgibt. In Katar gedeiht kaum etwas natürlich. Hier gibt es nicht mal Trinkwasser, egal wie tief man budelt. Katarische Natur lässt sich in zwei Wörter zusammenfassen: Hitze und Sand.

Die Glas-Stahl-Bauten, die 400 Hektar große künstliche Insel namens „The Riviera Arabia“, diesen ganzen Wahnsinn hat sich der Mensch ausgedacht. Katar ist das Land mit dem größten Energieverbrauch und dem weltweit größten Ausstoß von Kohlenstoffdioxid pro Kopf. Es ist vielleicht das unnatürlichste Land, das es gibt.

Es passt gut zur modernen Milchproduktion. Mister Johns Kühe stehen auf Sand, und wenn sie müde werden, legen sie sich auf Matratzen aus Kunststoff. Sie fressen Silage aus Luzerne, einer Pflanzenart aus der Gattung Schneckenklee. Die Kühe werden von Maschinen gemolken.

Die pakistanischen Filmleute bauen im Stall ihre Kamera auf, weil sie eine Melkmaschine filmen wollen. Mister John sagt, dass es leider nicht möglich sei, weil das nur die kleine Melkstation sei und der Boss, also Mister Ramez al-Khayyat, viel Wert darauf lege, dass alle Bilder, die von der Farm kommen, demonstrieren, wie groß hier alles sei.

Mister John wird einsilbig, bittet, in seinen Wagen einzusteigen, und lässt den Motor an. Er fährt zurück zum Eingangstor der Farm und lässt die Gäste aussteigen. Der Besuch dauere ja schon viel länger als geplant, und er habe nun leider keine Zeit mehr. „Good-bye.“ Er will nicht darauf antworten, wie genau der katarische Staat diese Farm unterstützt, oder darauf, wie es sich anfühlt, für eine autokratische Monarchie zu arbeiten, in der die Scharia herrscht. Auf die Frage, ob er es ironisch finde, dass die Katarer sich einen Iren geholt haben, um beim Thema Milch ihre Unabhängigkeit zu erlangen, sagt er: „Ja.“

Als er einem zum Abschied die Hand zerquetscht, sagt er, ab und an gehe er im Sheraton ins Irish Pub, das den Namen „Irish Harp“ trägt, und haue sich zum Klarkommen ein paar Guinness rein.

Die 165 deutschen Kühe, die im schattigen Sand der Baladna Farm stehen, produzieren bisher viel zu wenig Milch für den katarischen Markt, deshalb strecken Mister John und seine Kollegen die Kuhmilch mit Ziegenmilch und Schafsmilch, damit zumindest ein bisschen mehr in die Flaschen kommt. Man kann sie für umgerechnet einen Euro in einem eiskalt runtergekühlten Hofladen kaufen.

Die Produzenten nennen das Getränk „Cocktail Milk“, und so schmeckt das auch. Auf der Verpackung sind eine Kuh, eine Ziege und ein Schaf zu sehen, die auf einer grünen Weide grasen. Darüber steht: „Made by nature.“ Von der Natur gemacht.

Mitarbeit: Bernhard Zand



**Video: Ein Kuhstall
in Katar**

spiegel.de/sp22018kuehe
oder in der App DER SPIEGEL



Schwarze Soldatenfliege

Homestory Warum ich erst nach Indien ziehen musste, um zu einer guten Deutschen zu werden

Ich bin nicht gerade das, was man einen guten Menschen nennt, ökologisch gesehen. Ich fliege häufig, nicht selten Langstrecke. Ich esse Fleisch, und das gern. Ich kaufe keine Bioäpfel. Ich hatte nie das Bedürfnis, etwas mit meinen eigenen Händen zu erschaffen. Ich zähle nicht zu den Menschen, die „Müll“ für ein interessantes Gesprächsthema halten. Ich hatte auch nie vor, an dieser Einstellung etwas zu verändern. Bis ich nach Indien zog.

Wir leben jetzt in Bangalore. Vor unserem Haus liegt ein unbebautes Stück Land, und manchmal, wenn ich am Schreibtisch sitze, beobachte ich eine Nachbarin, wie sie Abfall vom Dach auf dieses Stück Land wirft. Mal ist es ein voller Beutel, neulich war es eine Farbrolle. Ich weiß seitdem: Die Nachbarn renovieren.

Dann kam der Tag, an dem der See mal wieder brannte. Bangalore ist eine der am schnellsten wachsenden Städte des Landes; so schnell, dass sogar die Stadtplaner die Orientierung verlieren. Es gibt in dieser Stadt um die hundert Gewässer, die meisten sind so schmutzig, dass man ihnen nicht zu nahe kommen sollte. In einem dieser Seen muss über die Jahre ein Gemisch entstanden sein, das hochentzündlich geworden ist. Jedenfalls fing der See plötzlich Feuer.

Du denkst, da schwimmen Fische drin – und auf einmal steigen Flammen auf.

Das war der Tag, an dem ich beschloss, dass sich etwas ändern müsse.

Ich begann damit, nach jeder Mahlzeit die Essensreste einzusammeln und sie zu einem Plastikeimer in der Küche zu tragen. Große Stücke reiße ich jetzt immer in kleinere Stücke, um die Angriffsfläche für die Mikroorganismen zu vergrößern. Wenn ich den Deckel öffne, riecht es im Eimer nach Sauerkraut, ein Zeichen für gute Fermentierung, wie ich inzwischen weiß. Ich kompostiere ohne Sauerstoff nach der japanischen Bokashi-Methode.

Eine Zeit lang habe ich das geheim gehalten. Man ist neu in der Stadt – da will man nicht gleich der Freak sein, der unter der Spüle Essensreste sammelt. Aber eines Tages erzählte ich es auf einer Feier dann doch: Ja, ich kompostiere. In der Küche.

Stille.

Dann fragte ein indischer Freund: „Mit dem Kambha?“

Ein anderer, auch aus Indien, sagte: „Wir haben jetzt den Ecobin.“

Da denkst du: Bangalore, klar, hier brennt der See, und von den Dächern fliegen die Mülltüten. Und dann stellst du fest, dass sie hier übers Kompostieren reden wie über Brot und Butter. Kambha. Ecobin.

Ich habe eine junge Inderin kennengelernt, die ihr ganzes Haus dazu gebracht hat, den Biomüll auf einen kollektiven Komposthaufen zu werfen.

Und in dem Haus wohnen mehr als hundert Leute. Ich habe auf diese Weise ein erhellendes Gespräch über die Wundertaten der Schwarzen Soldatenfliege geführt und weiß seitdem: Keine andere Made ist gefrässiger. Und selbstverständlich war ich auch im Gärtnerseminar bei Dr. Hegde, um zu lernen, wann man in tropischem Klima Tomaten sät (das ganze Jahr über) und wann der Feigenbaum Früchte trägt (bis zu dreimal im Jahr). Dr. Hegde hat sich vorgenommen, Bangalores Flachdächer zu Schrebergärten umzugestalten. Auf unserem Haus wachsen jetzt Zitronengras, Chilis und Salbei, irgendwo muss der ganze Kompost ja hin. Unsere Facebook-Gruppe hat 10 000 Mitglieder, wir sind die Organic Terrace Gardener.

Natürlich ist es paradox, dass in einem Land, in dem sich Bauern das Leben nehmen, weil die Früchte ihrer Arbeit nicht mehr genug einbringen, die Oberschicht davon träumt, ein Feld zu pachten. Aber es ist auch nicht überraschend. Es sind Menschen, die „House of Cards“ auf Netflix schauen und Romane von Elena Ferrante lesen. Kurz gesagt: Menschen wie ich, also höchst privilegiert. Wer sonst keine Probleme im Leben hat, der widmet sich denen vor seiner Haustür. In Indien ist das der Müll.

Dabei produzieren Inder viel weniger Abfall als Deutsche, aber das ändert sich. Abfall ist immer auch ein Zeichen für Fortschritt. Abfall bedeutet, dass sich die Menschen leisten können, etwas wegzuerwerfen. Es ist daher davon auszugehen, dass es in Indien erst mal schlimmer wird, bevor es irgendwann besser wird. Jedes Jahr stoßen Millionen Inder in die Mittelschicht vor. Sie gehen in die Mall und bestellen bei Amazon. Es wird wahrscheinlich noch eine Weile dauern, bis sie sich für den Zersetzungsprozess organischer Materie interessieren.

Neulich hat mich meine Mutter besucht. Ich habe ihr vom See in Flammen erzählt. Sie fand das nicht weiter aufregend. Meine Familie stammt aus einem Ort in der Nähe eines großen Pharmaunternehmens. Als meine Mutter ein Kind war, das war Anfang der Siebziger, ist sie oft an einen Ort nahe der Fabrik geradelt. Die Kinder haben sich an den Zaun gehängt, um ein Becken zu bestaunen, das in allen Farben des Regenbogens schimmerte. Aber das Größte, das wirklich Allergrößte, behauptet meine Mutter, war, wenn aus dem Becken ein Fass hochgeschossen kam. Dann haben alle gejauchzt vor Vergnügen.

Ich möchte jetzt nicht falsch verstanden werden. Ich liebe gern hier. Und ich glaube nicht, dass ich die Welt zu einem besseren Ort kompostieren kann. Es ist nur so: Es ist leicht, in Indien zu einem Menschen zu werden, der die Zukunft unseres Planeten dunkel sieht. Der fliegende Müllbeutel, der brennende See. Ich kompostiere auch, um der Schwermut vorzubeugen.

Es hat vier Wochen gebraucht, um unseren Eimer bis unter die Kante zu füllen. Ich habe die Pampe in einer Tonne auf dem Balkon vergraben, es war, muss

man sagen, richtig widerlich. Sechs Wochen später griff ich mit der Hand hinein. Die Erde war weich. Es roch erdig, fast würzig. Wie Waldboden nach dem Regen. Es war der Duft, der einem sagt, dass man ein besserer Mensch geworden ist. Laura Höflinger



Digital lesen + Prämie!

1 JAHR DEN SPIEGEL DIGITAL LESEN UND IHRE WUNSCHPRÄMIE WÄHLEN.



iPad 32 GB Wi-Fi Space Grau

Arbeiten, spielen, surfen und mehr. Mit 9,7"-Retina-Display, Fingerabdruck-Sensor, 8-Megapixel-Kamera. Gewicht: 469 g. Zuzahlung nur € 269,-.



€ 100,- Geldprämie

Erfüllen Sie sich einen Wunsch:
€ 100,- als Geldprämie.

Ja, ich möchte den SPIEGEL digital lesen und wähle eine Prämie!

Ich lese 52 Ausgaben des SPIEGEL digital inklusive SPIEGEL DAILY für nur € 4,10 pro Ausgabe und erhalte eine Prämie meiner Wahl.



- ✓ 52x den SPIEGEL digital lesen
- ✓ Bereits ab freitags, 18 Uhr
- ✓ Auch offline lesbar
- ✓ Auf bis zu 5 Geräten
- ✓ Inklusive SPIEGEL-E-Books
- ✓ **Wunschprämie dazu**

Jetzt neu: ✓ **Inklusive SPIEGEL DAILY**
Die neue digitale Tageszeitung

Jetzt bestellen:  www.spiegel.de/digital18



Maschinenbauer in Göppingen

MARIJAN MURAT / PICTURE ALLIANCE / DPA

Metallindustrie

Nach Karneval droht die Eskalation

Der Lohnzuschuss bei Arbeitszeitverkürzung wird zum Knackpunkt der aktuellen Tarifrunde.

Ob der Tarifkonflikt in der Metallindustrie schnell gelöst oder in eine der härtesten Auseinandersetzungen seit Jahren münden wird, entscheidet sich bis Ende des Monats. Denn sowohl die IG Metall als auch die Arbeitgeber stehen unter Druck. Mit dem Ende der Friedenspflicht läuft nun eine bundesweite Warnstreikwelle an, die ihren ersten Höhepunkt erreichen wird, wenn ab Donnerstag die dritte Verhandlungsrunde in den Tarifbezirken beginnt. Neben einer Lohnerhöhung von sechs Prozent fordert die IG Metall die Möglichkeit, dass Arbeitnehmer ihre wöchentliche Arbeitszeit längstens für zwei Jahre auf bis zu 28 Stunden senken dürfen, inklusive eines Rechts auf Rückkehr zur Vollzeit.

Diese Punkte scheinen lösbar, auch ein kräftiges Lohnplus wäre über einen lang laufenden Vertrag möglich. Knackpunkt ist die Forderung nach einem Lohnzuschuss

bei Arbeitszeitreduzierung, zumindest für Schichtarbeiter oder Beschäftigte, die sich um ihre Kinder oder pflegebedürftige Angehörige kümmern. Bislang lehnen die Arbeitgeber sie als rechtswidrig ab, die IG Metall will auf sie nicht verzichten. Doch wenn bis Weiberfastnacht am 8. Februar keine Lösung gefunden ist, droht der Streit zu eskalieren.

Deshalb wird es Ende Januar eine vierte Verhandlungsrunde geben. Ist dann kein Ergebnis in Sicht, wird die IG Metall sich nach Karneval wohl kaum mehr mit kurzen Warnstreiks begnügen, sondern ausgewählte Betriebe 24 Stunden lang bestreiken. Angesichts der vollen Auftragsbücher haben die Firmen daran kein Interesse. Aber auch die IG Metall hat ein Problem. Im März starten die Betriebsratswahlen. Wahlen parallel zu den Tarifverhandlungen würden der IG Metall einen Kompromiss erschweren. mad

Marken

„Ich warne vor Trends“



Bernd Samland, 58, erfindet mit seiner Agentur Endmark Produkt- und Unternehmensnamen wie den des TV-Senders Vox oder der Datingplattform Parship.

SPIEGEL: Warum sagen Namen neuer Unternehmen oft so

wenig über deren Produkte aus?

Samland: Weil es darauf nicht ankommt. Sonst dürfte sich eine Computerfirma nicht nach einem Obst benennen – aber „Apple“ ist halt ein genialer Name. Wichtig ist, dass er etwas in einem auslöst.

SPIEGEL: Der Energieversorger RWE hat seine jüngste Tochterfirma „Innogy“ getauft. Was löst das bei Ihnen aus?

Samland: Nichts. Und das ist ein typisches Problem von

Konzernen. Häufig reden dort bei der Namensgebung so viele Leute mit, dass nur der kleinste gemeinsame Nenner durchkommt. Sie wollen niemanden vor den Kopf stoßen, nicht zu emotional werden. Mittelständler sind da mutiger.

SPIEGEL: Auf welchen Namens-Trend sollten Gründer noch schnell aufspringen?

Samland: Ich warne vor Trends. „Zalando“ war originell, „Lieferando“ auch. Der

dritte, vierte, fünfte „...ando“ nicht mehr. Man will sich doch nicht als Abklatsch positionieren.

SPIEGEL: Muss ein Name heute international klingen?
Samland: Eine regionale Verankerung hat auch ihren Reiz. In den USA gab es zuletzt einen Hang zu deutsch klingenden Namen, zu sehen am Taxi-Unternehmen Uber. Ähnlich in China. Einer der größten chinesischen Modehändler heißt „Bauhaus“. akü

Lufthansa Stühlerücken im Aufsichtsrat

Bei der Lufthansa stehen 2018 tiefgreifende Veränderungen an, allerdings nicht in der Geschäftspolitik oder im Vorstand, sondern im Aufsichtsrat. Zur Hauptversammlung Anfang Mai werden mehr als ein Drittel der 20 Kontrolleure ihren Sitz räumen, darunter allein sieben Arbeitnehmervertreter. Einen solchen Aderlass hat es in dem Gremium schon lange nicht mehr gegeben. Hauptursache für den geballten Austausch ist, dass viele Belegschaftsvertreter sich dem Rentenalter nähern oder es bereits erreicht haben. Auf der Arbeitnehmerseite haben die Kabinengewerkschaft UFO und die Dienstleistungsgewerkschaft Ver.di die besten Chancen, ihre Kandidaten durchzubringen. Ver.di hat sich erstmals mit der Pilotenvertretung VC (Vereinigung Cockpit) verbündet. Auf der Kapitalseite hört der noch vom ehemaligen Lufthansa-Chef Jürgen Weber geholte Ex-US-Politiker und Rechtsanwalt Robert Kimmitt aus Altersgründen auf. Der scheidende Präsident des Verbands der Automobilindustrie, Matthias Wissmann, sollte eigentlich ebenfalls gehen, darf aber aufgrund seiner langjährigen Erfahrung in dem Gremium noch bleiben. Aufsichtsratschef Karl-Ludwig Kley wird wohl eines seiner anderen Mandate abgeben müssen, um kritische institutionelle Investoren auf dem Aktionärstreffen im Mai zu besänftigen. did

den Dollar mehr als vervierfachen; 1996 lag der Wert noch bei rund sieben Milliarden Dollar. Der Boom werde anhalten, erwartet McKinsey, der Umsatz wachse bis 2020 jedes Jahr um sechs Prozent. Halbleiter sind im Auto an verschiedenen Stellen im Einsatz, zur Steuerung des Motors oder der Bremsen. Vor allem helfen Chips, die Fahr-sicherheit zu erhöhen: Bei Kollisionswarnsystemen prognostizieren die Berater das größte Wachstum.aju

Autoindustrie Rollende Rechner

Das Auto verwandelt sich zu einem Computer auf Rädern. Auf diese Entwicklung deuten Zahlen der Unternehmensberatung McKinsey hin, die belegen, wie der Einsatz von Halbleitern in der Autoindustrie zugelegt hat. Innerhalb von zwei Jahrzehnten (bis 2015) konnten die Chiphersteller ihr Geschäft mit dem Autogewerbe laut der Studie auf knapp 30 Milliar-

den Dollar mehr als vervierfachen; 1996 lag der Wert noch bei rund sieben Milliarden Dollar. Der Boom werde anhalten, erwartet McKinsey, der Umsatz wachse bis 2020 jedes Jahr um sechs Prozent. Halbleiter sind im Auto an verschiedenen Stellen im Einsatz, zur Steuerung des Motors oder der Bremsen. Vor allem helfen Chips, die Fahr-sicherheit zu erhöhen: Bei Kollisionswarnsystemen prognostizieren die Berater das größte Wachstum.aju



BODO WARKS / DPA

Elbphilharmonie Ausverkauftes Haus

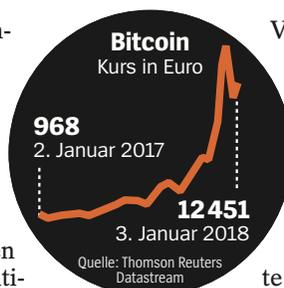
Die Hamburger Elbphilharmonie war in ihrem ersten Jahr weitaus erfolgreicher als erwartet: Zu den mehr als 600 Konzerten (70 Orchester, mehr als 110 Dirigenten und Dirigentinnen, rund 100 Ensembles und Bands) kamen rund 850 000 Besucher, das sind mehr, als die Kulturmanager in ihren Planungen veranschlagt haben. Rechnet man den Erfolg der ersten Spielzeit, die nur von Januar bis August dauerte, auf die erste komplette Spielzeit hoch, die im Juli dieses Jah-

res endet, dann dürften die Erwartungen übertroffen werden. Die Betreiber-gesellschaft HamburgMusik rechnete von Januar bis August 2017 mit 360 000 Besuchern, tatsächlich kamen 530 000. Für die erste komplette Spielzeit hatte man auf 460 000 Besucher gehofft; es dürften deutlich mehr werden.

Die Elbphilharmonie, die wegen der explodierenden Baukosten heftig kritisiert worden war, verdankt das gute Ergebnis vor allem der hervorragenden Auslastung: Im ersten Jahr wurden 100 Prozent der Eintrittskarten verkauft. hgo

Samstagsfrage Muss ich Bitcoin-Gewinne versteuern?

Das Zocken mit Bitcoins oder anderen Kryptowährungen hat in den vergangenen Monaten manch einem risikofreudigen Anleger Gewinne beschert. Weil Kryptowährungen in Deutschland kein gesetzliches Zahlungsmittel sind, werten die Finanzämter den Handel mit Cyber-Geld als privates Veräußerungsgeschäft. Anders als bei Wertpapieren unterliegen solche Geschäfte nicht der Abgeltungsteuer, Gewinne müssen wie bei anderen Vermögensgegenständen – etwa Kunstwerken, Antiquitäten oder Immobilien – in der Anlage Sonstige Einkünfte (SO) der Steuererklärung angegeben werden. Es kommt allerdings darauf an, wie lange der Käufer seine Bitcoins behält. Verkauft er erst nach mehr als einem Jahr, kann er einen möglichen Gewinn steuerfrei vereinnahmen.



Verkauft ein Anleger seine Bitcoins innerhalb der Spekulationsfrist, muss er den Gewinn mit seinem persönlichen Einkommensteuersatz versteuern. Es sei denn, der Gewinn aus allen privaten Veräußerungsgeschäften liegt unter der Freigrenze von 600 Euro. So viel können Anleger steuerfrei vereinnahmen. Wird die Grenze überschritten, ist der komplette Gewinn zu versteuern. Wer im Bitcoin-Handel Geld verloren hat, kann die Verluste mit Gewinnen aus anderen Veräußerungsgeschäften verrechnen und so möglicherweise Steuern sparen.

Ganz anders ist der Fall beim sogenannten Mining: Wer das virtuelle Geld selbst am Computer mithilfe komplizierter Algorithmen geschaffen hat, muss dabei entstandene Gewinne wie Einkünfte aus einem Gewerbebetrieb versteuern. mhs



Grüne Modenschau in Berlin im Januar 2017: „Primark-Klamotten müssen so geächtet sein wie Käfigeier“

ALEXANDER KOERNER / GETTY IMAGES

Heute Trend, morgen Müll

Mode Die Textilindustrie predigt Nachhaltigkeit und fördert Recyclingprojekte, dabei ruiniert sie die Umwelt wie kaum eine andere Branche. Wenn sich wirklich etwas ändern soll, müssen die Firmen radikal umdenken – und die Verbraucher auch.

In einer Halle in Südindien näht eine Frau europäischen Kunden ein gutes Gewissen. Sie streicht über den Stoff, führt ihn die Nadel entlang und reicht ihn weiter. Eine zweite Arbeiterin näht den linken Ärmel an, eine dritte den rechten.

Dann folgt der Saum. So geht es viele Male; und als es um halb elf zur Pause läutet und die mehr als hundert Nähmaschinen zum Stehen kommen, da klingt es, als verschnaufte ein gewaltiges Tier.

In den Hallen dieser Textilfabrik im indischen Tiruppur entsteht im Auftrag der Firma C&A ein T-Shirt, das äußerlich wenig auffällt. Und doch ist es etwas Besonderes. „Unser T-Shirt ist so natürlich wie das Blatt eines Baumes“, sagt Philomena John, eine Frau mit kurzen Haaren und einer Sprache wie aus dem Poesiealbum.

John leitet Cotton Blossom, einen Zulieferer, der für C&A ein vollständig kreislauffähiges T-Shirt herstellt. Die Idee: Das Shirt ist so gefertigt, dass es sich innerhalb

weniger Wochen auf einem Komposthaufen komplett zersetzen würde, ohne Schadstoffe zu hinterlassen.

Dahinter steht ein eigentlich einfacher Gedanke: Was der Natur entnommen wird, soll ihr zurückgegeben werden. „Früher gab es Winter- und Sommermode, heute wechselt die Mode jeden Monat“, sagt John, und sie fragt: „Muss das sein?“

Es ist ein bemerkenswerter Satz von einer Frau, die für eine Industrie arbeitet, die damit reich geworden ist, möglichst schnell möglichst viele Klamotten zu verkaufen, und das möglichst billig.

Jeder Deutsche kauft im Jahr durchschnittlich 60 Kleidungsstücke. Sie stammen aus Fabriken in aller Welt, auch aus Tiruppur im Bundesstaat Tamil Nadu. Hier lassen Gap, Adidas, Nike, H&M oder eben auch C&A produzieren.

Je mehr Kleidungsstücke die Menschen in Europa kaufen, so könnte man meinen, desto besser ist es für diese Stadt. Mehr

als eine halbe Million Menschen schufteten hier für die Textilindustrie. Sie bringt Arbeit mit sich und für manche Wohlstand; aber auch einen Fluss, der de facto tot ist. Das Grundwasser ist so verseucht, dass Bauern sich fürchten, Gemüse anzubauen.

Tiruppur war lange die Ausgeburt eines Wirtschaftssystems, das in erster Linie auf Wachstum setzt, ohne Rücksicht auf Mensch und Natur. Philomena John will das ändern. Und sie ist nicht die Einzige.

Nachhaltigkeit liegt im Trend. Dabei entbehrt es nicht einer gewissen Ironie, dass ausgerechnet die Textilindustrie das Thema propagiert. Strumpfhosen aus alten Fischernetzen und Abendkleider aus wiederverwerteten PET-Flaschen – solche Kollektionen lassen sich gut in Werbespots und Pressemitteilungen vermarkten.

Bei H&M heißt die Linie für Weltverbesserer „Conscious“ – „bewusst“. C&A ist inzwischen der weltweit größte Anbieter von Textilien aus Biobaumwolle. Tchi-



Näherinnen für C&A im indischen Tiruppur: „Die Kunden heute wollen grün – und billig“

bo, aber auch Aldi, Lidl, Rewe und andere Händler haben sich auf Druck von Greenpeace verpflichtet, bis zum Jahr 2020 nur noch Textilien ohne umwelt- oder gesundheitsschädliche Chemikalien anzubieten. „Alle Entscheidungen, die wir treffen, fallen wir unter dem Gesichtspunkt der Nachhaltigkeit“, erklärt Pablo Isla, Chef des weltgrößten Modekonzerns Inditex, zu dem unter anderem Zara gehört. Und auch Karl-Johan Persson, CEO von H&M, spart nicht mit Ankündigungen. „Wir müssen die Art und Weise, wie Mode gemacht wird, verändern“, sagt er, „und wir müssen es in großem Maßstab tun.“

Kreislaufwirtschaft heißt die Zukunftsvision der Branche, in ihrer besten Form „Cradle-to-Cradle“ (von der Wiege zur Wiege), kurz C2C, genannt. Gemeint ist ein Wirtschaftssystem, in dem alle Produkte am Ende ihrer Lebenszeit in etwas Neues, Gleichwertiges verwandelt werden – anders als bei der heutigen linearen Wirtschaft, in der die meisten Produkte wenig benutzt und dann weggeworfen werden.

Doch kann man den Beteuerungen der Konzernchefs Glauben schenken? Was davon ist ernsthafter Überzeugung geschuldet – und was nur gewiefte Grünfärberei?

Mit der Glaubwürdigkeit der Textilhäuser steht es nicht zum Besten. Die großen Akteure im Modезirkus haben sich bislang auf ihre Rolle als Händler zurückgezogen. Sie haben die Produktion ausgelagert – und die Verantwortung gleich mit. Das

Motto der Branche lautet seit Jahren: Immer mehr, immer öfter – und das immer billiger. Dem Wachstum wurde alles untergeordnet. So weit der Status quo.

Doch wirklichen Wandel muss man wollen. Bislang steckt hinter den Marketingsprüchen wenig Substanz. Zumindest wenn man sich die Zahlen ansieht, fällt es schwer, den frommen Phrasen der Branche Glauben zu schenken.

Die weltweite Textilproduktion hat sich zwischen 2000 und 2015 verdoppelt, Kleidung ist längst zu einem Wegwerfartikel geworden. Derzeit werden jährlich mehr als hundert Milliarden Kleidungsstücke hergestellt – das sind mehr, als alle Menschen auf diesem Planeten jemals auftragen können.

Treiber ist die sogenannte Fast-Fashion-Industrie: Hersteller und Händler, die auf schnelle Kollektionswechsel setzen – bei Marktführern wie Zara und H&M bis zu 24-mal im Jahr. Die Bekleidungsindustrie setzte zuletzt weltweit zwei Billionen Euro im Jahr um. Experten rechnen mit einer Verdoppelung in der nächsten Dekade. Längst hat sich die Generation der „Smart Shopper“ an die Schnelllebigkeit der Trends gewöhnt.

Dieser ungebremste Konsum hat verheerende ökologische und soziale Folgen. Die Textilindustrie ist ein Ressourcenfresser, sie benötigt gewaltige Mengen an Wasser, Chemikalien und Energie. Der Baumwollanbau für ein einziges T-Shirt verschlingt zum Beispiel bis zu 2000 Liter Wasser.

In textilverarbeitenden Ländern wie Bangladesch oder Pakistan sinkt der Grundwasserspiegel seit Längerem. Die Trinkwasserversorgung und die Landwirtschaft in diesen Regionen sind bedroht. Obschon Baumwolle nur auf 2,4 Prozent des globalen Ackerlands angebaut wird, stehe sie für 24 Prozent der weltweit versprühten Insektizide und 11 Prozent der verkauften Pestizide, sagt der WWF. Die



DER SPIEGEL

Herstellung der Billigkleider findet deshalb vor allem in Ländern statt, in denen Umweltgesetze lax und Arbeitsbedingungen prekär sind. Die Branche mit den schönen Hochglanzfotos zählt zu den dreckigsten der Welt. US-Designerin Eileen Fisher hat die Modeindustrie „den zweitgrößten Umweltverschmutzer nach der Ölindustrie“ genannt.

„Die Fast-Fashion-Industrie erzeugt eine große Illusion“, sagt Kirsten Brodde von Greenpeace. „Das aktuelle Konzept ist kein zukunftsfähiges Geschäftsmodell.“ Mit den Preisen ist auch der eigentliche Wert von Bekleidung ins Bodenlose gefallen. „Früher hatten Mode und das Design einen Wert an sich“, so Brodde, „heute fehlt es an Respekt für das Material und die Ressourcen, aus denen unsere Kleidung gewonnen wird.“ Von der „Handarbeit“ dahinter ganz zu schweigen.

Die Greenpeace-Aktivistin fordert nicht weniger als den Umbau der gesamten Branche, „es geht um das ethische Konzept hinter der Wegwerfmode“, sagt sie.

Doch ein solcher Wandel wäre ein langwieriger, komplizierter Prozess. Nötig wären ein komplettes Umdenken der Firmen, eine Neuaufstellung der gesamten Wertschöpfungskette. Und das würde teuer werden.

Die Frage ist deshalb, wie ernst es den Modegiganten mit der Wohltätigkeit wirklich ist und ob die großen Unternehmen, die das Problem verursacht haben, auch Teil der Lösung sein können.

Philomena John wacht wie ein Kapitän auf der Brücke über das Treiben. Unter ihr liegt die Färberei, groß wie ein Flugzeughangar. Es riecht nach Chemie. In einer riesigen Trommel werden 250 Kilogramm Stoff gewälzt. Um die acht Stunden wird die Baumwolle eingefärbt. Dann ziehen

Arbeiter lange Bahnen heraus, in Brillantrot und Scubablau.

John und zwei ihrer Brüder leiten Cotton Blossom. Vor 20 Jahren fingen sie mit 40 Arbeitern und 24 Nähmaschinen an. Heute besitzt die Familie eine Spinnerei und zehn Textilfabriken.

Über die Jahre hat John gesehen, wie sich der Preis für ein T-Shirt mehr als halbiert hat und wie Firmen abgewandert sind, weil die Produktion in Kambodscha, Bangladesch und Vietnam noch billiger war. Manchmal ging es um Centbeträge.

Wer gegen diese brutale Konkurrenz bestehen will, das haben die Johns verstanden, für den gibt es nur zwei Wege. Entweder: immer billiger. Oder: irgendwie anders.

Cotton Blossom stellt 80 Prozent seiner Kleidung aus Biobaumwolle her, drei Windräder versorgen die Fabriken mit Strom. Eine Wiederaufbereitungsanlage filtert das Wasser zu 95 Prozent zurück in die Anlage. Das Produkt ist ein Premiumprodukt, zugeschnitten auf eine Minderheit konsumbewusster Kunden. Ein gutes Gewissen gegen einen kleinen Aufpreis. Am Anfang interessierte sich kaum einer der großen Kunden dafür. „Die wollten billig“, sagt John. Und heute? „Wollen sie grün. Und billig.“

Beides zusammen wird auf Dauer nicht gehen. Aber die Entwicklung von Cotton Blossom zeigt, was grundsätzlich möglich ist, wenn der Druck vonseiten der Auftraggeber groß genug ist.

C&A bekommt am Ende ein T-Shirt geliefert, das nicht anders aussieht, aber in der Herstellung dreimal so viel kostet wie eines aus herkömmlicher Produktion. Im Laden ist es trotzdem für sieben bis neun Euro zu haben. Für die Firma, die jährlich mehrere Hundert Millionen Kleidungsstücke verkauft, ist das Kreislauf-Shirt ein erster Schritt in ein neues Textiluniversum. „Wir wissen, dass wir die Welt nicht von

heute auf morgen ändern werden und schon gar nicht das Einkaufsverhalten der Konsumenten“, sagt Jeffrey Hogue, der bei C&A für das Thema Nachhaltigkeit verantwortlich ist. Für C&A sei das jedoch nicht nur ein Pilotprojekt: „Wir sehen das als langfristige Investition.“

Als Nächstes will Hogue auch kompliziertere Textilien wie Nachtwäsche und Babybodys nach dem C2C-Standard fertigen lassen.

Doch es reicht nicht, wenn die Konzerne ihre Kollektionen Shirt für Shirt, Hose für Hose auf eine nachhaltige Produktionsweise umstellen. Das sei natürlich ein erster Schritt, sagt die Greenpeace-Expertin Brodde, „aber auf die Masse der Produktion gesehen ist das reine Augenwischerei“. Von einer ernsthaften Kreislaufwirtschaft sei die Modebranche so weit entfernt wie McDonald's von einem Biohof.

„Bei dem aktuellen Tempo würde eine Umstellung auf nachhaltige Mode noch Jahrzehnte dauern“, sagt Brodde, „und es kann nicht die Lösung sein, in der Zukunft hundert Milliarden fair produzierte Kleidungsstücke auf den Markt zu werfen.“

Bislang verweigert sich die Modeindustrie jedoch vehement einer notwendigen Debatte über die materielle und emotionale Haltbarkeit von Kleidung. Statt „weniger ist mehr“ zu propagieren und die Produktion zu drosseln, setzen gerade die Fast-Fashion-Häuser auf eine neue Scharade: Sie stellen Sammelboxen für Altkleider auf – und versuchen mit dem Thema Recycling vom eigentlichen Problem des Überflusses abzulenken.

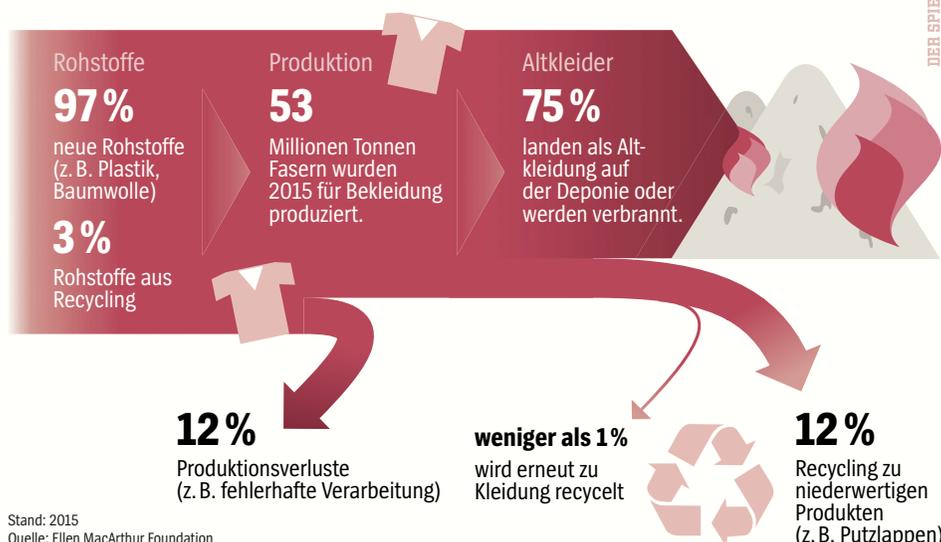
Besonders perfide wirbt H&M für sein Altkleiderengagement: Wer seine aussortierten Klamotten bei den Schweden abliefern, wird mit Einkaufsgutscheinen belohnt. Auf dass die Nachfrage nach neuem Stoff ja nicht ins Stocken gerät.

Fast 16 000 Tonnen Kleidung hat H&M auf diese Weise allein 2016 eingesammelt. Bis 2030 will das Unternehmen nur noch recycelte Materialien verwenden. Wie weit dieser fromme Wunsch von der Wirklichkeit entfernt ist, wird allerdings bei einem Blick in den aktuellen Nachhaltigkeitsreport deutlich: Demnach betrug 2016 der Recyclinganteil der eingesetzten Materialien gerade mal 0,7 Prozent.

„Natürlich stehen wir erst am Anfang“, räumt Cecilia Strömblad Brännsten ein, innerhalb der H&M-Gruppe für Umwelt und Kreislaufwirtschaft zuständig, „aber wir glauben, dass Recycling auf lange Sicht einen essenziellen Beitrag leisten kann.“

In Deutschland verfangen die Recyclingkampagnen von H&M, aber auch von Ketten wie New Yorker oder Mango besonders gut. Die Bundesbürger sind Weltmeister im Altkleidersammeln, im Land des Dosenpfands setzt die Altkleiderbranche

Materialfluss in der Textilindustrie





Textilien bei der Firma Soex in Wolfen: Altkleider für die ganze Welt

Schätzungen zufolge jährlich bis zu 800 Millionen Euro um.

Nur ein geringer Teil der Kleidung kann jedoch im wahren Sinne des Wortes „wiederverwertet“ werden, weltweit enden mehr als 70 Prozent der produzierten Kleider auf der Deponie. In der „Pulse of the Fashion Industry“-Studie geht die Unternehmensberatung Boston Consulting Group von 148 Millionen Tonnen Modemüll im Jahr 2030 aus – ein Plus von 62 Prozent zum Jahr 2015. Denn besonders bei der Discountmode gilt: Was heute Trend ist, ist morgen Müll.

„Beim Thema Recycling besteht eine besonders hohe Greenwashing-Gefahr“, sagt Meike Gebhard, Gründerin der Verbraucherplattform Utopia. Die Konsumenten glaubten ja wirklich, „dass sie etwas Gutes tun, wenn sie ihre alten Kleider im Laden zurückgeben“. Was danach wirklich mit den Klamotten passiere, davon hätten die meisten gar keine Ahnung.

Axel Buchholz, Geschäftsführer des Textilrecycling-Dienstleisters I:Collect, lebt gut von dieser Unwissenheit. Seitdem Kleidung wie Einwegware konsumiert wird, herrscht in der Recyclingbranche Goldgräberstimmung. In Deutschland wird rund eine Million Tonnen Altkleider pro Jahr gesammelt. Ein Riesenschatz für Firmen wie I:Collect.

Die Motive des Handels liegen für Buchholz auf der Hand. „Wenn der Bedarf an Textilien weiter steigt, werden die Ressourcen knapp“, sagt er. „Ohne Recycling werden die Firmen ihr bisheriges Geschäftsmodell nicht weiterführen können.“

I:Collect arbeitet mit Firmen wie H&M, C&A, Levi's, Forever 21 und Adler zusammen. Die Firma organisiert die Altkleidersammlung direkt in den Filialen der Handelsketten. Viele der Kleider gelangen per Lkw ins sächsische Wolfen bei Leipzig.

25 bis 30 Lastwagen mit insgesamt rund 300 Tonnen Altkleidung rollen täglich auf das Gelände. Dort stehen die riesigen Hallen der Firma Soex, Deutschlands größtem Textilrecycler.

Ein Heer von Arbeiterinnen trennt zuerst noch Tragbares von Recyclingware. Die beste Qualität, „Creme“ genannt, wird in Deutschland wiederverkauft, etwa in Läden wie Picknweight, in denen Altkleider Vintage mode heißen und nach Gewicht verkauft werden.

Das meiste jedoch, 57 Prozent, exportiert Soex weltweit in etwa 80 Länder. Der Handel mit Alttextilien hat in vielen Zielländern jede heimische Textilproduktion zum Erliegen gebracht, manche Staaten haben bereits Importverbote verhängt.

Nur ein gutes Drittel der eingesammelten Kleider kann Soex wirklich recyceln. Aber das sieht anders aus, als sich das viele Konsumenten vorstellen: In der Reißerei zerfetzen dröhnende Maschinen die Kleider in immer kleinere Stücke, bis nur noch Fasern übrig sind, die zu Malervlies oder Dämmstoff verarbeitet werden.

Downcycling nennen das Experten, weil aus den Klamotten nicht etwa neue Kleidung oder Gleichwertiges entsteht, sondern minderwertige Ware für die Bau- oder Automobilindustrie. Danach landet der geschredderte Textilabfall endgültig auf der Müllkippe.

Aus Sicht von Umweltschützern ist das der GAU. Denn heute enthalten rund 60 Prozent unserer Kleidung Polyester. Das Plastikgarn ist billig in der Herstellung (ein Dollar das Kilo) und damit Treibstoff der Fast-Fashion-Industrie (SPIEGEL 8/2017).

Seit dem Aufstieg der Billigketten ist der Polyesterverbrauch regelrecht explodiert. Doch ähnlich wie eine Plastiktüte ist Polyester nicht totzukriegen. Er lagert sich in Form von Mikropartikeln in Flüssen, Seen und Meeren ab. Auf den Deponien verrottet ein pflegeleichtes Sportshirt erst nach gut 500 Jahren.

Die Werbung der Modeketten für ihre Recyclingprojekte hält Monika Griefahn daher für „billige Verbrauchertäuschung“. Die Vorsitzende des deutschen Cradle-to-Cradle-Vereins glaubt, dass sich die Modeindustrie erst radikal verändern wird, wenn die Konsumenten hierzulande ihre Macht ausspielen.

Ihr Verein gewinnt derzeit besonders viele junge Mitglieder – die Generation der Millennials, sagt Griefahn, wolle mit ihrem Konsum etwas verändern: „Auf diese anspruchsvollen, aufgeklärten Konsumenten werden auch die Fast-Fashion-Ketten reagieren müssen, und natürlich ist auch die Politik in der Pflicht.“

Lange konnte sich die Industrie auf den Standpunkt zurückziehen, dass es nicht ihre Aufgabe sei, die Kunden zu erziehen. Doch das Argument hat sich überlebt, spätestens seit die Selbstreflexion der Modekäufer nachweislich steigt.

Einer Greenpeace-Studie zufolge geben gut 60 Prozent der Frauen zwischen 18 und



Designer Pletzinger in seinem Berliner Atelier: Bewusster Konsum statt Verzicht

40 Jahre an, mehr Kleider zu besitzen, als sie wirklich brauchen. Rund die Hälfte beginnt, beim Shoppen verstärkt auf nachhaltige Kriterien zu achten. Mit dem Alter und den finanziellen Mitteln wächst auch das schlechte Gewissen. Gerade handelte sich H&M einen internationalen Shitstorm ein, weil ein TV-Sender aufgedeckt hatte, dass der schwedische Konzern allein in Dänemark jährlich gut zwölf Tonnen unverkaufte Kleidung verbrennt.

Die Kunden sind längst weiter, als die Industrie glaubt. „Die Zeit ist reif für eine Slow-Fashion-Bewegung“, findet Utopia-Gründerin Gebhard, „es geht nicht um generellen Verzicht, sondern um bewussten Konsum.“ Ganz so, wie es heute beim Thema Fleisch schon viele halten.

In der Tat drängt sich der Vergleich mit der Lebensmittelbranche auf. Die Geiz-ist-geil-Phase brachte XXL-Schnitzel zum Dauertiefpreis und All-you-can-eat-Buf-fets. Inzwischen gibt es Bioäpfel in jedem Discounter. Deutschland hat sich so zum größten Markt für Biolebensmittel in Europa entwickelt. Warum sollte das nicht auch bei Kleidung funktionieren?

„Eine entsprechende Entwicklung bei der Mode ist überfällig“, findet auch Kerstin Brodde von Greenpeace. „Primark-Klamotten müssen einfach irgendwann so geächtet sein wie Käfigeier.“

Wie eine neue Modewelt aussieht, die Konsumenten unterstützen können, lässt sich in Berlin-Neukölln beobachten, an einem Tag Anfang Dezember. Eine Handvoll Modebegeisterte hat sich für einen Spaziergang durch Berlins Hipsterviertel angemeldet. Drei Stunden lang geht es durch schicke Boutiquen und Designstudios.

Der Bummel heißt Green Fashion Tour und wird vom Verein Future Fashion Forward veranstaltet, einem Bündnis für nachhaltige Textilien. Vor allem in Berlin, der grünen Modehauptstadt Deutschlands,

wächst das Interesse an fair gefertigten Kleidungsstücken. Alljährlich findet während der Modewoche im Januar die Ethical Fashion Show statt, im April folgt dann die Fashion Revolution Week.

„Das deutsche Publikum ist bereit für den Wandel“, glaubt die Modedesignerin Arianna Nicoletti, eine der Gründerinnen von Future Fashion Forward. „In Berlin gibt es eine Vielzahl von Designern, die nachhaltig arbeiten“, sagt sie. Nichts erinnert in den Läden der jungen Modewilden mehr an ausgeleierte Wollpullis aus kratziger Jute. Auf gewienerten Altbauparkettböden stehen aufgemöbelte Omasofas, junge Designerinnen sitzen an Vintagenähmaschinen. Dienstsprache ist Englisch, die Kundschaft international.

Wie bei Pletzinger in Berlin-Mitte: Der Designer, Vorname Wilfried, hat sich auf „Upcycling“-Mode spezialisiert. Aus alten Trainingshosen, die er auf Ebay oder auf dem Flohmarkt findet, näht Pletzinger Damenkleider, aus gebrauchten Eishockeytrikots neue Hosen.

Es entstehen Unikate in grellen Farben, gespickt mit bunten Sportlogos, hochpreisig noch dazu. Dem Designer ist selbst das wichtig: „Solche Preise zu zahlen hat auch etwas mit Wertschätzung zu tun“, sagt er.

Die Krux der Berliner Moderevoluzzer ist jedoch, dass ihre Modelle nicht massentauglich sind. Natürlich verlängert Upcycling die Lebensdauer von Textilien. Als Vorbild für eine Modeindustrie der Zukunft taugt es dennoch nicht. Denn mit dem linearen Prinzip des Textilgewerbes bricht auch solche Mode nicht.

Um die Textilbranche wirklich zu erneuern, braucht es ein System, bei dem die Textilien gleichzeitig langlebig und kreislauffähig sind. Eine Art Mode-Hinduismus ist gefragt, bei dem Textilien gleichsam wiedergeboren werden: Keine Baumwollfaser soll mehr verloren gehen, kein Polyester-Shirt im Abfall landen.

„Wir brauchen ein System, das die Ressourcen unendlich erhalten kann“, sagt Ina Budde von Circular Fashion. Budde steht für eine junge Riege von Textilexperten, die den Blick auf Mode revolutionieren wollen. Mit ihren Kollegen berät sie Modefirmen bei der Materialbeschaffung, beim Produktdesign, beim Recycling.

„Bei herkömmlichem Recycling entsteht immer etwas Minderwertiges“, sagt die Modeexpertin. Sie setzt auf neuartiges, chemisches Recycling, das eher einer „Regeneration“ der Materialien gleiche. Das gebrauchte Gewebe wird dabei komplett aufgelöst, das Lösungsmittel danach zurückgewonnen. Es entsteht ein Materialbrei, aus dem brandneue Textilfasern gezogen werden können. „Wer sich einmal ehrlich vor Augen führt, wie viel Wert eine Textilfaser hat, versteht, dass es auch wirtschaftlich Sinn macht, sie zurückzugewinnen“, sagt Budde.

Der Umbau der Textilindustrie kann also auch marktwirtschaftlich durchaus sinnvoll sein – mit einer Kombination aus den richtigen Materialien und Methoden. Am meisten aber können die Konsumenten bewirken, indem sie ihre Kleider länger tragen und entsprechend pflegen.

Marken wie der Outdoorhersteller Patagonia versuchen bereits, ihr Geschäftsmodell darauf auszurichten. In diesem Winter zieht das kalifornische Unternehmen mit einem Reparaturservice durch die Skigebiete. Im Angebot: kostenlose Flickerei von Outdoorbekleidung aller Marken. „Wenn wir die Lebensdauer unserer Kleidung verlängern, müssen wir weniger neue Sachen kaufen und vermeiden so CO₂-Emissionen, Abfälle und Abwässer, die mit ihrer Herstellung verbunden wären“, so Patagonia-Chefin Rose Marcario.

Die schwedische Modekette Nudie-Jeans wiederum zeigt in Berlin ein ganz neues Ladenkonzept. Auf einem Drittel der Fläche wird hochwertige neue Ware verkauft, auf einem weiteren Drittel Jeans aus recycelten Materialien. Der Rest des Ladens ist einem Nähservice vorbehalten.

Die Mode steht an einem Scheideweg, findet Ina Budde. „H&M und Zara müssen sich neue Wege einfallen lassen, die Kunden an sich zu binden“, sagt sie. „Und wenn sie es schlau anstellen, können sie an einem einzelnen Kleidungsstück am Ende sogar mehrfach verdienen.“

Und vielleicht geht es ja auch noch ganz anders, wie Ina Budde meint: „Wir leihen Bücher, streamen Videos, mieten Autos – warum sollte nicht auch ein Spotify für Mode funktionieren?“

Philip Bethge, Laura Höflinger, Simone Salden
Mail: simone.salden@spiegel.de



Video: Was uns die Turbo-Mode wirklich kostet

spiegel.de/sp22018fashion
oder in der App DER SPIEGEL

Abschreckendes Beispiel

Analyse Eine Serie von Skandalen erschüttert die japanische Industrie. Sie zeigt, was passiert, wenn Volkswirtschaften sich Reformen verweigern.

Nur noch drei Zentimeter trennten die rund tausend Passagiere des japanischen Superschnellzugs Shinkansen von einer Katastrophe. So wenig fehlte, bevor ein tiefer Riss sich durch einen Teil des Fahrgestells hätte fressen können. Wäre es zerborsten, hätte der Zug, der mit bis zu 300 Kilometern pro Stunde von Südwestjapan Richtung Tokio raste, entgleisen können.

Der sogenannte schwerwiegende Vorfall ereignete sich Mitte Dezember. Dass der Pannenzug in fast letzter Minute gestoppt und aus dem Verkehr gezogen wurde, gleicht einem Wunder. Schon frühzeitig hatte Eisenbahnpersonal ungewöhnliche Fahrgeräusche festgestellt. Gleichwohl durfte der Zug noch Hunderte Kilometer weiterfahren.

Der Shinkansen ist nicht irgendein Transportmittel. Er ist eine japanische Legende. Er verkörpert den Anspruch der drittgrößten Volkswirtschaft, globaler Technologieführer zu sein. Ähnlich wie die Deutschen rühmen sich die Japaner, meisterhafte Qualität zu liefern. „Monozukuri“ nennen sie das liebevoll – zu Deutsch: „Dinge fertigen“.

Anspruch und Wirklichkeit klaffen inzwischen weit auseinander. Und nicht nur beim Shinkansen: Eine Serie von Skandalen erschüttert seit Monaten das Vertrauen der Japaner in die eigene Ingenieurskunst. Ein Hersteller nach dem anderen musste einräumen, bei Qualitätskontrollen geschummelt zu haben.

Die Liste der betroffenen Firmen reicht von den Autobauern Nissan und Subaru über den Stahlkonzern Kobe Steel bis zum Chemiehersteller Toray, dem weltweit größten Produzenten von Spezialfasern, dessen ehemaliger Chef derzeit den Wirtschaftsdachverband Keidanren führt. Bei Nissan nahmen Mitarbeiter Neuwagen technisch ab, obwohl sie dafür nicht qualifiziert waren. Bei Kobe und Toray wurden Produktdaten gefälscht, um die Vorgaben von Großkunden zu erfüllen.

Die Szenen, die das japanische Fernsehen immer wieder sendet, gleichen sich. Sie sind typisch für eine Kultur, die Wert legt auf öffentliche Gesten der Demut: Vor laufenden Kameras verneigen sich Bosse betroffener Firmen lang, tief und möglichst im korrekten Winkel. Sie bekunden Reue, bitten um Verzeihung, geloben Besserung. „Shazai Kaiken“ heißt das Ritual, „Entschuldigungs-Pressekonferenz“. Manche Chefs haben es dabei zur Perfektion gebracht.

Auf den ersten Blick handelt es sich bei den Skandalen um ein rein japanisches Phänomen. Viele Betriebe verharren in einer Gruppenkultur, bei der die Firma als Familienersatz dient. In der Ära der Massenproduktion funktionierte diese Art der Harmonie prächtig. Derzeit aber

dient sie vor allem dazu, die Schwächen eines Systems zu vertuschen, das sich überlebt hat. So räumten die Toray-Verantwortlichen die Schummeleien einer Tochterfirma erst ein, nachdem im Internet entsprechende Hinweise aufgetaucht waren.

Japan ist der Prototyp einer führenden Industrienation, die sich nur äußerst widerstrebend wandelt. Statt sich ängstlich an ihre Errungenschaften zu klammern, müsste sie entschlossen kreative Freiräume für Einzelne schaffen – und damit die Bereitschaft fördern, Verantwortung zu übernehmen für Erfolge, aber auch für Versäumnisse.

Bei allen Unterschieden in den Details bietet Japan ein abschreckendes Beispiel für Deutschland – eine Nation, die sich mindestens ebenso stolz an wirtschaftlichen Erfolgen berauscht und dabei Reformen oft scheut. Und die ebenfalls gern verdrängt, dass Mythos und Realität längst nicht mehr übereinstimmen.

Man denke nur an den Dieselskandal, bei dem deutsche Autobauer mehr Kreativität darauf verwandt haben, technisches Unvermögen durch Schummelsoftware zu vertuschen, als die Mängel selbst zu beheben. Es herrschte, vor allem bei Volkswagen, eine Unternehmenskultur, die Mitarbeiter zu Befehlsempfängern degradierte. Niemand wagte es auszusprechen, dass die Vorgaben von oben nicht umzusetzen waren – jedenfalls nicht ohne Schummeleien.

Und wie in Japan gibt es auch hier eine ganze Reihe Ereignisse, die am Selbstbild der Ingenieursnation kratzen: das Desaster des Berliner Flughafens, die Milliardenbaustelle des Bahnhofs Stuttgart 21 oder die Pannen bei der neuen ICE-Strecke München–Berlin.

Zudem hat sich Deutschland derzeit fast schon daran gewöhnt, dass es über drei Monate nach der Bundestagswahl noch keine neue Regierung gibt. So wird das Land zwar irgendwie verwaltet, aber Reformen für den Erhalt der Wettbewerbsfähigkeit bleiben aus, insbesondere der digitale Ausbau der Infrastruktur, Änderungen bei den Unternehmenssteuern, die Energiewende, die Stärkung der EU.

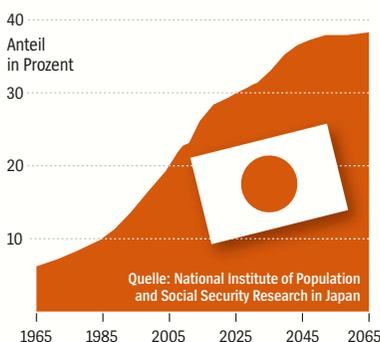
Mit jedem Tag, an dem alternde Volkswirtschaften wie Deutschland und Japan es sich gemütlich machen beim Bewahren des Status quo, holen Wettbewerber auf – allen voran China. Was beide Länder brauchen, ist eine schonungslose Debatte über die eigenen Unzulänglichkeiten und, daraus abgeleitet, über dringende Reformen.

Bis dahin haben die Japaner allerdings einen kleinen Vorteil: Ihre Bosse, Beamte und Politiker beherrschen zumindest die Kunst, sich bei den Landsleuten für Fehler und Versäumnisse zu entschuldigen.

Wieland Wagner

Mail: wieland.wagner@spiegel.de

65-Jährige und Ältere in Japan



10 Winterprämien zur Wahl!

JETZT LESER WERBEN – SIE MÜSSEN SELBST NICHT ABONNENT SEIN.



Kärcher-Hochdruckreiniger K2

Mit Hochdruckpistole, 4-m-Schlauch, Dreckfräser, Gartenschlauch-Adapter und Flächenreiniger T 50. Ohne Zuzahlung.



iPad 32 GB Wi-Fi Space Grau

Arbeiten, spielen, surfen und mehr. Mit 9,7"-Retina-Display, Fingerabdruck-Sensor und 8-MP-Kamera. Zuzahlung: € 269,-.



KitchenAid Toaster, silber

Design-Toaster mit 7-stufigem Bräunungsregler und breiten Schlitzen. Inkl. Auftau-, Bagel- und Warmhaltefunktion. Ohne Zuzahlung.



TITAN 4-Rollen-Trolley „X2“, 71 cm

In modernem Design, von beiden Seiten zu bepacken. Maße: ca. B 48 x H 71 x T 28 cm. Ohne Zuzahlung.



TomTom START 42 CE T

Karten für 19 Länder Europas. Mit 4,3"-Touchscreen, 4-GB-Speicher. Inkl. Halterung, Autoladegerät u. USB-Kabel. Ohne Zuzahlung.



Wagenfeld-Tischleuchte WG 24

Der Bauhaus-Klassiker! Aus vernickeltem Metall, Klarglas und Opalglas. Nummeriert. Höhe: ca. 36 cm. Zuzahlung: € 149,-.



Polar M200 GPS-Laufuhr

Speziell für Läufer entwickelt. Mit GPS und Laufprogrammen. Misst Tempo, Höhe, Herzfrequenz u. v. m. Ohne Zuzahlung.



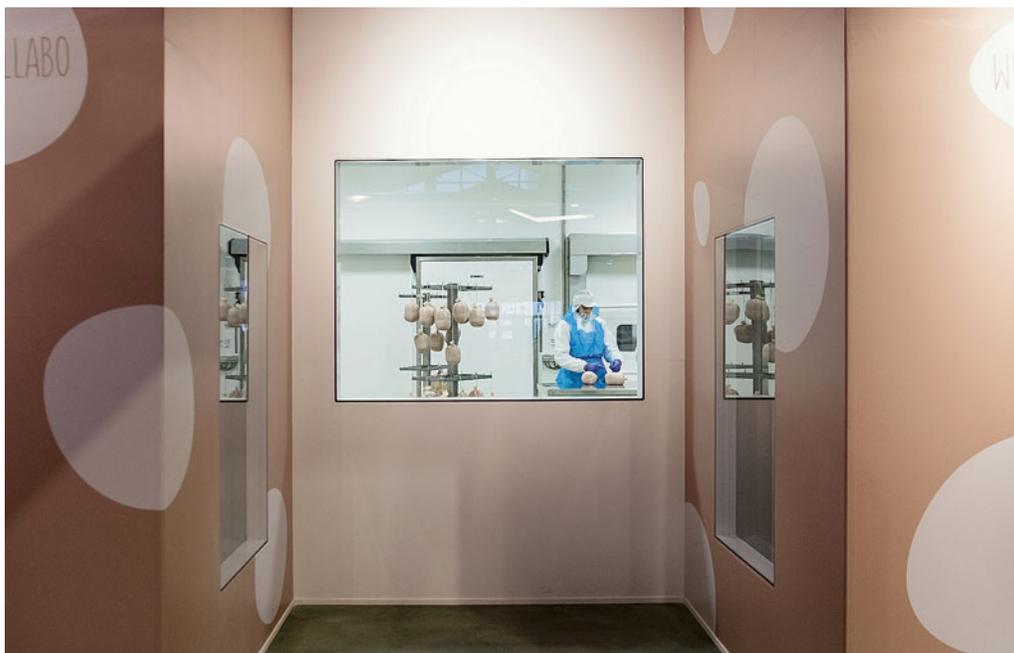
KitchenAid-Küchenmaschine

Küchenhelfer mit Knethaken, Flachrührer, Schneebesen und 4,28-Liter-Schüssel. Maße: 35 x 35 x 22 cm. Zuzahlung: € 189,-.



Teasi One³ eXtend Navi

Für Rad, Wandern, Ski und Boot. Mit 8,8-cm-Display, Routing, Graticarten und 3-D-Kompass. Ohne Zuzahlung.



Die Trüffel Nase

Lebensmittel Der Eataly-Gründer Oscar Farinetti hat in Bologna einen Disney-artigen Erlebnispark für hochwertiges Essen geschaffen.

Er sei einer, der es fertigbringe, Eis an Eskimos zu verkaufen, sagen Bewunderer. „Ein Naturtalent, ein Genie der kunstvollen Vereinfachung“, sagt seine Schwester. „Ein großwahnsinnig gewordener Spezi von Matteo Renzi“ – so klingt's beim politischen Gegner.

Zeit, den Mann zu besuchen: Oscar Farinetti, 63. Er ist der Begründer von Eataly, einer Feinkosthandelskette, die auf rund zwei Milliarden Euro Marktwert geschätzt wird. Entsprechend tritt Farinetti, ein gedrungener Mann mit mächtigem Schnauzbart, auch auf – in den Hallen am Stadtrand von Bologna, die er sich hier hat herrichten lassen für seinen Traum namens Fico.

Die am 15. November eröffnete Gourmet-Shopping-Erlebnis-Landschaft ist das weltweit größte und ungewöhnlichste Projekt dieser Art: Auf zehn Hektar Fläche gibt es 45 Restaurants und Imbisse; 150 beteiligte Unternehmen stellen Produkte überwiegend gehobener Qualität aus. Hinzu kommen Schweineställe im Freien und Beachvolleyballfelder drinnen, Multimediapavillons, eine Sparkassenfiliale und gegenüber eine Kapelle als Zufluchtort bei vorübergehender Reizüberflutung.

Eine Runde mit Farinetti übers Gelände ist fordernd. Der Mann, der sein Motto in den Wunsch verpackt, der Papst möge „Pessimismus zur Todsünde“ erklären, wirft mit Pointen und Zahlen nur so um sich. „Italien ist das begehrteste Reiseziel der Welt, aber wir könnten doppelt so viele ausländische Touristen haben, bisher kommen nur 50 Millionen“, sagt er. 6 Millionen Menschen sollen allein dank Fico

nach Bologna gelockt werden. Das wären so viele, wie jährlich das Kolosseum in Rom besichtigen, und dreimal mehr Besucher als in den florentinischen Uffizien.

„Wir müssen lernen, die Schönheit dieses Landes zu erzählen; ohne Erzählung keine Wirklichkeit“, sagt Farinetti. „Ich will, dass das hier eine Adresse wird wie Disney World – die Amerikaner haben wenig Geschichte, aber sie sind gut im Erfinden von Sachen wie Donald Duck, Mickey Mouse und die Panzerknacker.“

Ah ja. Zwischenstopp und Denkpause, während Farinetti eine rauchen geht: Fico – ein Disneyland für Gourmets? Die Exzellenzprodukte der italienischen Landwirtschaft – vermarktet nach dem Mickey-Mouse-Prinzip? Und überhaupt: Warum stehen hier Alessi-Töpfe neben teurer toskanischer Tischwäsche und Bioketchup; warum arbeiten hier Craftbeer-Brauer im Glaskäfig, während im Regal daneben Fläschchen aus der Massenproduktion von Peroni angeboten werden?

Kritisieren sei leicht, sagt Farinetti, „aber die meisten, die sich über mich aufregen, können es nur nicht leiden, dass da einer was bewirkt“. Er habe als Chef von Eataly 6000 Arbeitsplätze geschaffen und bei Fico noch einmal 1000: „Das Ganze hier ist ein Riesensisiko, aber genauso war es auch anderswo – mit Disney World, mit dem gigantischen Bahnhof von Mailand oder mit dem Eiffelturm in Paris; Gott sei Dank haben wenigstens unsere Urgroßväter in gewaltigen Dimensionen gedacht.“

So wie er, Farinetti. Man muss ihn nur sehen, wie er vorneweg läuft, am Tag der

Fico-Eröffnung im November: Hemdkragen offen, Kaugummi kauend, grinsend. In seinem Gefolge: Italiens Regierungschef Paolo Gentiloni, dazu vier Minister und der ehemalige EU-Kommissionspräsident Romano Prodi. Von Bischöfen, Pfaffen und Bürgermeistern ganz zu schweigen – es ist wie bei „Don Camillo und Peppone“.

Nur der Freund und Förderer Farinettis, der linke Ex-Premier Renzi, fehlt. Warum? „Der ist nur noch Parteichef.“

Die versammelten Würdenträger lassen sich von Farinetti zum Kuhstall schleppen, dann durch eine Art Viehgatter von der Menge getrennt vorwärtsschieben und schließlich im Atrium ans Mikrofon bitten. „Fico, das ist Italien, die Quintessenz dessen, was uns ausmacht“, sagt der Regierungschef. Es folgen die Nationalhymne und „Va pensiero“ aus Verdis Oper „Nabucco“. Alles in allem: beinahe ein Staatsakt.

„Die Politiker waren nicht hier, um mir in den Arsch zu kriechen“, sagt Farinetti Wochen später wörtlich auf die Frage, ob er stolz sei, dass ihm fast die halbe Regierung ihre Aufwartung gemacht habe, „die waren hier, weil Fico ein öffentlich-privates Wunderwerk ist.“ Und in der Tat: Farinettis Erlebnispark verdankt sich einem gemeinsamen Kraftakt der Stadt Bologna, diverser Privatinvestoren und Universitäten, Ministerien und Tourismusbeauftragter.

Zu Farinettis Stärken zählt es, Leute zusammenzubringen, die am Zustand des Landes etwas ändern und gleichzeitig dabei verdienen wollen. Die meisten von ihnen sind in der politisch gesehen linken



Fico-Feinkostherstellung in Bologna, Eataly-Gründer Farinetti: „Die Schönheit dieses Landes erzählen“

Reichshälfte Italiens zu Hause. Im Falle Fico heißt das: im System Coop.

Die in der traditionell roten Emilia Romagna tief verwurzelte „Coop-Connection“, über die der Buchautor Antonio Amorusi schreibt, fußt auf der Idee, durch Konsumentengenossenschaften Arbeiter günstig mit Lebensmitteln zu versorgen. In und um Bologna aber steht die Coop für einen Kapitalismus, der nach den hermetischen Regeln der hier lange Zeit führenden Kommunistischen Partei Italiens funktioniert.

Farinetti hat die Coop, ohne die in dieser Gegend nichts geht, beim Projekt Fico als Betreiber und Investor mit ins Boot geholt. Er hat außerdem das auf 55 Millionen Euro geschätzte Grundstück ohne Ausschreibung von der Kommune überlassen bekommen. Die zu zahlende Miete hängt vom Umsatz ab. Farinetti selbst hat wenig zu verlieren, weil wenig investiert. Er kassiert, wenn der Laden brummt.

Wirft ihm jemand vor, er bezahle seine Leute nicht ordentlich, droht Farinetti mit dem Anwalt. Weist ihn jemand darauf hin, dass unweit seines Erlebnisparks samt Freilandvieh eine Müllverbrennungsanlage steht, der in einer Studie von 2012 überdurchschnittlicher Ausstoß an Cadmium bescheinigt wird, dann sagt Farinetti: „Diese Anlage hier stößt nichts Schädliches aus, sie hat wahrscheinlich die niedrigsten Abgaswerte in ganz Europa.“

So ist er halt. Einer, der von sich sagt, er verwechsle schon mal Zahlen und Namen, zum Beispiel Goebbels mit Goethe, aber er sei eine von Grund auf ehrliche Haut: „Mein Vater war Kommandant bei den Partisanen, er hat mir als wichtigsten Wert die Ehrlichkeit beigebracht, ich würde keinem auch nur drei Lire stehlen.“

Das Haus, in dem der Partisanenkommandant Paolo Farinetti nach dem Krieg gewohnt hat und in dem der kleine Oscar aufgewachsen ist, steht in der Trüffel-Hochburg Alba im Piemont. Ein Palazzo aus dem 14. Jahr-

hundert mit Arkaden, wo im Erdgeschoss die Farinettis Pasta herstellten. Die Familie war arm. In Alba entstand 1967 die Elektrogerätehändler UniEuro, die den Grundstein für Farinettis Vermögen legte. „Oscar sprach schon in den Siebzigern von ‚Supermarkt‘, da wusste in Italien noch keiner, was das sein soll“, sagt seine Schwester Paola. „Pensa in Grande“ – Think Big – steht auf den Werbeplakaten im Turiner Stammhaus von Eataly, einem oxsenblutfarbenen Flachbau neben den alten Fiat-Werken. Die Kette hat mittlerweile 38 Filialen zwischen Turin und Tokio, zwischen der Münchner Schrennhalle und der New Yorker Fifth Avenue. Der Umsatz nähert sich einer halben Milliarde Euro, an die 22.000 Produkte werden angeboten. Die Ursprungsidee, kleinen Qualitätsbetrieben eine Bühne zu bieten, droht in den Hintergrund zu rücken: Bei den nun benötigten Mengen kann nicht jeder mithalten.

Und so liegen im Turiner Eataly neben edelsten Käsen, Würsten und Jahrgangs-Barolos inzwischen auch Schutzhandschuhe aus chinesischer Fertigung für acht Euro und vorgekochte Schweinshaxen-Konserven, im Paket zu haben mit einer Flasche Bier – ein Silvestermahl für Eilige.

Das ist nicht wirklich das, was ein Stockwerk höher in dieser alten Vermouth-Fabrik der Slowfood-Gründer Carlo Petrini fordert: „Es geht darum, den Konsum zu begrenzen und die Verschwendung zu verringern“, so der graubärtige Guru, der die Wachstumsstrategie seines Freundes seit Längerem kritisch begleitet. Schließlich war er es, Petrini, der den Elektrogerätehändler Farinetti erst auf die Idee mit der Vermarktung bewussten Essens gebracht hat.

Farinetti aber will weiter wachsen. Pannen nimmt er als Ansporn. „Ab und zu einen Fehler machen tut gut, oder?“, fragt er. Im Dezember 2016 wurde ihm der Schmähpriest „Goldener Tapir“ verliehen, weil seine Belegschaft im New Yorker Eataly Wurst und Käse mit abgelaufenem

Haltbarkeitsdatum verkauft oder umetikettiert haben soll. Farinetti dankte für den Hinweis und versprach Besserung.

Im Kern bleibt er unbeirrbar. Er sieht sich als Missionar. Italien müsse sich öffnen, sagt Farinetti: „Wir sind das Land von Christoph Kolumbus und Marco Polo, wir haben den Westen und den Osten der Welt entdeckt, aber was sind wir geworden? Provinzheinis.“

Er träume, was Fico betrifft, von „16 Bussen voller Japaner pro Tag, die sich bei uns anschauen, wie gut das alles funktioniert“, sagt Farinetti, während er im Zug mit Tempo 300 durch sein Heimatland rast, „und von 80 Bussen voll mit italienischen Rentnern“, die samt Enkeln nach Bologna kommen. „Eine Stadt in der Stadt, weit weg vom Zentrum, wird da entstehen müssen, damit das Projekt funktioniert“, warnt der Oppositionsführer Massimo Bugani von der Fünf-Sterne-Bewegung. „Spektakel, Kinos, Hotels, Schwimmbäder brauchen die dort – sonst wird das nichts.“

Farinetti selbst bleibt optimistisch, auch wenn er schlaflose Nächte einräumt: „Wer keine Panik hat, weiß nichts vom Leben.“ In Wahrheit aber ist er im Kopf wohl schon wieder weiter, seine Trüffelnase wittert neue Geschäfte: Alle zehn Jahre, sagt er, müsse er was Neues machen, „ein weißes Blatt beschreiben“.

Spätestens 2019 soll es mit Eataly an die Börse gehen: „Wir brauchen das Kapital nicht, aber das einzig global aktive Lebensmittelhandelsunternehmen Italiens muss an den Markt.“ Vermutlich schon vorher kommt das nächste Projekt – neben dem Turiner Stammhaus von Eataly entsteht „Green Pea“, ein Warenhaus für Gebrauchsgegenstände aus italienischer Herstellung. In gewisser Hinsicht könnte sich dort ein Lebensweg runden: Oscar Farinetti kehrt zurück zu den Waschmaschinen.

Alles wie früher. Nur diesmal öko.

Walter Mayr

„Wachsen – aber anders“

SPIEGEL-Gespräch Achim Steiner, Chef des Uno-Entwicklungsprogramms, über die Versöhnung von Ökologie und Ökonomie und seinen unerschütterlichen Optimismus

Steiner, 56, zählt zu den Deutschen, die im Ausland bekannter sind als zu Hause: Seit Juni 2017 ist er der drittmächtigste Mann innerhalb der Vereinten Nationen (Uno), als Leiter des Entwicklungsprogramms UNDP verwaltet er ein Budget von fünf Milliarden Dollar. Steiner, in Brasilien geboren und aufgewachsen, hat unter anderem Ökonomie und Philosophie in Oxford, London und Berlin studiert. Er gilt als Mann der leisen Töne, der allerdings beharrlich für seine Ziele kämpft.

SPIEGEL: Herr Steiner, das Jahr 2017 war geprägt von der Angst vor Hungersnöten: am Horn von Afrika, in Nigeria, im Jemen. Sie sind seit einem halben Jahr der Uno-Entwicklungschef. Tun Sie nichts?

Steiner: Im Gegenteil. Dass es im gesamten Jahr 2017 zu keiner großen Hungerkatastrophe gekommen ist, liegt mit daran, dass die Vereinten Nationen früh interveniert haben. Anfang 2017 hat Uno-Generalsekretär António Guterres die Welt aufgerufen, sofort Hilfe zu leisten. Und das ist dann auch passiert. Natürlich leiden noch immer sehr viele Menschen durch die Dürre, aber Nahrungsmittellieferungen haben das Schlimmste verhindert.

SPIEGEL: Trotz der Arbeit der Uno hungern jenseits der aktuellen Krisen weltweit 815 Millionen Menschen, das ist mehr als jeder zehnte. Irgendwas läuft doch schief.

Steiner: Sie haben recht: Über 800 Millionen hungernde Menschen zu Beginn des 21. Jahrhunderts sind völlig inakzeptabel. Aber wer den langfristigen Trend betrachtet, sieht: Der Anteil der absoluten Armut und der Hungernden sinkt. Viele Länder haben sich in den letzten zwei, drei Jahrzehnten stark entwickelt, sonst wäre die Zahl der Hungernden heute vielleicht bei zwei Milliarden.

SPIEGEL: Die Zahl der Hungernden zeigt trotzdem, dass es auch für die Uno schwierig ist, Hunger und Armut effizient zu bekämpfen. Woran liegt das?

Steiner: Das hat viele Gründe: mangelnde Infrastruktur, Korruption oder Bürgerkriege in den betroffenen Ländern selbst. Aber auch die globale Wirtschafts- und Handelspolitik hemmt die Entwicklung. Es gibt eine enorme Ungleichheit: Heute besitzt ein Prozent der Weltbevölkerung die Hälfte des Reichtums – da läuft etwas schief. Die Wirtschaftspolitik des 20. Jahrhunderts war nur auf Wirtschaftswachstum ausgerichtet und hat dabei wachsende Ungleichheit und ökologische Probleme in Kauf genommen. Das geht im 21. Jahrhundert, mit

bald neun bis zehn Milliarden Menschen, nicht mehr.

SPIEGEL: Die Welthandelsorganisation WTO plant seit Jahren, die unfaire Handels- und Steuerpolitik zu verändern, doch die Verhandlungen liegen auf Eis. Bedeutet das nicht, dass die Uno letztlich nur an Symptomen herumdoktert, aber die wirklichen Ursachen nicht bekämpfen kann?

Steiner: Nein, keinesfalls. UNDP hilft den ärmeren Ländern Lateinamerikas, Afrikas oder im asiatischen Raum seit vielen Jahren, ihre wirtschaftlichen Interessen auch in der WTO besser zu vertreten. Aber die Uno ist kein Zauberstab, sondern beruht auf Solidarität und Konsens der Mitgliedstaaten.

SPIEGEL: US-Präsident Donald Trump hat angekündigt, die Beiträge für die Uno deutlich zu kürzen. Haben Sie Angst, dass in Zeiten von wachsendem Nationalismus Entwicklungsthemen zuerst unter den Tisch fallen?

Steiner: Die Gefahr besteht. Nach der Finanzkrise haben 2015 alle Länder der Welt gemeinsam gesagt: Das alleinige Streben nach Wirtschaftswachstum kann so nicht weitergehen. Mit der Agenda 2030 wurde deshalb erstmals beschlossen, dass soziale Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit ins Zentrum der Entwicklungs- und Wirtschaftspolitik gehören. Dass wir die Welt nicht mehr in entwickelte und unterentwickelte Länder teilen, sondern uns als eins verstehen, weil wir nur gemeinsam handlungsfähig sind – das gibt mir Hoffnung.

SPIEGEL: Das passt aber nicht zur Globalisierungsskepsis vieler Menschen und zum Wunsch, sich abzuschotten. Woher neh-

men Sie die Hoffnung, dass sich ausgerechnet jetzt etwas ändert?

Steiner: Ich will die Lage nicht schönreden. In vielen Teilen der Welt herrscht mit Sicherheit eine Gestaltungskrise, was die Zukunft angeht. Und trotzdem wissen wir doch, dass Abschotten letztlich keine Option ist. Nehmen wir zum Beispiel das Klima und die Uno-Klimakonvention: Die ist so stark wie noch nie. Nachdem die USA ihren Austritt aus dem Pariser Klimaabkommen angekündigt haben, hat sich eine „Jetzt erst recht“-Haltung entwickelt. Das hat vor ein paar Monaten niemand erwartet. Die Weltgemeinschaft rückt näher zusammen.

SPIEGEL: Ihren Optimismus teilen wir nicht. Die USA sind ausgestiegen, außerdem nehmen zum ersten Mal seit drei Jahren die CO₂-Emissionen wieder zu. Das geht vor allem auf China zurück, das doch die Führungsmacht beim Klimaschutz werden wollte. Und das Energiewendeland Deutschland schafft es noch nicht mal, mit dem Kohleausstieg auch nur anzufangen.

Steiner: Das ist der pessimistische SPIEGEL-Blick. Ich bin überzeugter Optimist: Die Entscheidung der USA ist bedauerlich, aber auch eine, die absolut isoliert. Die Weltgemeinschaft sagt trotzdem: Wir warten nicht auf euch, wir gehen voran. Und Deutschland hat mit seiner Klimapolitik bereits viel erreicht, 35 Prozent der Stromversorgung stammen heute aus erneuerbaren Energien! Dass wir die Emissionsziele 2020 wahrscheinlich verfehlen, ist enttäuschend – und liegt unter anderem an der Kohlelobby. Aber ich habe keinen Zweifel, dass Deutschland aus der Kohle aussteigen wird. Ich hoffe, dass die neue Regierung den Kohleausstieg als Ziel – sowie einen entsprechenden Fahrplan – vereinbart. Die Energie- und Mobilitätswende ist Wegbereiter, aber auch Zukunft – auch für Deutschlands Arbeitsplätze.

SPIEGEL: Und was ist mit den CO₂-Emissionen, die derzeit um etwa zwei Prozent steigen?

Steiner: Das ist ein kurzfristiges Phänomen, weil Weltwirtschaft und Weltbevölkerung wachsen. Wir dürfen nicht vergessen, dass 600 Millionen Menschen in Afrika bis heute keinen Zugang zu Strom haben. Außerdem ist das globale Wirtschaftswachstum noch nicht genug von den Emissionen abgekoppelt. China hat aber bereits zwei Jahre nach Paris seine Verpflichtungen bis 2020 in vielen Teilen übertroffen – dem Land jetzt einen Vorwurf zu machen, halte ich deshalb für verfehlt.



Umweltexperte Steiner
„Abschotten ist keine Option“

ARNE WEICHARDT / DER SPIEGEL



Flüchtlinge bei Essensausgabe in Bangladesch: „Da läuft etwas schief“

SPIEGEL: Ihr Lebensthema ist die Green Economy, die Versöhnung von Ökonomie und Ökologie. Nachhaltiges Wachstum braucht länger, bis es Rendite abwirft – wie soll das also funktionieren?

Steiner: Nachhaltigkeit ist kein Hindernis für die Entwicklung; dieses Vorurteil zähle ich zu den Mythen des 20. Jahrhunderts. Bleiben wir bei China: Allein durch die erneuerbaren Energien hat das Land Millionen neue Arbeitsplätze geschaffen. In China wird heute über die Zukunft im Sinne einer ökologischen Zivilisation nachgedacht ...

SPIEGEL: ... aber gerade die Chinesen haben ihren heutigen Wohlstand auf jahrzehntelanger Umweltzerstörung aufgebaut!

Steiner: Wie wir alle. Daher auch meine Überzeugung, dass dieses Jahrhundert das Zeitalter der Green Economy sein wird. Dies haben auch die Chinesen erkannt. Oder schauen Sie nach Afrika. Viele Länder dort entdecken, dass die ökologische Infrastruktur ihr größtes Kapital ist. Land, Wälder, Flüsse, Nationalparks, ihre Artenvielfalt sind für Landwirtschaft und Tourismus die Exportschlager. Daher sind es gerade die Entwicklungsländer, die die Klimaverhandlungen vorantreiben, weil sie wissen, dass sie die ersten Opfer sein werden.

SPIEGEL: Das gilt nicht für andere Industrien vor Ort: Afrika dient als Rohstofflieferant Chinas – zulasten der Umwelt. Und Produktionsstandorte, etwa in der Textilindustrie, siedeln sich nur dann an, wenn die Löhne noch niedriger als in Asien sind.

Steiner: Genau deshalb sind das die Kernthemen unserer Arbeit beim UNDP. In Afrika laufen viele Dinge parallel: Das alte Wirtschaftssystem mit Ressourcenausbeutung und schlechten Produktionsbedingungen hängt noch nach. Gleichzeitig formiert sich hier in Ansätzen eine neue, grüne Wirtschaftspolitik des 21. Jahrhunderts. Ich Sorge mich aber auch um die Arbeitsplätze für bald zwei Milliarden Afrikaner, wenn die Automatisierung und Digitalisierung in Afrika ankommt. Dann haben wir vielleicht fünf Prozent Wirtschaftswachstum und null Prozent Arbeitsplatzwachstum. Das muss uns auch in geostrategischer Hinsicht Sorge bereiten.

SPIEGEL: Das Prinzip „Green Economy“ funktioniert trotzdem nur, wenn Sie die globale Finanzindustrie mit ins Boot holen.

Steiner: Das ist richtig, denn über 80 Prozent der Investitionen werden von der Privatwirtschaft getätigt. Aber bei den großen Investoren und Versicherungskonzernen wie Axa oder Allianz beginnt ein Umdenken. Nehmen Sie Blackrock, den größten Investmentfonds der Welt: Dessen Management hat vergangenes Jahr Kriterien benannt, nach denen es Unternehmensführung beurteilt. Dazu gehört Vielfalt in den Führungsgremien, aber auch die Frage, inwieweit sich das Management eines Unternehmens über die geschäftlichen Risiken des Klimawandels bewusst ist.

SPIEGEL: Dass die Investoren das postulieren, ist uns klar. Aber wo sehen Sie Anzeichen einer tatsächlichen Wende?

Steiner: Jedes Jahr werden rund 300 Milliarden Dollar in erneuerbare Energien investiert. Die Green Bonds gewinnen auf den Finanzmärkten an Fahrt. Mit unserer Arbeit helfen wir zum Beispiel, die Finanzmärkte eines Landes gezielt für Investitionen in nachhaltige Energie, Gesundheitsversorgung oder Bildung zu entwickeln. Der Wandel hat also begonnen – aber er müsste schneller gehen, das stimmt.

SPIEGEL: Ist die Lösung nicht viel grundsätzlicher: nämlich weniger Konsum und ein Post-Wachstums-Modell?

Steiner: Grundsätzlich ja. Das fast schon religiös verfolgte Wirtschaftswachstum bildet nicht ab, ob wir den richtigen Weg gehen. Trotzdem ist die Polarität Wachsen versus Schrumpfen falsch. Wir werden Mitte bis Ende des Jahrhunderts drei Milliarden mehr Menschen haben. Das heißt: Wir müssen, wir werden wachsen – aber anders. Damit entstehen neue Möglichkeiten und Märkte – zum Beispiel für die deutsche Automobilindustrie.

SPIEGEL: Die ja nicht gerade veränderungsfreudig ist, wie der Umgang mit dem Dieselskandal gezeigt hat.

Steiner: Die deutsche Autoindustrie ist in einer Glaubwürdigkeitskrise. Hätten die deutschen Automobilkonzerne nicht so lange gemauert und sich gegen notwendige Neuerungen gesperrt, wäre Deutschland jetzt Vorreiter bei der Elektromobilität.

SPIEGEL: Genau deshalb sind wir nicht ganz so optimistisch wie Sie. Wenn eine Schlüsselindustrie wie die deutschen Autobauer



Smog in Peking: „China hat seine Verpflichtungen in vielen Teilen übertroffen“

in einer solchen Krise nicht umdenkt – wie kommen Sie dann auf die Idee, die Wirtschaft könne ins Boot geholt werden?

Steiner: Weil die Konkurrenz in anderen Ländern beweist, wie schnell neue Technologien und Mobilitätskonzepte Märkte verändern. Daher kündigen deutsche Automobilkonzerne ja auch fast im Wochentakt an, ihre Investitionen in E-Mobilität stark zu steigern. Aber natürlich ist klar, dass hier verschiedene Kräfte um die Deutungshoheit ringen, auch in den Unternehmen. Der eine Teil hofft, mit dem alten Geschäftsmodell noch ein paar Jahre weiter Gewinne einstreichen zu können, der andere Teil weiß, dass er sich verändern muss. Aber die Investoren an der Börse schauen sich ganz genau an, welches Unternehmen sich mit der Zukunft auseinandersetzt und nicht nur Gewinnmaximierung im Heute verfolgt. Denn nur dann kann es langfristig erfolgreich sein.

SPIEGEL: Das gilt auch für die Politik. Sie haben vor Kurzem mehr Geld gefordert, um die Krisen vor Ort einzudämmen, sonst kämen die Menschen zu uns. Ist aus der Entwicklungshilfe vor allem Fluchtursachenbekämpfung geworden?

Steiner: Noch nicht. Wenn wir Menschen vor Ort ermöglichen, gut zu leben, wenn das Prinzip Hoffnung erhalten bleibt, dann ermöglichen wir einem Kontinent wie Afrika, an seine eigene Zukunft zu glauben. Flucht und Migration passieren ja nicht aus Romantik oder Freiwilligkeit heraus. Das entsteht aus Not, aus Verzweiflung, aus Perspektivlosigkeit. Aber Entwicklungsfinanzierung muss kein Widerspruch zu eigenen Interessen sein. Natürlich hat ein Land wie Deutschland ein Interesse daran, Volkswirtschaften dort zu stabilisieren und zu fördern, damit weniger

Druck entsteht und uns das Drama eines Europas der Stacheldrahtzäune oder der ertrunkenen Menschen im Mittelmeer erspart bleibt. Wir haben viele Dinge zu lang ausgeblendet, und das rächt sich irgendwann.

SPIEGEL: Davon spricht Kanzlerin Angela Merkel seit zwei Jahren. Hat sich denn wirklich etwas verändert?

Steiner: Wir sehen im Augenblick zumindest ein sehr viel strategischeres Verständnis dessen, was sich zum Beispiel in der Sahelzone abspielt. Dort haben wir jahrzehntlang vor allem Krisenbekämpfung gemacht und letztlich nicht für Entwicklung gesorgt. Dabei wissen wir, dass durch Armut und Marginalisierung Extremismus entsteht. Frau Merkel und der französische Präsident Emmanuel Macron befassen sich jetzt mit diesem Thema, das muss man anerkennen. Ich wünsche mir, dass daraus eine enge Zusammenarbeit mit der Uno entsteht, weil wir in diesen Ländern seit vielen Jahren vor Ort und in fast allen Sektoren tätig sind. Und weil wir eine neutrale Mittlerrolle einnehmen.

SPIEGEL: Ist das wirklich so? In Entwicklungsländern haben Ihre Mitarbeiter vor allem den Ruf, sich in blitzblanken, klimatisierten Geländewagen von einem Meeting ins nächste fahren zu lassen und dafür astronomische Gehälter zu beziehen.



Steiner beim SPIEGEL-Gespräch*
„Ich glaube an diese Aufgabe“

Steiner: Der Großteil unserer Mitarbeiter sitzt nicht in irgendwelchen schönen Büros, sondern ist vor Ort im Einsatz – und da ist es oft alles andere als gemütlich. Wenn wir etwa nach der Schlacht um Mossul mit unseren Mitarbeitern im Irak den Wiederaufbau unterstützen, für neue Wasserleitungen, Strom, Dächer auf Schulen und Krankenstationen sorgen, dann verlässt sich die Welt auf uns. Wir arbeiten oft in Situationen, in denen die meisten Entwicklungsorganisationen ihre Mitarbeiter gar nicht erst entsenden würden. Natürlich arbeiten für uns auch Experten, die die Regierungen in Fragen des Steuersystems, des Finanzsystems beraten, die müssen nicht in Gummistiefeln durch die Hauptstadt laufen. Ja, die tragen Anzüge, und ja, die bekommen auch Gehälter. Aber ich kann Ihnen sagen, dass die deutlich niedriger sind als die manch anderer europäischer Entwicklungshilfeorganisationen oder etwa der Weltbank.

SPIEGEL: Man wirft der Uno vor, sie sei zu abgehoben, habe trotz 170 Länderbüros zu wenig Bodenhaftung und Know-how bei der Umsetzung von Entwicklungsprojekten, sei extrem bürokratisch – und obendrein auch noch regierungsnah. Wie wollen Sie diesen Koloss auf die Spur bringen?

Steiner: Das frage ich mich auch jeden Morgen ... Nein, im Ernst: Ich glaube an diese Aufgabe, weil ich das Entwicklungsprogramm der Uno anders wahrnehme. Eine Organisation zu leiten, die täglich mit 170 000 Mitarbeitern in 170 Ländern tätig ist, ist eine komplexe Aufgabe. Ist sie zu bürokratisch? Absolut. Muss sie verändert werden? Absolut. Das ist mein Ziel. Aber wir haben natürlich auch Rechenschaftspflichten. Wenn wir auch nur einen Cent nicht nachweisen können, ist das ein Skandal. Die Regierungen geben den Vereinten Nationen viel Geld, also müssen die Ausgaben nachvollziehbar sein. Deshalb ist eine effiziente Bürokratie an sich nichts Schlechtes.

SPIEGEL: Ist nicht gerade die Nähe zu korrupten Regierungen ein Legitimationsproblem?

Steiner: Wir müssen mit Regierungen arbeiten, sonst verpassen wir die Chance, Politik zu verändern. Das ist manchmal ein schmaler Grat, etwa wenn es um die Frage nach Menschenrechten geht. Und natürlich macht jede Organisation auch Fehler, über die diskutiere ich gern. Wofür ich keine Zeit habe, sind pauschale Vorurteile, die oft überhaupt nicht zutreffen. Denn Fakt ist auch: Humanitäre Hilfe ist vergleichsweise einfach. Man kann kurzfristig mit einigen Millionen Not lindern und sich dann wieder zurückziehen. Das löst zwar die Not, nicht aber die Probleme. Aber ein Land mittel- und langfristig zu entwickeln ist eine komplexe Aufgabe, der wir uns jeden Tag neu stellen.

SPIEGEL: Herr Steiner, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

* Mit der Redakteurin Susanne Amann (2. v.l.) sowie der Mitarbeiterin Carolin Wahnbaeck in Hamburg.

Unheimlich schön

Zeitgeist Um auf Selfies gut auszusehen, spachteln sich junge Frauen dicke Schichten Make-up ins Gesicht. Das beschert der Kosmetikindustrie einen Boom.

Die junge Frau in der kunstpelzbesetzten Winterjacke, die an diesem Nachmittag durch die Hamburger Filiale der Kosmetikkette Sephora streift, hat eine klare Meinung zum Schminken: Beim Make-up gebe es „kein too much“, erklärt sie ihrer Freundin, die etwas unschlüssig vor der Auslage mit falschen Wimpern steht. Neben den beiden testen sich zwei Teenagermädchen durchs Lippenstiftsortiment („Soo schön“).

Seit Sephora im Sommer seinen ersten Laden in Deutschland aufgemacht hat, ist der Hype auch hierzulande angekommen. In München, Bonn und Hamburg standen die Kundinnen schon Stunden vor der Eröffnung Schlange. Man sei von dem Ansturm auf die bislang sieben Filialen positiv überrascht gewesen, sagt Deutschland-Geschäftsführerin Miriam von Loewenfeld. Zwischen 10 und 15 neue Geschäfte will Sephora in diesem Jahr in Deutschland eröffnen, wie bisher auch in Kooperation mit dem Warenhauskonzern Galeria Kaufhof.

Das Konzept der Kette, die zum französischen Luxuskonzern LVMH gehört, trifft offenkundig einen Nerv. Statt auf die üblichen Drogerieprodukte setzt Sephora auf Make-up-Marken, die ihre Popularität den sozialen Netzwerken verdanken und besonders bei jungen, digitalaffinen Kundinnen begehrt sind.

Das Geschäft mit Lippenstift und Lidshadowen läuft so gut wie nie. Allein in Deutschland wurden 2016 fast zwei Milliarden Euro mit dekorativer Kosmetik umgesetzt – ein Rekordhoch. Bis 2020 soll das Marktvolumen weltweit auf mehr als 60 Milliarden Euro anwachsen. Dieser Make-up-Boom führt vor, wie eine neu heranwachsende Konsumentengeneration eine ganze Branche verändert.

Sogenannte Influencer wie Bianca „Bibi“ Heinicke oder Pamela Reif haben ein neues Schönheitsideal geprägt: dunkler Lippenstift, stark betonte Augenbrauen, eine dicke Lage Make-up.

Junge Feministinnen mögen in den sozialen Medien zum selbstbewussten Umgang mit dem eigenen Körper aufrufen und gegen Schönheitsnormen ankämpfen.

Die Mehrheit der jungen Frauen um die zwanzig will aber offenbar vor allem eines: perfekt sein. Und das heißt nach ihrem Verständnis: perfekt geschminkt.

Natürlich war es Mädchen in diesem Alter schon immer wichtig, wie sie auf andere wirken, die Pubertät ist eine Phase des Experimentierens und Haderns mit dem eigenen Äußeren. Doch die Selfie-Plattform Instagram hat den Druck, makellos zu sein, noch einmal verstärkt. Denn dort sind Teenager dem Urteil der gesamten Internetöffentlichkeit ausgesetzt.

Beim Schminken geht es für viele junge Frauen deshalb nicht mehr nur darum, ein bisschen frischer auszusehen, sondern ums Abdecken, Ausbessern, Modellieren. Der aktuell wohl populärste Make-up-Trend nennt sich „Contouring“. Er stammt ursprünglich aus der Travestieszene und zielt darauf ab, in aufwendiger Schichtarbeit die Nase schmaler und die Wangenknochen höher wirken zu lassen. Der schmeichelnde Instagram-Filter wird sich so gewissermaßen direkt auf die Haut gemalt. Diese Art von weiblicher Selbstoptimierung spiegelt das „Arbeitsverhältnis“ wider, „das Frauen zu ihrem Körper haben“, glaubt die britische Feministin Laurie Penny.

Auf YouTube finden sich etliche Anleitungen zum „Contouring“. Die Stars der Videoplattform sind Schminkelehrerinnen und Kaufberaterinnen in einem. Ihrem Rat vertrauen die Zuschauerinnen mehr als klassischer Werbung.

Wie mächtig die Internetstars sind, spüren auch die Kosmetikketten. „Die Kun-

dinnen wissen genau, welches Produkt und welche Farbe sie wollen“, sagt Sephora-Chefin Loewenfeld. Viele erkundigen sich gezielt nach Artikeln, die von einer YouTube-Größe empfohlen wurden. Oder sie schicken, wie vor Weihnachten, ihre Eltern mit langen Wunschlisten in die Filialen.

Die gestiegenen Ansprüche der Kundinnen fordern auch den Einzelhandel heraus. „Wir müssen uns immer wieder fragen, welche Produkte und Marken gerade angesagt sind“, sagt Christoph Werner, Mitgeschäftsführer von dm. Um den Anschluss zu behalten, hat die badische Drogeriemarktkette neue Marken in ihr Sortiment aufgenommen, die teils deutlich teurer sind als die durchschnittliche Drogeriekosmetik.

Gleichzeitig machen Kosmetik-Start-ups etablierten Unternehmen wie L'Oréal oder Estée Lauder Konkurrenz. Die Gründer haben sich übers Netz eine Fangemeinde aufgebaut und vertreiben ihre Produkte ausschließlich online.

So wie Kylie Jenner, Halbschwester von Kim Kardashian und berühmt dafür, berühmt zu sein. Jenner, 20, ist mit ihren hundert Millionen Instagram-Followern ein optisches Vorbild für junge Frauen weltweit. Daraus hat sie Profit gemacht und ihr eigenes Schminkimperium gegründet. Jenners Angaben zufolge hat ihr Online-shop innerhalb von anderthalb Jahren 420 Millionen Dollar Umsatz gemacht. Die Lippenstifte sind regelmäßig ausverkauft – nach wenigen Sekunden. Ann-Kathrin Nezik

Twitter: @AnKaNezik



Internetstar Jenner: Vorbild für weibliche Selbstoptimierung

Himmel über Peking

Vor drei Jahren rollten die ersten Bagger an, nun ist der Rohbau des neuen Flughafens im Süden der chinesischen Hauptstadt fertig. Der Entwurf des Terminals stammt von der 2016 verstorbenen Architektin Zaha Hadid. Die Anlage ist für bis zu 120 Millionen Passagiere jährlich ausgelegt und könnte damit den Flughafen von Atlanta als größten Airport der Welt ablösen. Sie soll im Herbst 2019 in Betrieb gehen – wahrscheinlich noch vor dem Hauptstadtflughafen Berlin Brandenburg.



Analyse

Trumps wahrer Tweet

Warum die Amerikaner den Pakistanern Milliarden bezahlten

Einmal hatte Donald Trump recht mit einem seiner Tweets. In seiner ersten Nachricht des Jahres schrieb er, Pakistan biete „den Terroristen, die wir in Afghanistan jagen, Rückzugsgebiete und uns wenig Hilfe. Damit ist jetzt Schluss!“. Gemeint ist, dass Pakistan mit einer bekannten Terrorgruppe kooperiert, dem „Haqqani-Netzwerk“. Die Gruppe ist, wie regionale und westliche Geheimdienste sagen, für die meisten Großangriffe gegen die afghanische Armee und westliche Militärs verantwortlich und operiert aus den Stammesgebieten in Pakistan.

Bekannt ist das schon lange. Seit Beginn der Militärmission am Hindukusch haben die USA weit über 30 Milliarden Dollar überwiesen für Pakistans Unterstützung beim sogenannten Antiterrorkampf. Warum zahlte Amerika immer weiter, trotz Pakistans doppeltem Spiel?

Drei Gründe: Durch Pakistan laufen wichtige Nachschubwege für das internationale Militär. Zweitens verfügt der pakistanische Geheimdienst Inter-Services Intelligence über

für den Westen wichtige Aufklärungsergebnisse. Drittens ist Washington besorgt, dass Islamisten innerhalb des pakistanischen Militärs irgendwann den Finger am roten Knopf der Nuklearwaffen haben könnten.

Die Interessen der USA teilte Pakistan trotzdem nie. Pakistan will kein prosperierendes Afghanistan, das Grenzstreitigkeiten vom Zaun brechen und sich mit dem Erzfeind Indien verbünden könnte. Ziel ist es, Afghanistan labil zu halten und unter den Einfluss der mit Islamabad verbündeten Taliban zu bringen – zu denen auch die Haqqanis gehören.

Was wird Trump also bewirken, wenn er Pakistan Geld streicht, das vor allem dem Militär zugutekommt? Wenig. Wichtigster Partner Pakistans ist langfristig nicht Amerika, sondern China, das seit Jahren Milliarden in die Infrastruktur des Landes investiert und keinerlei politische Bedingungen stellt. Trumps Tweet lenkt davon ab, dass Washington seinen Einfluss auf Pakistan weithin verloren hat.

Susanne Koelbl

Brasilien Kann Lula wieder Präsident werden?

Wie es mit der krisengeschüttelten Demokratie im größten Land Lateinamerikas weitergeht, entscheidet sich am 24. Januar – nicht erst bei den Präsidentschaftswahlen im Oktober. Denn an diesem Tag befindet ein Berufungsgericht darüber, ob Ex-Präsident Luiz Inácio Lula da Silva, der in allen Umfragen mit weitem Abstand führt, sich der Korruption schuldig gemacht hat. Richter Sérgio Moro leitet die Ermittlungen in dem gigantischen Skandal um den Baukonzern Ode-

brecht, der in ganz Lateinamerika auf höchster Ebene Politiker bestach. Moro hatte auch Lula in erster Instanz zu neuneinhalb Jahren Haft verurteilt; dieser soll eine Woh-



Lula

nung als Gegenleistung für Gefälligkeiten erhalten haben. Wird das Urteil bestätigt, dürfte der nach wie vor äußerst beliebte linke Politiker nicht bei den Präsidentschaftswahlen antreten – so sehen es seine Gegner. Lula dagegen sieht sich als Opfer einer politischen Verfolgung der Rechten. Er baut auf seinen Rückhalt in der Bevölkerung – und darauf, dass ihm die Justiz ein Schlupfloch lassen könnte. Andernfalls, so das Kalkül seiner Arbeiterpartei, hätte der nächste Präsident ein Legitimationsproblem. Und die Staatskrise würde sich um weitere vier Jahre verlängern. jgl

Israel Die Ein-Staaten- Lösung

Die israelischen Rechten haben die ersten Tage des neuen Jahres genutzt, um klarzumachen: Einen palästinensischen Staat soll es niemals geben und erst recht keine Hauptstadt Ostjerusalem. Am Silvesterabend stimmte das Zentralkomitee der Regierungspartei Likud ohne Gegenstimmen einer Resolution zu, nach der israelische Siedlungen ohne Einschränkungen ausgebaut und die Souveränität Israels auf das Westjordanland ausgeweitet werden sollen. Dienstagfrüh verabschiedete das Parlament eine Gesetzesänderung, welche eine künftige Teilung Jerusalems erschwert – und damit alle Friedensverhandlungen. Zusätzlich veröffentlichte der Generalstaatsanwalt eine Richtlinie, nach der alle neuen Gesetzesvorhaben daraufhin überprüft werden sollen, wie man sie im Westjordanland anwenden könnte. Für rund 430 000 israelische Siedler könnte so ein demokratisches Rechtssystem aufgebaut werden, während die dort ebenfalls lebenden Palästinenser unter israelischer Militärherrschaft verbleiben. Menschenrechtler kritisieren, Israel nähere sich so der Rea-

lität eines Apartheidstaats. „Die Zeit ist gekommen, unser biblisches Recht auf das Land zu erklären“, sagte Sicherheitsminister Gilad Erdan. Vor allem die außenpolitische Lage ermutigt die israelische Rechte zu solchen Schritten: US-Präsident Donald Trump hat Jerusalem als Hauptstadt Israels anerkannt und scheint bereit, auch mögliche Statusveränderungen im Westjordanland zu tolerieren. Der angeschlagene Premierminister Benjamin

Netanyahu treibt den Rechtsruck voran und lenkt damit von Korruptionsvorwürfen gegen sich ab. Das gleiche einer „Kriegserklärung“, hieß es aus dem Büro von Palästinenserpräsident Mahmoud Abbas. Wie chancenlos die Palästinenser mit ihren Anliegen sind, zeigt die Reaktion von Donald Trump: Per Twitter stellt er finanzielle Hilfen an die Palästinenser infrage, da sie sich Friedensgesprächen verweigern würden. abe



Netanyahu

Fußnote

2,6 Millionen

Menschen sind in den vergangenen acht Jahren auf der Flucht vor Boko Haram obdachlos geworden, etwa 20 000 kamen bei Anschlägen der islamistischen Terrorgruppe ums Leben. Zum Jahreswechsel starben erneut 25 Menschen nahe der nigerianischen Stadt Maiduguri. Die Angreifer kamen aus dem Sambisa-Wald, dem Rückzugsort der Kämpfer, die den Nordosten des Landes terrorisieren.



AFP / GETTY IMAGES

Demonstrantin an der Universität, Regime-Unterstützer in Teheran am 30. Dezember: „Wir wachen langsam auf“



EBRAHIM NOROOZI / AP

Die Wutbürger

Iran Zum ersten Mal seit fast zehn Jahren wird das Land wieder von Protesten erschüttert. Gegen die Armut, die hohen Preise und die gebrochenen Versprechen der Regierung. Ist das der Beginn eines Persischen Frühlings – oder das Ende des Rohani-Experiments?

Vor der Universität in Teheran standen Sicherheitskräfte, wie an so vielen Orten des Landes. Auf dem Campus demonstrierten am Samstag vergangener Woche ein paar Hundert Studenten, auch Said war dabei, ein Politikstudent von 22 Jahren. Sie riefen einige der Sprüche, die in diesen Tagen durchs ganze Land hallen: „Das Land bittet, der Herr lebt wie ein Gott!“, „Wir wollen keine Islamische Republik!“, „Wir sterben, wir sterben, aber wir holen uns unser Land zurück!“ und „Tod Khamenei!“

Dann waren plötzlich alle Tore auf dem Campus verschlossen, außer einem. „Wir alle mussten durch dieses Tor“, berichtet Said. Am Ausgang hätten Polizisten gestanden und mit Schlagstöcken auf sie eingedrückt. „Einige meiner Freunde konnten nicht entkommen und wurden verhaftet.“ Er selbst konnte davonrennen, aber fast wäre auch er verhaftet worden.

„Am Anfang haben vor allem Arbeiter und radikale linke Studenten demonstriert, jetzt sind auch immer mehr Reformer auf der Straße.“ Mehr könne er aber nicht erzählen, entschuldigt er sich am Telefon, das sei zu gefährlich. Dann legt er auf.

Said ist schon länger aktiv, bei einem Treffen vor einigen Monaten sagte er: „Wir glauben, dass Reformen innerhalb des Systems möglich sind. Die Verfassung der Islamischen Republik ist so viel besser als das, was der Staat daraus macht.“ Mit anderen Studenten hat er in den vergangenen Monaten diskutiert, ob sie gegen die Politik von Hassan Rohani protestieren sollten. Doch die Mehrheit fürchtete sich, die verhältnismäßig freie Atmosphäre aufs Spiel zu setzen, die unter dem moderaten Präsidenten bislang herrscht.

Schon da sagte ein Kommilitone von Said, der 2009 auch an der „Grünen Revolte“ teilgenommen hatte und danach ein Jahr in Haft saß: „Wir wachen langsam auf. Das nächste Mal wird es nicht um kulturelle Freiheiten gehen, sondern um Wirtschaftspolitik.“ Er ist nun einer der Mitorganisatoren der Proteste, die am letzten Donnerstag des Jahres 2017 rund 800 Kilometer östlich von Teheran begannen.

Mindestens 21 Menschen sollen seither gestorben, mehr als 450 verhaftet worden sein. Es ist der größte Aufstand gegen die Regierung seit 2009, als Hunderttausende gegen die angeblich gefälschte Wahl von

Präsident Mahmoud Ahmadinejad protestierten.

Aber während damals vor allem die Mittelschicht demonstrierte, sind es diesmal die Arbeiter und Ungebildeten; während damals Teheran das Zentrum der Proteste war, wird dieser Aufstand von den Bewohnern der Provinzen und Kleinstädte getragen. Bislang gibt es auch keine Oppositionsbewegung, keine Anführer, keine einheitlichen Ziele. Dieser Aufstand, er scheint eher ein öffentlicher Wutausbruch zu sein, gegen hohe Eierpreise genauso wie gegen Irans Führung. Radikaler als je zuvor, befeuert vom Zorn junger Männer.

Während Revolutionsführer Ali Khamenei den Demonstranten mit scharfen Worten drohte und „ausländische Kräfte“ verantwortlich machte, hat Präsident Hassan Rohani zumindest den Protest gegen die hohen Preise als legitim bezeichnet. Der Vorsitzende des Revolutionsgerichts drohte mit der Todesstrafe. Und der Kommandeur

„Besser verhaftet zu werden, als zu verhungern. Ich habe nichts zu verlieren“, sagt der Fotograf Jawad.

der Revolutionswächter erklärte am Mittwoch den „Aufstand“ für beendet.

Nur 15 000 Menschen hätten demonstriert, behauptete der Generalmajor, viele der „Aufständischen“ seien von den Volksmudschahidin trainiert worden, einer militanten Oppositionsbewegung. Sie seien verhaftet worden. Gegen „eine ehemalige Amtsperson“ werde wegen Verwicklung in die Proteste ermittelt. Damit könnte Ex-Präsident Ahmadinejad gemeint sein, der in den vergangenen Monaten Regierung und Justiz kritisiert hatte.

Tatsächlich hatten die Proteste bis Mittwochabend abgenommen, gingen in vielen Städten Tausende Regimeunterstützer auf die Straßen. Doch vorbei? Danach sieht es derzeit noch nicht aus, zumindest nicht – diese Einschränkung ist leider notwendig – nach allem, was man weiß.

Denn aus Iran zu berichten ist westlichen Journalisten nur in Ausnahmefällen möglich, die Visavergabe ist strikt. Doch aus Schilderungen der Menschen vor Ort,

von Studenten, Demonstranten, normalen Bürgern, durch Handyvideos und Postings aus sozialen Medien ergibt sich trotzdem ein Bild des Geschehens.

Demnach begannen die Proteste in der Millionenstadt Maschhad, ihr Slogan soll zunächst „Tod Rohani“ gelautet haben. Auch deshalb wird vermutet, dass die Demonstranten von Ebrahim Raisi angestiftet worden sind, dem konservativen Rivalen des Präsidenten. Raisi ist der Verwalter des wichtigsten schiitischen Heiligtums in Maschhad; sein Schwiegervater leitet dort das Freitagsgebet. Die Slogans radikalisierten sich schnell, die Proteste weiteten sich aus – Maschhad war nur der Funke, der zur Explosion führte.

Zu der schlechten wirtschaftlichen Lage, verbunden mit drastischen Preissteigerungen für Lebensmittel in den vergangenen Wochen. Die Jugendarbeitslosigkeit liegt nach Schätzungen bei 40 Prozent, und selbst wer einen Job hat, erhält seinen Lohn oft verspätet ausgezahlt. Dazu kommen die Folgen einer extremen Dürre und zuletzt der Zusammenbruch mehrerer Finanzinstitutionen, was die Ersparnisse von rund drei Millionen Familien ausradiert hat. Doch anstatt die eigenen Bürger zu unterstützen, fließen Milliarden nach Syrien und in den Irak, um deren verbündete Regime am Leben zu erhalten.

Als wäre das noch nicht genug, legte Rohani Ende Dezember offen, dass geheime Milliardensummen in religiöse Stiftungen, ins Militär und zu den Revolutionswächtern fließen. Erstmals wurde für eine breite Öffentlichkeit deutlich: Das religiöse Establishment bereichert sich, ohne jegliche Kontrolle oder Scham. Und das in einem Moment, in dem die Regierung die Benzinpreise erhöhte und Subventionen strich.

Alle seien wütend, sagt Pedram, 28, ein früherer Aktivist der „Grünen Revolte“ von 2009, der mehrfach im Gefängnis saß. Er ist heute Ingenieur, er will nicht mehr demonstrieren gehen – aber er teilt den Zorn. „Wütend sind Tausende Rentner, die seit Monaten keine Rente bekommen haben, da wegen Korruption und Missmanagement kein Geld mehr da ist. Wütend sind Tausende Bürger, deren Ersparnisse bei Kreditinstituten verspielt wurden. Wütend sind die Menschen auf die Korruption. Wütend sind sie auf die Vetternwirtschaft, aber auch auf die Beschränkung ihrer Freiheiten“, zählt er

auf. Es habe daher zuletzt zahlreiche kleinere Demonstrationen gegeben. Dass es zu diesem Ausbruch kommt, erstaunt ihn nicht.

Aber selbst mitgehen? „Nein“, sagt er. „Ich will keine zweite Revolution.“

Einer, der dagegen jeden Tag dabei ist, ist der Fotograf Jawad. Anfangs, berichtet er, hätten die Polizisten ruhig reagiert. „Sie standen einfach nur da. Aber als die Menge immer größer wurde, überfuhren sie die Menschen mit ihren gepanzerten Wagen. Dabei sind Protestierende gestorben.“

Schon 2009 sympathisierte er mit dem Protest, traute sich jedoch nicht auf die Straße. Heute ist Jawad 34 und arbeitslos. Er sagt: „Besser verhaftet zu werden, als zu verhungern. Ich habe nichts zu verlieren.“ Sein Fotoladen ging pleite, Bewerbungen scheiterten. Er schlägt sich mit Hilfsjobs durch, lebt in einem winzigen Apartment in Teheran.

Dabei sollte mit der Wahl Rohanis alles anders werden. Seine Regierung hatte für das Atomabkommen geworben, das sie 2015 endlich nach langen Verhandlungen unter anderem mit den USA und der EU schloss. Rohani versprach damals, mit dem Ende der Sanktionen kämen auch der wirtschaftliche Aufschwung, mehr Transparenz und das Ende der Korruption. Im Mai 2017 wurde er – auch deshalb – mit 57 Prozent der Stimmen wiedergewählt. Doch bisher ist die Wirtschaftsblüte ausgeblieben.

Zunächst lief es gut. Die Regierung drückte die Inflation von über 40 auf rund 10 Prozent. Selbst der Internationale Währungsfonds lobte Teheran. Und doch hat sich die Lage für die Bevölkerung verschlechtert. Das liegt auch daran, dass sich die internationalen Banken trotz Aufhebung der meisten Sanktionen weigern, größere Geldgeschäfte mit Iran zu tätigen.

Denn US-Präsident Donald Trump hat das Atomabkommen zwar nicht offiziell aufgekündigt, aber mit erneuten Sanktionen gedroht – und so scheuen Banken und Konzerne vor Geschäften mit Iran zurück. Besonders Irans Hardliner nutzen diesen Umstand, um gegen die moderate Regierung und die Öffnung zu argumentieren. Verträge wie das Atomabkommen, so ihr Argument, würden Iran nur schaden.

Aber die Gründe für die wirtschaftlichen Probleme liegen auch im Land. Nicht Rohani ist der mächtigste Mann, sondern Khamenei. Die Religiösen mischen sich häufig ein und blockieren die Entscheidungen gewählter Politiker. Deshalb geht es nur langsam voran mit Reformen, vor allem in der verkrusteten Wirtschaft, die zu großen Teilen von den Revolutionswächtern kontrolliert wird, einem Staat im Staate, der mächtigsten Institution des Landes.

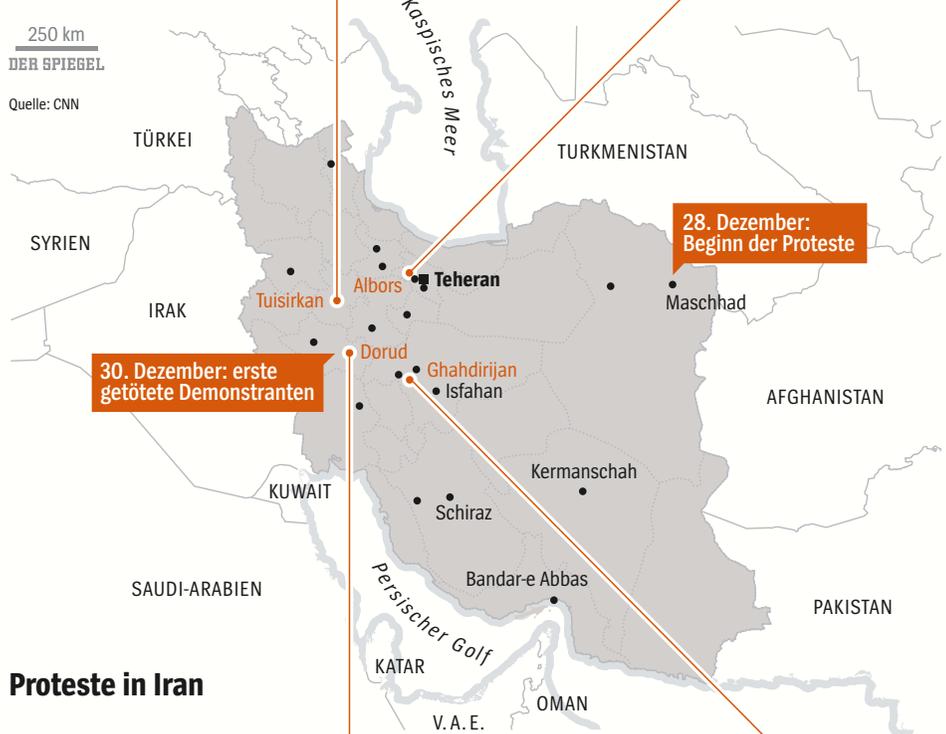
Verstärkt wird die allgemeine Unzufriedenheit durch die wachsende Ungleichheit. Während ein Großteil des Volks leidet, prözen die Angehörigen der herrschenden Elite mit ihrem Reichtum.



Brennendes Auto



Trümmer in den Straßen



Proteste in Iran

Feuer in einem Gebäude



Angriff auf eine Polizeiwache



„Wenn du keine Beziehungen hast, kein Geld, hast du hier keine Chance“, sagt der Fotograf Jawad. Es beginne bereits damit, dass viele der Studienplätze an den staatlichen Universitäten den Söhnen und Töchtern von „Märtyrerfamilien“ zustünden. Er selbst hat daher an einer privaten Hochschule studiert, seine Eltern haben die Studiengebühren gezahlt. Doch auch Akademiker bekommen ohne „Wasete“, einen einflussreichen Vermittler, keinen Job.

Eigentlich wolle er nur weg, sagt Jawad. Er suche bereits nach einem Schlepper, der ihn nach Europa bringen könne.

Den vielleicht besten Einblick in die Gemütslage seiner Landsleute hat Ebrahim Mohseni. Er ist Meinungsforscher an der Universität Teheran – und er hat in den vergangenen Tagen Motivation und Dynamik der Proteste genau studiert.

„Mehrere Dinge geschehen derzeit gleichzeitig“, sagt er, es gebe unter den

Demonstranten drei Gruppen. Da seien die Armen und Ungebildeten, die unter der Wirtschaftslage litten, die Kritiker von Rohani sowie die Gegner der Islamischen Republik und ihrer Strukturen.

Am größten und wichtigsten sei die erste Gruppe. „Nur eine Minderheit glaubt noch, dass die Regierung und das Atomabkommen die Lage verbessern können.“ Viele hätten das Gefühl, dass sich die Regierung nicht um ihr Schicksal schere. Rohani verlasse selten sein Büro, anders als sein Vorgänger Ahmadinejad, der regelmäßig die ärmsten Gegenden besucht hatte.

Die Rohani-Kritiker, die zweite Gruppe, versuchten, den Präsidenten zur Zielscheibe zu machen – auch weil ihnen dessen Kurs zu moderat ist. „Doch was sie zunächst nicht verstanden haben“, sagt Mohseni: „Es ist schwer, einen Protest gegen Rohani zu organisieren, ohne dass er sich gegen andere Teile des Systems wendet.“

Als dritte und letzte Gruppe seien die Gegner der Islamischen Republik auf die Protestwelle aufgesprungen. „Ihr Problem ist aber, dass sie zu hastig agiert haben“, sagt Mohseni. „Ihre Anti-Islam-Rhetorik und ihr Einsatz von Gewalt und Vandalismus haben die Iraner abgeschreckt.“ Auch die Anhänger der „Grünen Revolte“ hätten sich daher rasch distanziert.

Viele der Iraner, die nicht auf die Straße gehen, bewegen sich in diesen Tagen vermutlich irgendwo in der Mitte: zwischen Ablehnung der Gewalt, heimlicher Freude über die Proteste und zugleich der Furcht vor mehr Repression, gar einem chaotisch verlaufenden „Persischen Frühling“, der in einen Bürgerkrieg wie in Syrien münden könnte. Vor allem jene, die der „Grünen Revolte“ nahestehen oder damals demonstrierten, sehen die Ereignisse skeptisch.

Hassan ist 32 Jahre alt und arbeitet als Ingenieur auf einem Ölfeld im Süden. 2009 ging er in Teheran jeden Tag auf die Straße, „ich wollte keinen religiösen Hardliner wie Ahmadinejad an der Macht“. Doch nun sagt er: „Das Leben in Iran ist in den letzten Jahren freier geworden, die Sicherheitsbehörden belästigen uns nicht mehr, wenn wir Party machen oder kritische Dinge in den sozialen Medien posten. Die Demonstranten setzen diese Freiheit nun aufs Spiel.“ Er fürchtet ein Chaos wie in Syrien, das Regime lasse sich nicht so leicht stürzen. „Wir machen doch bereits kleine Schritte innerhalb des Systems. Wir brauchen keine Revolution, wir brauchen Reformen.“

Der Unterschied zu 2009? „Damals haben wir gegen Wahlbetrug demonstriert, aber haben radikaler gedacht. Jetzt rufen die Menschen in den Provinzen ‚Tod dem Diktator‘, ihre Forderungen sind sehr viel radikaler.“ Dabei gehe es ihnen eigentlich gar nicht so sehr um politische Reformen, sondern um die Armut. Diese Radikalisierung sei gefährlich. „Und im Gegensatz zu uns haben diese Leute nichts zu verlieren.“

Dass das Lager der Reformer den neuen Demonstranten nicht traut, nutzt auch der Führung Irans.

„Wenn Sie jetzt CNN gucken, denken Sie, die Hauptstadt brennt“, sagt Foad Izadi, Professor für Internationale Beziehungen an der Teheraner Universität, der die Regierung im Umgang mit den USA berät. Izadi ist Mitte fünfzig, ein Mann mit Tweedsakko und Vollbart. Wie zum Beweis öffnet er ein Fenster seiner Wohnung im Stadtzentrum und deutet hinaus: „Ich sehe hier nichts, die Straßen sind ruhig.“ Deshalb sei die Regierung „nicht wirklich besorgt“. Auch Izadi behauptet, Gruppen wie die Volksmudschahidin hätten die Proteste übernommen. Unterstützt würden sie von Ländern, „die mit Iran ein Problem haben“, nämlich Saudi-Arabien und Israel.

Nicht wenige Iraner glauben ebenfalls, die Proteste der Regimegegner seien vom

Ausland organisiert – was durch die Tweets des US-Präsidenten nicht besser wird, der die Demonstranten freudig anfeuert. „Die USA beobachten das!“, schrieb er. „Zeit für Wandel!“ Und, gewandt an die Demonstranten: „Ihr werdet zur passenden Zeit großartige Unterstützung der USA sehen!“

„Diese Proteste laufen auf ganzer Linie zu Trumps Gunsten“, sagt Izadi. Die Toten, behauptet er, seien die Folge gewaltsamer Angriffe auf Polizeistationen und auf Offizielle. Die Opposition wolle Opfer produzieren, um zu zeigen, wie brutal das Regime in Teheran vorgehe. Das wiederum würde dann Donald Trump nutzen können, um neue Sanktionen zu erlassen.

Tatsächlich sieht Trump Iran – neben Nordkorea – als die größte weltweite Bedrohung. Die Proteste könnten für ihn nun der willkommene Anlass sein, das Atomabkommen endgültig aufzukündigen und Iran weiter zu isolieren. Gleichzeitig kann er sich als Unterstützer von Freiheit und Menschenrechten präsentieren.

„Das ist der Moment für die EU“, sagt daher Suzanne Maloney, einst Beraterin

„Wir haben alles hier, ein Paradies. Aber bei uns kommt von diesem Reichtum nichts an.“

für Iranfragen im US-Außenministerium, nun beim Thinktank Brookings in Washington. „Europa hat Druckmittel, die Amerika nicht hat. Die richtige Botschaft wäre nun, dass Repression Iran nicht hilft und die Welt zuschaut. Und dass die Anwendung von Gewalt Konsequenzen haben wird.“ Auch 2009 trug die Niederschlagung der Proteste dazu bei, dass die EU sich härteren Sanktionen gegen Iran anschloss.

Dass sich alles schnell beruhigt, das glaubt Maloney indes nicht. Denn es lassen sich einfach zu viele Wütende finden in diesen Tagen, die ihren Unmut äußern, auch wenn sie nicht auf die Straße gehen.

Da ist die Familie Mehrzadi, Mittelklasse, vier Kinder, die Mutter Sara Lehrerin, der Vater Said Sekretär in einer Behörde, abends fährt er noch Taxi. Und trotzdem reicht das Einkommen nicht zum Leben. Die Mehrzadis wohnen in einer Zweizimmerwohnung in Teheran. Das gesamte Gehalt der Lehrerin geht für die Miete drauf, etwa 250 Euro, jährlich steigt sie um zehn Prozent. Deshalb ist die Familie in den vergangenen zehn Jahren viermal umgezogen, um eine günstigere, immer kleinere Wohnung zu finden.

Sara Mehrzadi, 41, sitzt am Küchentisch, sie klagt, dass die Kinder oft allein sind, weil beide Elternteile so viel arbeiten. Die Proteste verfolgt die Familie im Fernsehen,

mit Wut im Bauch gegen den Revolutionsführer. „Ich bin gläubig“, sagt Sara Mehrzadi, „aber ich will eine nicht religiöse Regierung, die Ahnung von Wirtschaft hat.“

Da ist eine Krankenschwester in Teheran, 26, Mutter zweier Kinder, die sagt, sie habe zwar Arbeit, fürchte aber ständig, ihren Job und damit das einzige Einkommen der Familie zu verlieren. Ihr Mann ergänzt: „Wir haben alles hier, um ein wohlhabendes Land zu sein mit unseren Ressourcen, dem Erdöl, den herrlichen Küsten. Ein Paradies. Aber bei uns kommt von all diesem Reichtum nichts an.“

Es ist diese Stimmung, die der Führung Sorgen machen muss.

Wohin also werden die Proteste führen, wem werden sie am Ende nutzen? Und vor allem: Wem werden sie schaden?

Der Meinungsforscher Mohseni ist sich sicher, dass Donald Trump die Geschehnisse nutzen wird, um die Amerikaner, vielleicht auch die Europäer zu überzeugen, dass nun die Zeit gekommen sei, einen Regimewechsel in Iran anzustreben. Zwar sei dieses Ziel unrealistisch, aber bereits der Versuch wäre fatal.

„Die Moderaten, Reformer und all jene, die für mehr Öffnung gegenüber dem Westen plädieren, würden politisch abgedrängt. Es würde eine schärfere Konfrontation mit dem Westen geben. Und innenpolitisch würde sich das Narrativ verfestigen, Iran könne seine Interessen nur durch Widerstand gegenüber dem Ausland sichern.“

In eine ähnliche Richtung argumentiert auch die US-Expertin Maloney. „Das Ergebnis wird das Ende des Rohani-Experiments sein“, sagt sie. Selbst wenn sich die Proteste beruhigten, so hätten sie doch gezeigt: Rohanis Versprechen von Freiheit und wirtschaftlichem Aufschwung sei nicht zu halten. Und zwar deshalb nicht, weil dafür echte Reformen notwendig seien, eine komplette Veränderung der Politik. Und das, so zeige sich nun, sei unmöglich.

Vermutlich werde sich nun wiederholen, was 2009 geschah, so Maloney. Die Proteste würden niedergeschlagen, womöglich gewaltsam, aber nicht allzu blutig, um einen Aufschrei und eine weitere Eskalation zu verhindern. Die Aktivisten würden unter Druck gesetzt, ins Exil gedrängt, im Hausarrest oder im Gefängnis verschwinden.

„Die Islamische Republik ist extrem gut darin, auf Instabilität zu reagieren“, sagt die Expertin. „Es ist kein Zufall, dass sie alle Katastrophen bisher überlebt hat: Krieg, Invasion, Bürgerkrieg, Erdbeben, Fluten, Dürren.“

Luisa Hommerich, Susanne Koelbl, Juliane von Mittelstaedt, Samiha Shafy



Video: Die Macht der Revolutionswächter

spiegel.de/sp22018iran
oder in der App DER SPIEGEL

„Ich hörte Schreie, dann waren sie weg“

Migration Auf einem Schlauchboot gehen Muslime und Christen aufeinander los. Neun Flüchtlinge ertrinken. War es Mord aus religiösem Hass? Oder das alltägliche Drama im Mittelmeer? Von *Fiona Ehlers*

Acht Männer aus Afrika treten vor das Gefängnis, es ist tiefschwarze Nacht, suchend blicken sie sich um. Dies ist der Moment, den sie lange erwartet haben. Ihr erster Schritt in die Freiheit. Das vorläufige Ende einer Reise, für die sie mehr auf sich genommen haben, als Menschen ertragen können: die Durchquerung der Wüste, den Krieg in Libyen, die Flucht über das Meer, ertrinkende Menschen, dann zwei Jahre in diesem Hochsicherheitsgefängnis nahe Palermo, Sizilien.

Jetzt sind sie frei, acht junge Männer um die 20, dünne Bärte, schmale Gesichter, ein Richter hat das Urteil an diesem Morgen verlesen. Und doch fühlen sie sich wie damals auf hoher See, gejagt, bedroht, sie wissen nicht, was gut ist oder böse. Sie haben jede Orientierung verloren. Sie schul-

tern Müllsäcke, in die sie ihre Habseligkeiten gestopft haben: Turnschuhe, Jeans, Schulhefte. Sie betrachten den Mond und gehen dann dorthin, wo der Himmel heller ist, weil sie dort die Stadt vermuten.

Gegen fünf Uhr morgens, so erzählen sie es am nächsten Tag, seien sie auf einen Landsmann gestoßen, der ihnen den Weg zu einem Flüchtlingslager gezeigt habe. Dort leihen sie sich ein Handy und rufen ihre Familien an. „Du lebst?“, fragen diese erst zweifelnd, dann jubeln sie und geloben, das eine oder andere Schaf in Mali oder in der Elfenbeinküste zu schlachten an diesem Freudentag, Alhamdulillah, gedankt sei Allah.

Bis auf Weiteres sind die acht Afrikaner freigesprochen in einem Vorfall, der sich zugetragen haben soll auf hoher See zwi-

schen Libyen und Lampedusa. Für die einen ist es Mord, ohne Leichen und Beweise. Für die anderen, die Freigesprochenen und die Verurteilten, ist es, so sagen sie, ein Fall von großer Tragik, aber kein Verbrechen. Am Ende läuft es auf eine Frage hinaus: Wurden die Opfer gestoßen, oder sind sie gefallen? Das ist, in einer Frage, die ganze Geschichte.

Der Fall in seinem Nachrichtlichen Gewand ist dieser: Am 11. April 2015 bestiegen gut hundert Flüchtlinge ein zwölf Meter langes Schlauchboot an der Küste Libyens. Zwei Tage später rettete die Crew eines Handelsschiffs 95 Menschen. Mindestens 9 Passagiere fehlten. In Palermo, endlich an Land, erhoben 6 Passagiere Anklage, sie klang ungeheuerlich.

15 Männer, allesamt Muslime, sollen während der Überfahrt 9 Christen vorsätz-



ILLUSTRATION: JAN FEINDT FÜR DER SPIEGEL

„Ein Mann sagte, wir würden im Meer landen, weil wir nicht an denselben Gott glauben.“

lich ins Meer gestoßen haben, in zwei aufeinanderfolgenden Nächten. Im eiskalten Meer seien diese binnen wenigen Minuten ertrunken, so sagten es die Zeugen aus. Noch im Hafen begann die Staatsanwaltschaft mit den Ermittlungen in der Strafsache 7209/2015.

„Der Krieg der Religionen erreicht jetzt die Kähne der Verbannten“, kommentierte tags darauf der marokkanische Schriftsteller Tahar Ben Jelloun in „La Repubblica“, und der leitende Staatsanwalt von Palermo trat vor die Presse und sprach von „gefährlichen Bootsladungen“, was nach Extremismus und Attentaten klang. Aber kann das sein? Lässt sich das zum Alltag gewordene Flüchtlingsdrama auf dem Mittelmeer noch steigern, durch Gotteswahn und Glaubensterror? Gibt es das, den Dschihad auf dem Schlauchboot?

Der italienische Staat behandelte die Strafsache 7209/2015 mit größter Sorgfalt und maximalem Aufwand. Es war, als ginge es bei dem Fall um einen Angriff aufs Abendland, auf das katholische Italien. Als wäre er der endgültige Beleg dafür, dass der „Islamische Staat“ seine Krieger nach Europa einschleust. Italien braucht Argumente für mehr Beistand der Nachbarländer, und der „Islamische Staat“ ist ein starkes Argument. Mit ihm ließe sich ein härteres Vorgehen gegen die Bootsflüchtlinge begründen; auch eine Militäroperation in Libyen, wie sie das italienische Parlament Ende Juli beschlossen hat.

Fast zwei Jahre nach der tödlichen Überfahrt spricht ein Schwurgericht unter dem Vorsitz von Richter Alfredo Montalto das Urteil in der „Aula Bunker“, keine hundert Meter vom Hafen entfernt, in dem die Angeklagten damals angelandet sind. Der bombensichere Saal hat den Charme eines Scientology-Tempels, in den Achtzigerjahren wurden hier die Prozesse gegen die Cosa Nostra geführt. Jetzt stehen die 15 Angeklagten dicht gedrängt in den Gitterkäfigen. Die Verlesung des Urteils dauert keine zwei Minuten, dann hört man Schreie, einige der Afrikaner sacken zu Boden und schlagen die Hände vors Gesicht.

Die Staatsanwaltschaft hatte „lebenslang“ gefordert, wegen mehrfacher vorsätzlicher Tötung. Die Verteidigung hatte auf Notwehr plädiert und Freispruch gefordert – der Richter entscheidet sich für einen Kompromiss. Er verurteilt sieben Männer zu 18 Jahren Haft wegen Totschlag. Acht Männer spricht er frei, das Motiv der religiösen Grausamkeit wird fallen gelassen.

Es ist das Muskelspiel eines Staats, der Gerechtigkeit vortäuscht, statt die wahren Übeltäter dingfest zu machen, die Menschenschmuggler, Schlepperbanden, all die Profiteure der Flüchtlingsströme. Ein Stellvertreterkrieg also, ein Sinnbild für Europas fehlgeleitete Migrationspolitik.



ILLUSTRATION: JAN FEINDT FÜR DER SPIEGEL

Was bedeutet es, dass unter den Zeugen ein Muslim ist und unter den Angeklagten ein Christ?

Aber noch ist es eben nicht zu Ende, die Staatsanwaltschaft hat Berufung eingelegt, im Frühjahr soll der Prozess in die zweite Instanz gehen.

Der Überlebenskampf der Passagiere beginnt an der Küste Libyens in einer Aprilmacht 2015. In Garabulli bei Tripolis, wo Tausende auf die Überfahrt warten, besteigen etwa hundert Männer und Frauen ein Gummiboot. Sie stammen aus der Elfenbeinküste und aus Mali, aus Nigeria und Ghana. Sie haben die Wüste überlebt, sind in turmhoch beladenen Lastern nach Tripolis geschaukelt. Das Schlimmste hätten sie hinter sich, dachten sie; jetzt noch über das Meer, dann würde das gute Leben beginnen.

Doch die Umstände der Überfahrt sind von Anfang an chaotisch und extrem gefährlich, wie es der Richter in seiner Urteilsbegründung feststellt: „Sich völlig fremde Menschen aus acht Ländern sind tagelang auf engem Raum zusammengepfercht und total isoliert vom Rest der Welt.“ Das geht nicht lange gut.

In ihren Verhören schildern die Zeugen, wie sie nach den ersten 24 Stunden bemerken, dass der Schlauch am Bug Luft verliert, Wasser läuft ins Boot. Es wird Nacht, die zweite schon, noch immer ist kein Land in Sicht, es gibt Wortgefechte, dann Prügeleien; die Nerven liegen blank.

Der Zeuge Augustin K., ein Christ aus Ghana, der in Tripolis fünf Jahre lang Müll sortiert hat: „Ich weiß nicht, was der Grund war, vielleicht, weil wir zu viele an Bord waren oder um das Boot leichter zu

machen. Einer von uns Englischsprechenden hat verstanden, was die anderen auf Französisch sagten: Sie wollten uns über Bord werfen, auch mich.“

Jamal O. aus Ghana, der einzige Muslim unter den Zeugen: „Ein Mann aus Mali sah, dass wir nicht beteten. Er kam zu mir und sagte, dass meine Freunde und ich im Meer landen würden, weil wir nicht an denselben Gott glauben. Er hat mir mit der Faust ins Gesicht geschlagen.“

Der Zeuge Francis E., ein Christ aus Nigeria, dem kurze Dreadlocks vom Kopf abstehen: „Ich erinnere mich, dass die Muslime ausdrücklich sagten, sie würden keine Christen an Bord dulden. Sie waren in der Überzahl. Sie haben versucht, mich über Bord zu stoßen, aber es gelang ihnen nicht, denn wir haben uns mit Händen und Füßen gewehrt.“

Wenn es stimmt, was die Zeugen berichten, haben sie auf der Überfahrt „das Ende der Welt“ erlebt, so sagen sie. Einen furchtbaren Ort, wo Anarchie herrscht und Gewalt, wo es nach Exkrementen riecht und nach Angst, wo weder Gesetze gelten noch Gebete erhört werden.

Am Morgen des dritten Tages, es ist inzwischen Montag, geht um kurz nach acht Uhr ein Anruf von einem Satellitentelefon mit libyscher Nummer bei der Zentrale der Küstenwache in Rom ein, die Position des Boots wird geortet. In der Dämmerung beginnt der Streit erneut.

Wurden Menschen ins Wasser geworfen?

Der Christ Yeboah E. aus Accra in Ghana: „Ich habe gesehen, wie drei Nigerianer und sechs Ghanaer ertranken. Eines der Opfer war mein Bruder Nana, geboren am

4. Juni 1987. Und zwei meiner Freunde, Amankwana und Asiedu, sie wurden als Letzte ins Wasser gestoßen. Keiner von ihnen konnte schwimmen. Ich hörte ihre Schreie, dann waren sie weg.“

Kann man erfinden, was diese sechs Zeugen mit gesenktem Kopf und stockender Stimme den Richtern schilderten und bis heute, nach der Urteilsverkündung, behaupten? Welches Interesse hätten sie, sich alles auszudenken – jetzt, wo sie in Sicherheit sind, in Europa und am Leben?

Ertrinken ist ein grausamer Tod. Der Ertrinkende erstickt an dem Wasser, das er inhaliert, aushustet, wieder inhaliert. Hat das Wasser weniger als zehn Grad, droht ein Kälteschock. Er kann bald nicht mehr strampeln, geht unter, versucht den Atem anzuhalten, seine Stimmritze verkrampft und verschließt die Luftröhre. Er verliert das Bewusstsein. Herzstillstand, Tod.

Wie ertragen die Überlebenden das? Yeboah E. sagt, er habe stumm im Boot gesessen und sich nicht getraut zu klagen. Agyamang K., ein schmaler Nigerianer, der humpelt, weil ihm ein Muslim in den Fuß gebissen habe: „Ich kann nicht genau sagen, wie lang es gedauert hat. Ich denke, drei Stunden. Bis das Schiff kam und uns geborgen hat.“

Um 10.45 Uhr am Montag alarmiert die italienische Küstenwache den Kapitän der „Ellensborg“, eines 138 Meter langen Schwergutfrachters. Der Kapitän, ein Thailänder mit Namen Kitichai, ändert seinen Kurs, aber erst zwölf Stunden später werden die Flüchtlinge gerettet. Um 22.31 Uhr, so meldet der Kapitän, klettert der erste Passagier die Leiter an der Bordwand hoch, um 23 Uhr der letzte. „Men 82, women 12, children 1, total 95. Best regards, Master Kitichai“, schreibt der Kapitän nach Rom.

Auf der „Ellensborg“ bekommen die Überlebenden glänzende Wärmedecken, sie werden registriert und fotografiert; die Fotos werden später helfen, die mutmaßlichen Täter auszumachen.

Am Mittwochmorgen läuft die „Ellensborg“ in Palermo ein. Im Hafen warten zwei Priester, einer stammt aus der Elfenbeinküste und kümmert sich um Migranten in Palermo. Es zerreißt ihm jedes Mal das Herz, wenn er sieht, wie seine Brüder freudestrahlend Europa betreten, ohne zu ahnen, dass ihr Kampf erst beginnt. Die, die schon länger hier sind und vor Suppenküchen in Lumpen liegen, fragt er: „Und? Hat sie sich gelohnt, eure Reise ins Paradies?“

Die Priester nehmen die Zeugen in Empfang, fünf Christen und einen Muslim. Noch im Hafen sind sie kaum zu beruhigen, sind außer sich vor Wut und Verzweiflung und schildern, welche Szenen der Gewalt sie an Bord gesehen haben wollen.

Neben den Padres an der Mole warten auch Männer vom mobilen Einsatzkommando der Polizei, der Kapitän hat sie alarmiert. Der Fall gewinnt an Fahrt.

Auf Fotos sollen die Passagiere die Angreifer identifizieren; zwei Drittel zeigen auf dieselben Gesichter. Noch im Hafen werden die Angreifer von den anderen getrennt, dann landen die 15 Männer in Pagliarelli, dem Hochsicherheitsgefängnis von Palermo. Der Staatsanwalt beantragt U-Haft, der Justizminister in Rom muss die Ermittlungen genehmigen, da die Tat in internationalen Gewässern geschehen ist.

Die sechs Zeugen der Anklage, auch sie junge Männer Anfang 20, dünne Bärte, schmale Gesichter, werden von der Staatsanwaltschaft ins Innere der Insel gebracht. Ausgerechnet nach Corleone, ins Gefechtsgebiet der Cosa Nostra, einquartiert im stillgelegten Hotel Belvedere. Wenn sie von ihren Zimmern auf den Balkon treten, blicken sie auf sanft geschwungene Hügelketten, die an Wellen erinnern, das bewegte Meer, ihr Trauma. Schnell gehen sie zurück in ihre Zimmer, als brauchten sie ein Dach über dem Kopf; in ihren Hirnen, ihren Seelen geht diese Flucht nicht zu Ende.

Sie sagen, dass die Muslime sie gedrängt hätten, nichts zu erzählen, kein Wort an die Polizei. „Aber wir müssen doch sagen, was war“, sagt Yeboah E., und seine Stimme klingt schrill dabei. Haben sie Mitleid mit den Männern im Knast? Schweigen. „Manchmal bereuen wir“, sagt Yeboah E. und blickt in die Runde und sieht, wie die anderen nicken, „die Wahrheit gesagt zu haben.“ Ihre Wahrheit.

Die Aussagen der muslimischen Angeklagten während der Beweisaufnahme:

„Es war der dritte Tag auf See, wir waren so weit, dass wir unsere eigene Pisse tranken. Ich habe niemanden um Hilfe schreien gehört“, sagt Moussa K. aus der Elfenbeinküste.

„Ich schwöre bei Gott, dass ich niemanden ins Wasser gestoßen habe, ich selbst hätte ja dabei draufgehen können“, sagt Mohamed K. aus Mali.

„Es ist einfach nicht wahr, was sie sagen. Sogar mein eigener Cousin ist tot“, sagt Baptiste N. aus der Elfenbeinküste.

„Ich war das nicht. Das Schlauchboot hatte vorn Luft verloren, und die Menschen, die dort saßen, sind irgendwann ins Wasser gefallen“, sagt Kaba S. aus der Elfenbeinküste.

Im Kern lautet ihre Version: Es war wie ein Krieg, ja, um sichere Plätze, aber kein Krieg um den richtigen Glauben. Das Boot war leak, der Platz wurde knapp, Menschen sind über Bord gefallen. Das alltäg-

liche Flüchtlingsdrama, nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Doch nach den Verhören stellen die Ermittlungsrichter fest: Die Aussagen der Zeugen seien schlüssig und stimmten weitgehend überein. „Jedes Opfer wurde angegriffen und geschlagen, bevor es über Bord geworfen wurde“, heißt es im Protokoll der Beweisaufnahme. Es habe „keine akute Lebensbedrohung“ bestanden. Die „mehrfache vorsätzliche Tötung“ habe „ein einziges Motiv“ gehabt: „den Hass gegen Personen, die eine andere Religion ausüben“.

Die Beschreibung der angeblichen Mörder klingt gnadenlos: Die „hohe Anzahl der Opfer“ und das „kaltblütige Zuschauen beim Tod durch Ertrinken“ ließen auf die „Verachtung des menschlichen Lebens und totale Unfähigkeit der eigenen Triebkontrolle“ schließen. Bei den Angeklagten handle sich um Personen mit „zwanghaftem Hang zu gewaltsamen Verbrechen“. Die Fluchtgefahr sei erheblich, die Möglichkeit einer Wiederholung akut.

Das sind eindeutige Formulierungen. Aber sind sie angemessen?

Menschen, die mit Flüchtlingen arbeiten, Helfer, Aktivisten, Geistliche, bezweifeln diese Einschätzungen. Den „Dschihad im Schlauchboot“ halten sie für eine gefährliche, eine falsche These. Konflikte unter Flüchtlingen gebe es öfter, sagen sie, auch um den richtigen Gott werde gestritten, aber in den Booten halte man zusammen.

Nach monatelangen Ermittlungen, die Hunderte Seiten Gerichtsakten füllen, beginnt der Prozess in der Strafsache 7209/2015 im Februar 2016, er dauert gut ein Jahr. Tag für Tag hocken die Angeklagten in den Gitterkäfigen und lauschen den Worten ihrer elf Anwälte. Bis zuletzt machen sie den Eindruck, als begriffen sie nicht, dass ihnen die Höchststrafe droht: lebenslänglich. Was für eine bittere Ironie für diese jungen Afrikaner, die doch glauben, sie würden in die Freiheit fliehen.

Ihr Hauptverteidiger Giuseppe Brancato, 40, besucht die 15 Angeklagten regelmäßig im Gefängnis. Er bringt ihnen Kleidung, tröstet, mehr kann er nicht tun. „Es geht ihnen schlecht“, sagt der Anwalt, er habe Angst, dass sie sich etwas antun könnten.

Brancato, schmales Gesicht, weiche Züge, nervöse Hände, ist ein aufstrebender Anwalt. Er hat sich um den Fall nicht gerissen, er hat ihn oft verflucht. Weil es ihm vorgekommen sei, als hielten sie eine Art Kriegsverbrechertribunal gegen Trittbrettfahrer ab.

Warum also dieser Prozess? Weil, so sagt es der Anwalt, Juristen und Politiker in Rom und Palermo mit diesem Fall „Holz aufs Feuer“ hätten legen wollen. Waren Islamisten an Bord? Daran glaubt der Anwalt nicht. Seine Mandanten, sagt er, seien einfache Männer, keine Fanatiker.



Video: Fiona Ehlers über ihre Recherche

spiegel.de/sp22018boot
oder in der App DER SPIEGEL



ILLUSTRATION: JAN FEINDT FÜR DER SPIEGEL

„Ich bin kein böser Mensch, bloß ein Schiffbrüchiger auf der Suche nach ein wenig Glück.“

Zur Vorbereitung seines Abschlussplädoyers hat Brancato den Film „Pi – Schiffbruch mit Tiger“ gesehen. Angenommen, Menschen seien tatsächlich ertrunken, könne es dann nicht sein, fragt er, dass die Zeugen all die Gewalt nur in ihrer Fantasie gesehen hätten, um besser mit dem Erlebten klarzukommen? Anders gefragt: Ist es nicht leichter, sogar menschlicher, an die Version mit Gott zu glauben – Männer töten im Namen Gottes? Als an die Version ohne Gott – Menschen werden zu Bestien, um nicht selbst zu sterben?

Es lasse sich wohl kein gottloserer Ort vorstellen als ein sinkendes Schiff auf hoher See. Dafür solle ein Gott verantwortlich gewesen sein – sogar zwei? Das glaube er nicht, sagt der Anwalt und lächelt fein.

Während im Hafen ein Rettungsschiff wieder einmal tausend Flüchtlinge ablädt, hält Brancato sein Plädoyer. Feufrig, in geschliffenen Worten, schildert er die dramatischen Stunden auf hoher See. Zerpflückt die Methode, mit der die Polizisten die mutmaßlichen Täter identifizierten, indem sie den erschöpften Passagieren immer wieder dieselbe Fotoauswahl vorgelegt hätten. Seziert das Vorgehen der Ermittlungsrichter, die Druck ausgeübt und stets dieselben dilettantischen Fragen gestellt hätten: „Wen haben Sie gesehen?“, „Wann war das genau?“, „Glauben Sie an Allah?“

Der Anwalt spricht von zwei Welten, die aufeinandergetroffen seien, zwei Sprachen, Englisch und Französisch, zwei Kulturen, die einander nicht verstünden.

Auch Brancato stellt Fragen: Was bedeutet es, dass unter den Zeugen ein Muslim ist und unter den Angeklagten ein Christ? Torpediere das nicht die Theorie eines Glaubenskrieges? Und warum geschahen die Taten ausschließlich nach Einbruch der Dunkelheit? Der Verteidiger plädiert auf Notwehr. Schlimme Dinge seien an Bord passiert, gewiss, aber für vorsätzliche Tötung oder den „Dschihad im Schlauchboot“ fehlten jegliche Beweise. Die Insassen seien am Ende ihrer Kräfte gewesen, jeder habe versucht, sich selbst zu retten. Das sei zwar fürchterlich, aber nicht strafbar.

In acht Fällen kommt das Gericht den Forderungen der Verteidigung nach. Freispruch. Seitdem verstecken sich die acht Freigelassenen, die in der Nacht nach Palermo gelaufen sind, bei Mönchen in einem Flüchtlingsheim. Um eine vorübergehende Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen, müssten sie auf die Polizeiwache von Palermo, vor diesem Besuch jedoch, sagt Anwalt Brancato, würden sie sich fürchten.

Sieben Angeklagte hingegen müssen im Gefängnis bleiben, 18 Jahre Haft wegen Totschlag. Weil sie dabei gesehen worden seien, wie sie im Boot Befehle gegeben,

gebissen, geschlagen und Menschen ins Meer gestoßen hätten. Seit zweieinhalb Jahren sitzen sie im Hochsicherheitsgefängnis, ihre Verzweiflung wächst. Seit klar ist, dass der Fall Anfang dieses Jahres in Berufung geht und die Staatsanwaltschaft dafür plädieren könnte, die Haft noch auf lebenslänglich zu erhöhen, bekommt Anwalt Brancato fast täglich handgeschriebene, flehende Briefe.

„Ich kann nicht mehr schlafen, ich bin außer mir vor Angst“, schreibt einer der Verurteilten. „Bitte lassen Sie uns nicht im Stich!“

„Ich habe niemanden über Bord gestoßen“, schreibt ein anderer. „Ich bin, Sie wissen das, Avvocato, kein böser Mensch, sondern bloß ein Schiffbrüchiger auf der Suche nach ein wenig Glück in Italien.“

Drei der sechs Zeugen leben weiterhin in Corleone hinter zugezogenen Gardinen, auch sie wirken wie eingesperrt. Auf ihnen lastet großer Druck. Gott, sagen sie, habe sie nicht umsonst gerettet. „Er erwartet, dass wir etwas machen aus unserem Leben.“ Das Urteil vom Frühjahr finden sie zu milde. „Eure Justiz ist so kompliziert“, sagt einer, „ich hatte mehr Gerechtigkeit erwartet, ich bin enttäuscht.“

Strafsache 7209/2015, das ist ein Fall, den man drehen und wenden und kaum lösen kann. Ein Fall, der nur Verlierer kennt. ■



Diktator Kim bei Besuch eines Technologiezentrums in Pjöngjang 2015: Computerangriffe als kostengünstige „Zauberwaffe“ für das Regime

Die Räuber

Nordkorea Die hochgerüstete Hackerarmee von Machthaber Kim plündert weltweit Banken und Bitcoin-Börsen – die Beute finanziert das Überleben des Regimes trotz Sanktionen. Und im Kriegsfall könnten die Cyberkrieger womöglich wichtige Infrastruktur im Ausland lahmlegen.

Kwak Kyoung Ju kämpft gegen Angreifer, die er nicht sehen kann. Sie lauern in der Weite des Cyberspace, ihre Attacken werden oft erst entdeckt, wenn es zu spät ist. Und doch empfindet er eine sonderbare Vertrautheit mit den Gegnern, fast so, als lebte er mit ihnen unter einem Dach. Kwak, 33, ist Cyberanaly-

tiker, er arbeitet beim Financial Security Institute nahe Seoul, einer Organisation, die südkoreanische Banken vor Hackern schützen soll. Kwaks Aufgabe ist es, ihre Spuren zu sichern und auszuwerten. Er sammelt sozusagen elektronische Fingerabdrücke, mit denen die Angreifer unfreiwillig etwas über sich verraten.

Über seine Tätigkeit, seinen Arbeitsplatz, seine Kunden und seine Kollegen gibt Kwak kaum Einzelheiten preis. Die Geheimhaltung hat gute Gründe: Kwak vergleicht sich selbst mit einem Fahnder, der Terroristen ausspäht, er will keine Hinweise liefern, wie dicht er ihnen auf den Fersen ist.



KCNA / REUTERS

Tagtäglich beobachtet Kwak Cyberattacken auf Banken in Südkorea, er hat Tausende Programmcodes analysiert. Für Laien sind sie nur Zeichensalat, aber Kwak liest sie wie eine Handschrift, die etwas über die Programmierer verrät. Und so hat er herausgefunden, dass die Hacker in einem ähnlichen Rhythmus arbeiten wie er selbst. Und dass sie immer raffinierter werden – und immer gefährlicher.

Kwak zeigt eine Computergrafik, die die Angriffe im Tagesverlauf abbildet. Morgens um neun Uhr starten die Attacken, mittags pausieren sie eine Stunde. Im Zeitraum von 17 bis 19 Uhr rauscht die Kurve erneut nach unten. „Anscheinend legen die Hacker Wert auf ausgeglichene Abendessen“, sagt Kwak. Danach nimmt die Aktivität

wieder zu; die Hacker arbeiten offenbar nach dem Essen weiter, bevor sie Feierabend machen. Die Kurve zeigt: Sie leben in derselben Zeitzone wie Kwak. Das ist nur eines von mehreren Indizien dafür, dass sein unsichtbarer Gegner aus Nordkorea kommt. Der Gegner, das ist: die Hackerarmee von Diktator Kim Jong Un.

„Die Attacken häufen sich“, sagt Kwak. Offiziell darf er über die Hacker aus Nordkorea nicht reden, daher sagt er lediglich: „Dieser Tage steckt dahinter meist Andariel.“ Andariel ist eine Dämonin aus dem beliebten Computerspiel „Diablo“, bei dem es darum geht, Monster zu bekämpfen – und es ist der Name einer nordkoreanischen Hackereinheit.

Immer dreister tummeln sich die Nordkoreaner im Netz des Südens. Und nicht nur da, auf der ganzen Welt schlagen sie zu, von Kalifornien bis Polen und Bangladesch. Offenbar unter dem Druck der Sanktionen, mit denen das Land zur Aufgabe seines Atom- und Raketenprogramms gebracht werden soll, greift der Norden verstärkt Banken und Bitcoin-Börsen an, um sich Einnahmen zu verschaffen. Bis zu eine Milliarde Dollar im Jahr könnte das Regime damit laut Schätzungen zusammenrauben.

Zwar hat sich die politische Lage auf der koreanischen Halbinsel ein wenig entspannt, seit Kim Jong Un dem Süden in seiner Neujahrsansprache angeboten hat, bilaterale Gespräche zu beginnen und Sportler aus dem Norden zu den Olympischen Winterspielen in Pyeongchang zu schicken. Doch die lukrativen Cyberangriffe gehen weiter.

Ausgerechnet Nordkorea. Dabei wurde es lange als technologisch rückständig verharmlöst, als Land mit gerade mal 1024 IP-Adressen, in dem die meisten der 25 Millionen Einwohner keinen Internetzugang haben. Als Mafiastaat, der sich mit eher altmodischen Methoden wie Geldfälscherei, Drogenhandel oder Waffenschmuggel die nötigen Devisen für sein Atomprogramm beschafft. Das Land schien zu arm, um als Cybermacht gefürchtet zu werden.

Doch inzwischen sind westliche Geheimdienste beunruhigt angesichts der Häufigkeit, mit der Kims Cyberkrieger weltweit Netzwerke von Regierungen, Banken und Firmen infiltrieren – und angesichts ihres technischen Know-how. Nordkorea mag zwar rückständig sein, aber es steckt enorm viel Energie und Ressourcen in die Ausbildung des Hackernachwuchses. Es bedroht die Welt nicht nur mit seinen Atomwaffen, immer deutlicher wird, dass das Land in der Lage wäre, kritische Infrastruktur anzugreifen – und damit das Wirtschaftsleben in Ländern wie Südkorea, Japan oder den USA teilweise lahmzulegen.

Ähnlich wie Atomwaffen bieten Hackerangriffe für das verarmte Land eine ver-

gleichsweise kostengünstige Möglichkeit, den technologischen Vorsprung Südkoreas und der USA bei konventionellen Waffensystemen wettzumachen. Als „Zauberwaffe“ soll Kim sie einmal bezeichnen haben.

Bereits in den Neunzigerjahren erkannte Kim Jong Il, der Vater des heutigen Machthabers, die Bedeutung dieser neuen Kriegsführung. Die ersten Nordkoreaner wurden nach China geschickt, um das Hacken zu lernen. Heute werden Jugendliche bereits in den Mittelschulen zu Hackern ausgebildet. „Weil sie keinen freien Zugang zum Internet haben, lernen sie sogar Teile komplizierter Programme oft auswendig“, sagt ein südkoreanischer Experte, mit hörbarem Respekt. Beim ICPC, dem Internationalen Programmierwettbewerb der Hochschulen, belegten Studenten der Kim-Chaek-Universität in Pjöngjang vordere Plätze.

Einer, der Kims Cyberspione mit ausbildete, ist Kim Heung Kwang, 57, einst Professor für Informatik. Er floh 2004 aus dem Norden, nachdem er mit CDs erwischt worden war, auf die er TV-Serien und E-Books aus Südkorea gebrannt hatte. Inzwischen hat er eine Organisation in Seoul gegründet, die nordkoreanische Intellektuelle unterstützt.

„Anfangs tüftelte der Norden vor allem daran, Codes zu knacken und an geheime Dokumente zu gelangen“, sagt Kim. Doch der heutige Diktator baue Cyberattacken zu einer mächtigen militärischen Waffe aus. „Sein Ziel ist es, im Ernstfall auch gegnerische Infrastruktur zerstören zu können, wie Kernkraftwerke oder Gaspipelines.“

Die Gefahr scheint real: Bereits vor gut drei Jahren drangen Hacker in die Computer von Korea Hydro & Nuclear Power ein, dem Betreiber der südkoreanischen Atomkraftwerke. Sie verübten zwar keine Sabotageakte, aber sie bewiesen, dass sie in der Lage wären, Chaos und Verunsicherung zu stiften. Das ist die alte Taktik, die das Regime von jeher verfolgt: den Gegner einzuschüchtern oder auszuschalten.

Südkorea ist für Kims Hacker besonders einfach zu durchdringen, nicht nur aus kulturellen und sprachlichen Gründen. Das Land verfügt über schnelles Internet und ist so vernetzt wie kaum eine andere Volkswirtschaft; fast alles wird digital verwaltet und gesteuert, von Abwasserkanälen über Atomkraftwerke bis zu Abwehrraketen. Das macht Südkorea zu einem leichten Ziel für Cyberterror.

Die vom Hackerjäger Kwak beobachtete Gruppe Andariel griff etwa im März 2017 63 Geldautomaten in Südkorea an. Die Hacker nutzten Schwachstellen in deren Software, um Kartendaten von rund 300 000 Kunden zu stehlen. Später sollen sie versucht haben, diese auf dem chinesischen Schwarzmarkt zu verkaufen.

Die Codes der Schadprogramme, welche die digitalen Geldräuber verwendeten,



YONHAP NEWS / DDP IMAGES

Mitarbeiter der Behörde für Internetsicherheit in Südkorea: Leichtes Ziel für Cyberspionage aus dem Norden

stützen den Verdacht, dass sie im Auftrag des Kim-Regimes in den Netzwerken des Südens unterwegs waren. Denn auffallend ähnliche forensische Spuren hatten sie bereits vor gut einem Jahr hinterlassen. Damals waren sie in das „Integrierte Datenzentrum“ des südkoreanischen Militärs eingedrungen. Dabei sollen sie 235 Gigabyte geheimer Daten abgeschöpft haben, das entspricht rund 15 Millionen bedruckten Seiten Papier.

In der virtuellen Diebesbeute befanden sich auch Pläne für den „Enthauptungsschlag“, mit dem das südkoreanische Militär und die USA im Kriegsfall die Führung in Pjöngjang ausschalten wollen. Ein peinlicher Vorfall, der sich bereits unter der Vorgängerregierung ereignet hatte, aber erst vor Kurzem bekannt wurde, weil ein Abgeordneter der regierenden Demokratischen Partei damit an die Öffentlichkeit ging. Auch Blaupausen für die Tragflächen des F-15-Kampfflajets, die in Südkorea gefertigt werden, sollen die Cyberspione erbeutet haben. Und der Daewoo-Werft, einem der wichtigsten südkoreanischen Rüstungsbetriebe, wurden Pläne zum Bau von Kriegsschiffen geraubt.

Die digitalen Angriffe des Nordens weiten sich längst zu einer globalen Gefahr aus. Dieser Tage findet kaum eine internationale Konferenz über Cybersicherheit statt, bei der Nordkorea nicht eine prominente Rolle spielt. Es gilt als „threat actor“, als eine der größten Bedrohungen im Cy-

berraum. Und es schließt auf zu anderen Cyber-Offensivmächten wie China und Russland.

Möglicherweise hat Nordkorea für seine offensiven Computeroperationen auch Schützenhilfe aus Iran bekommen, das vermuten zumindest westliche Geheimdienste. Die Belege sind vorwiegend technischer Natur – so gibt es etwa auffallende Ähnlichkeiten bei den eingesetzten Schadprogrammen. Zudem haben die beiden Länder 2012 eine weitreichende Technologie-Partnerschaft unterzeichnet.

Die Führung in Pjöngjang sei „alles andere als irre“, sagt Priscilla Moriuchi, eine amerikanische Nordkorea-Expertin. Sie beobachtet das isolierte Land für Recorded Future, eine US-Firma, die sich auf Daten-

Wie professionell und in welchem Maßstab Kims Onlinekrieger dabei vorgehen, zeigt eine Attacke auf polnische Banken vor etwas mehr als einem Jahr. Dabei hinterlegten sie einen Schadcode auf der Webseite der polnischen Finanzaufsicht. Wenn Bankenvertreter darauf zugriffen, konnten die Rechner ihrer Institute infiziert werden. Bei mehr als 20 Banken sei das geschehen, stellte die IT-Sicherheitsfirma Symantec später fest. Spuren derselben Schadsoftware fanden sich auch bei der US-Tochter der Deutschen Bank, der EZB sowie den Zentralbanken Mexikos, Venezuelas und Tschechiens.

Im vergangenen Herbst traf es dann Banken in Nepal und in Taiwan. Allein in Taiwan versuchten die Angreifer, rund 60 Mil-

Das Regime kompensiert seine Schwäche mit einer aggressiven asymmetrischen Kriegsführung.

analysen und Gefahrenvorhersagen spezialisiert hat. Dem Kim-Regime gehe es darum, das eigene Überleben zu sichern. Angesichts seiner ökonomischen Schwäche und der Defizite bei den konventionellen Waffen habe es sich für eine aggressive asymmetrische Kriegsführung entschieden.

Dazu gehören nicht nur Cyberspionage und Sabotageakte, sondern auch digitale Beutezüge.

lionen Dollar zu erbeuten. Die Methode und den verwendeten Code brachten Ermittler schnell mit den Angriffen in Polen in Verbindung – und mit dem bislang wohl spektakulärsten digitalen Bankraub der Geschichte, bei dem Anfang 2016 mehr als 81 Millionen Dollar bei der Zentralbank von Bangladesch gestohlen wurden. Beinahe wäre der Schaden noch erheblich höher gewesen; die Angreifer hatten versucht, mehr als 950 Millionen Dollar zu entwenden.



Computernutzer in Pjöngjang: Jugendliche werden bereits in den Mittelschulen zu Hackern ausgebildet

Als Türöffner benutzen die Hacker Schwachstellen in der Software des Swift-Transaktionssystems, an das über zehntausend Finanzinstitute weltweit angeschlossen sind. Swift galt lange als sicher, es sorgt normalerweise dafür, dass Banken reibungslos Geld rund um den Erdball transferieren können. Doch oft würden Institute gehackt, deren Software Schwachstellen aufweise, sagt ein Experte in Seoul – also die schwächsten Glieder im Netzwerk.

US-Ermittler und IT-Sicherheitsexperten bezichtigen Nordkorea dieses globalen Raubzugs. Ihre forensischen Analysen weisen auf eine gemeinsame Handschrift der äußerst aktiven Hacker hin. Sogar der Vizechef der sonst so verschwiegenen NSA erklärte im Frühjahr 2017 bei einer Sicherheitskonferenz ungewohnt offen, hier raube offenbar ein Staat Banken aus: „Das ist ein schwerwiegender Vorgang!“

Die Ermittler ziehen eine direkte Linie von den jüngsten Attacken zu dem spektakulären Hackerangriff auf das Filmstudio Sony Pictures von 2014. Damals legte eine Gruppe, die sich „Guardians of Peace“ nannte, die meisten Computer der Filmgesellschaft lahm. Sie stahl und verbreitete geschäftliche E-Mails und persönliche Daten von Angestellten im Internet, auch unveröffentlichte Filme und Projekte wurden online gestellt.

Die Hacker verlangten, dass Sony auf den Kinostart von „The Interview“ verzichte, einer Komödie, die von einem At-

tentat auf Kim Jong Un handelte. Der Sony-Angriff, für den der damalige Präsident Barack Obama ungewöhnlich schnell und deutlich Nordkorea verantwortlich machte, zeigte: Kims Hackern geht es nicht nur ums Geld, sie verfolgen auch politische und strategische Ziele.

Nach ähnlicher Methode wurden im selben Jahr auch die Computer des britischen Filmstudios Mammoth Screen gehackt. Die Firma wollte ein TV-Drama mit dem Titel „Opposite Number“ produzieren, es sollte von der Entführung eines Atomwissenschaftlers durch Nordkorea handeln.

Die Cyberkriminellen im Staatsdienst sind zudem als Lösegeldpresser im Netz unterwegs. Dabei verwenden sie sogenannte Ransomware. Die „WannaCry“-Attacke, die im Mai mehr als 200 000 Computer in rund 150 Ländern lahmlegte, gehört zu den bislang verheerendsten digitalen Erpressungen.

Kurz vor Weihnachten wies Tom Bossert, der Heimatschutzberater des Weißen Hauses, offiziell dem Kim-Regime die Verantwortung für WannaCry zu. Er machte auch öffentlich, dass Facebook und Microsoft direkt in US-Abwehraktionen gegen Nordkoreas Hacker involviert sind. Facebook habe demnach im Dezember Konten gelöscht, die für Cyberattacken genutzt worden seien; auch Microsoft habe Maßnahmen ergriffen, um Angriffe abzuwehren.

Bereits im Juni hatten US-Dienste darüber hinaus eine gemeinsame technische

Analyse des Heimatschutzministeriums und des FBI öffentlich gemacht, welche die genutzten Werkzeuge und die Infrastruktur direkt den „Cyberakteuren der nordkoreanischen Regierung“ zuschrieb. Für die US-Behörden war die Enthüllung kein einfacher Schritt, denn Kims Hacker hatten für WannaCry unter anderem eine Windows-Schwachstelle namens „Eternal Blue“ genutzt, die die NSA zuvor für eigene Angriffe gehortet hatte – und die ihr gestohlen und geleakt worden war. Für die NSA eine peinliche Schlappe.

Im Umgang mit Erpressungssoftware erkannten Kims Hacker früh den Wert von Kryptowährungen. Wie bei WannaCry wird das Lösegeld in der Regel in Bitcoin eingefordert – einer Währung, die lediglich digital existiert. Sie wird nicht über Banken gehandelt, sondern direkt zwischen den Teilnehmern hin- und hergeschickt. Für das Regime in Nordkorea sind Kryptowährungen ideal, um Sanktionen im traditionellen Finanzgewerbe zu umgehen. In jüngster Zeit umso mehr, da sich der Wert der Beute angesichts rasend steigender Bitcoin-Kurse vervielfacht hat.

Nordkoreas Cyberräuber versuchen deshalb auch auf anderen Wegen, an Bitcoins zu kommen: indem sie Bitcoin-Börsen hacken. In letzter Zeit wurden Cyberangriffe auf mehrere südkoreanische Unternehmen gemeldet, bei denen Kunden Bitcoin kaufen, verkaufen und lagern können. Bei einem Angriff, der Mitte Dezember 2017 be-



„WannaCry“-Nachricht, US-Regierungsberater Bossert
Geschätzt 7000 Cyberkrieger befehligt Nordkorea



KEVIN DIEZSCH / IMAGO / UPI PHOTO

kannt wurde, sollen die Hacker Bitcoin im Wert von mindestens sieben Millionen Dollar gestohlen haben – zwischenzeitlich hatte sich deren Wert durch Kursgewinne sogar auf 82 Millionen Dollar erhöht.

Die Geldwäsche mit Bitcoin werde immer raffinierter abgewickelt, sagt Choi Sang Myung, ein Cyberspezialist von Hauri, einem Hersteller von Antivirensoftware in Seoul. Erbeutete Bitcoin spalten die Hacker in winzige digitale Einheiten auf, so dass sie kaum aufzufinden sind. Oft sichten sie Bitcoin auch in andere Kryptowährungen wie etwa Ether um. Oder sie lagern erbeutetes Kryptogeld auf gesicherten Rechnern – wie in einem gepanzerten Tresor, an den niemand herankommt.

Nordkorea unterhält aber auch Serverfarmen im eigenen Land. Im vergangenen Frühjahr begann das Regime offenbar sogar, Bitcoins selbst herzustellen, wie die Experten von Recorded Future herausfanden. Neue Bitcoins werden durch kompli-

nach 2013 entstandene Einheit mit dem Namen „Büro 121“ hinter zahlreichen Cyberangriffen. Aber auch die Armee und die herrschende Arbeitspartei verfügen inzwischen über eigene Cybereinheiten.

Insgesamt befehligt der Norden bis zu 7000 Hacker, schätzen Experten des südkoreanischen Geheimdienstes.

Außerdem operierten die Angreifer vom Ausland aus, berichtet die US-Analystin Moriuchi. Viele junge Nordkoreaner würden inzwischen nicht mehr nur nach China, sondern darüber hinaus nach Indien, Malaysia oder Indonesien entsandt, um IT-nahe Fächer zu studieren. Aus diesen Ländern werden dann auch viele der Angriffe, die Geheimdienste weltweit Nordkorea zuschreiben, operativ gelenkt; ein Fünftel der Angriffe soll von Indien aus geführt werden.

Nordkoreanische Botschaften in Ländern wie Indien gelten als RGB-Stützpunkte für Attacken. Als 2013 südkoreanische Banken und Medien angegriffen wurden,

griffe teilweise geheim, sagt Abwehrspezialist Kwak.

Aus Sicht der nordkoreanischen Führung ist die Cyberoffensive ein voller Erfolg. In den kommenden Jahren dürfte sie daher unvermindert fortgeführt werden, schätzt James Lewis, der Kims Cyberkapazitäten für die Washingtoner Denkfabrik Center for Strategic and International Studies analysiert und die Obama-Regierung beraten hat. Indes hält er es für unwahrscheinlich, dass Nordkorea in der Lage sei, durch Cyberangriffe nachhaltige physische Schäden wie einen Blackout der Stromversorgung in den USA zu verursachen. Das Regime wäge bislang genau die Risiken ab; es vermeide alles, was eine Vergeltung der USA nach sich ziehen und das eigene Überleben infrage stellen könnte. Ein Angriff auf kritische US-Infrastruktur wäre eine extreme Provokation, die nicht unbeantwortet bleiben würde, so Lewis.

Sehr viel unmittelbarer fühlt sich die Gefahr dagegen in Südkorea an. Die Cyberwaffen könnten sich in den Händen des Kim-Regimes langfristig zu einer so potenten Bedrohung entwickeln wie das Atomprogramm, sagt Kim Seung Joo, der früher bei der staatlichen Korea Internet & Security Agency arbeitete und jetzt an der Korea-Universität in Seoul lehrt.

„Heutzutage werden Kriege mehr und mehr von Computern aus geführt“, sagt der Professor. Er verweist auf den Drohnenkrieg der USA, bei dem Offiziere von Computern in ihrer Heimat aus Angriffe in fernen Kriegsgebieten wie Afghanistan oder Somalia fliegen. Auch in Südkorea seien solche Hightechwaffen stationiert. Im Ernstfall hält er es für denkbar, dass Kims Hacker sich in die Computersysteme von Drohnen oder Raketen hacken und sie auf diese Weise in ihre Gewalt bringen.

Das wäre ein Horrorszenario, denn dann brauchte Diktator Kim keine eigenen Atomraketen mehr. Er könnte einfach mit den Waffen seiner Gegner Krieg führen.

Marcel Rosenbach, Wieland Wagner

„Bevor die Hacker nach Nordkorea zurückkehren, müssen sie 100 Millionen Dollar erbeutet haben.“

zierte digitale Rechenvorgänge produziert, ein Vorgang, der als „mining“, also Schürfen, bezeichnet wird. Das digitale Schürfen erfordert einen hohen technischen Aufwand – und Unmengen Strom. Da selbst in der Hauptstadt Pjöngjang oft ganze Viertel nur stundenweise oder gar nicht mit Strom versorgt werden, kann der Auftrag für die Bitcoin-Produktion nur von staatlichen Stellen erteilt werden sein.

Die Strippenzieher des nordkoreanischen Cyberkriegs sitzen nach Einschätzung von US-Experten beim Geheimdienst, dem „Reconnaissance General Bureau“ (RGB). Satellitenbilder des Hauptquartiers „für südliche Operationen“ an einer Schnellstraße in Pjöngjang zeigen eine Ansammlung grauer Hochhauskomplexe. US-Experten vermuten die jüngste,

wurden die Spuren später ins chinesische Shenyang zurückverfolgt, wo zahlreiche nordkoreanische Firmen lange Zeit ihre Niederlassungen hatten.

Kims Cyberspione greifen meist in kleinen Teams an. Sie überwachen sich gegenseitig und stehen unter hohem Erfolgsdruck. „Bevor sie in ihre Heimat zurückkehren, müssen sie mindestens 100 Millionen Dollar beschafft haben“, sagt ein südkoreanischer Experte. Wie viel die Nordkoreaner tatsächlich erbeuten, lässt sich allerdings letztendlich nicht seriös beziffern. Längst nicht alle betroffenen Unternehmen und Behörden geben bekannt, dass sie gehackt worden sind – auch weil das oft erst durch peinliche Sicherheitslücken ermöglicht wurde. Ebenso halte man aus ermittlungstaktischen Gründen An-

Geschwindigkeiten im Wintersport



Skilanglauf



über 30 km/h



Shorttrack



bis etwa 50 km/h



Eisschnelllauf



bis etwa 60 km/h



Skeleton



bis etwa 145 km/h



Rodeln



bis etwa 150 km/h



Bob



bis etwa 150 km/h



Skiabfahrt



bis etwa 150 km/h



Speedski



über 200 km/h
offizieller Weltrekord: 254,96 km/h

Wintersport Stresstests

Zwei der besten deutschen Slalomfahrer sind mit gerissenen Kreuzbändern monatelang aus dem Rennen. In diesem Winter gab es zudem schon zwei tote Skiabfahrer. Viele Wintersportarten verlangen vom menschlichen Körper physische und psychische Höchstleistungen. Und manchmal gehen die Belastungen weit über das hinaus, was die Bänder, Knochen und Sehnen aushalten oder die Sinne verarbeiten können. In der Skiabfahrt, aber auch beim Skeleton, Rodeln und Bob erreichen die Sportler ein Tempo, das über die Richtgeschwindigkeit auf deutschen Autobahnen hinausgeht – und die Sportler tragen keinen Sicherheitsgurt.



Magische Momente

„Die Fans feierten, bis es kein Bier mehr gab“

Abstieg, Aufstieg, Meister! **Martin Wagner**, 49, über das Fußballwunder des 1. FC Kaiserslautern in der Saison 1997/98

SPIEGEL: Vor 20 Jahren wurden Sie als Aufsteiger mit dem 1. FC Kaiserslautern Herbstmeister. Wie war dieser Durchmarsch möglich?

Wagner: Wir waren kein normaler Aufsteiger. Im Kader standen neben mir weitere Nationalspieler, und mit Otto Rehhagel hatten wir den perfekten Trainer.

SPIEGEL: Wieso waren so viele Topspieler mit dem 1. FC durch die 2. Liga gegangen?

Wagner: Wir betrachteten den Abstieg als Ausrutscher. Das Motto der ganzen Region war: Jetzt erst recht! Direkt nach dem Abstieg wurden wir Pokalsieger, und es war genug Geld in der Vereinskasse. Ich war der Erste, der versprach, in Lautern zu bleiben. Vor Freude lud mich Fritz Walter zur goldenen Hochzeit ein.

SPIEGEL: Gab es in der Mannschaft ein Erfolgsgeheimnis?

Wagner: Wir waren ein verschworener Haufen aus

gestandenen Profis und Ausnahmetalenten wie Michael Ballack. Als wir zum Saisonauftakt die Bayern schlugen, sagte Rehhagel: „Wer in München gewinnt, kann überall gewinnen.“ Diese Einstellung haben wir verinnerlicht.

SPIEGEL: Vor der Winterpause gewannen Sie auch auf dem

Betzenberg gegen München. Glaubten Sie an den Titel?

Wagner: Wir wussten, dass die Bayern auf die Revanche brannten. Trotzdem gelang uns ein tolles 2:0. So hatten wir sieben Punkte Vorsprung. Aber wir waren nicht grün hinter den Ohren. Alle wussten, dass noch ein weiterer Weg vor uns lag.



Wagner, Sforza bei Meisterfeier auf Lkw im Mai 1998

SPIEGEL: Was waren die Höhepunkte der Rückrunde?

Wagner: Wir holten viele Punkte erst in der Schlussphase. Am spektakulärsten war wohl unser Sieg gegen Gladbach. Wir lagen 0:2 hinten, dann machte unser Fußballgott Olaf Marschall noch drei Tore. Das 3:2 mit dem allerletzten Angriff.

SPIEGEL: Am vorletzten Spieltag war der Titel perfekt. Wie feierten Sie?

Wagner: Die Fans feierten, bis es in der Stadt kein Bier mehr gab. Unsere Meisterfahrt durch die Menge werde ich nie vergessen. Ciriaco Sforza und ich saßen mit Trommeln auf dem Führerhaus eines Lkw, die anderen tanzten auf der Ladefläche.

SPIEGEL: Haben Sie eine Meisterprämie kassiert?

Wagner: Nein. Wir waren nicht auf die Idee gekommen, eine auszuhandeln. pk



STEFFEN ROTH / DER SPIEGEL

„So, Kretzsche, und jetze?“

SPIEGEL-Gespräch Der ehemalige Nationalspieler Stefan Kretzschmar über die bevorstehende Europameisterschaft und die mangelhafte Vermarktung des Handballs

Kretzschmar, 44, spielte zwischen 1993 und 2004 für die deutsche Nationalmannschaft und warf in 218 Länderspielen 821 Tore. Bei Olympia 2004 in Athen gewann er die Silbermedaille. Der gebürtige Leipziger arbeitet heute als Kommentator für das Fernsehen.

SPIEGEL: Handball ist eine urdeutsche Sportart. Fragt man aber auf der Straße, wann die nächste Europameisterschaft ist, wissen das nur wenige. Warum ist das so?

Kretzschmar: Unsere Sportart ist sehr inflationär. Es gibt jedes Jahr ein Highlight, alle vier Jahre mit Olympia und der EM sogar zwei Höhepunkte. Das schmälert die Bedeutung des einzelnen Ereignisses. Du kannst die Leute auch fragen: Wer ist gerade Bundestrainer? Da sagen 50 Prozent: Heiner Brand. Der ist seit sieben Jahren nicht mehr im Amt. Und mir gratulieren 80 Prozent noch zum WM-Titel 2007. Da war ich gar nicht dabei.

SPIEGEL: Fußball hat das Problem nicht.

Kretzschmar: Wir sind eine Randsportart, da müssen wir uns nichts vormachen. Keine Sportart in Deutschland darf den Fehler machen, sich mit Fußball zu vergleichen. Dort kennt sich jeder irgendwie aus, das hat jeder mal auf irgendeinem Bolzplatz gespielt, die einzig strittige Regel ist Abseits. Handball ist da spezieller. Du brauchst immer eine Mannschaft, eine Halle. Da kann man beim Zugucken auch nicht immer rumgrölen, sondern muss sich schon ein wenig konzentrieren. Und uns fehlt natürlich die Stadionatmosphäre, die zusammenschweiß. Die mögen die Deutschen.

SPIEGEL: Wie viele Handballfans gibt es hierzulande?

Kretzschmar: Die Nationalmannschaft ist das Zugpferd. Wenn es Richtung EM-Finale geht, und dazu hat die jetzige Mannschaft das Zeug, kriegen wir wieder 13, 14, 15 Millionen vor die Bildschirme. In der Bundesliga sind die Hallen gut gefüllt, die Popularität ist in Ordnung. Aber das ist natürlich unsere große Herausforderung: die Attraktivität der Liga zu steigern.

SPIEGEL: Woran scheitert das bislang?

Kretzschmar: Wir haben seit Jahren keinen neuen Hero hervorgebracht. So einen wie Dirk Nowitzki im Basketball. Wir kriegen keine Personen transportiert, mit denen die Leute und die Kids sich identifizieren können, die sonst eigentlich mit Handball nichts am Hut haben. Wir haben hübsche Jungs, für die Mädchen auf Instagram

schwärmen. Aber es fehlt uns an Typen mit dem Zeug zum Superstar.

SPIEGEL: Was braucht man dafür?

Kretzschmar: Eine gewisse Aura, eine Persönlichkeit. Man muss was zu erzählen haben, und zwar mehr als seine Handballhistorie. Ein Social-Media-Auftritt und eine Meinung, gern eine politische, wären auch nicht schlecht. Ganz wichtig ist es auch, Lust auf sportübergreifende Formate im Fernsehen zu haben und sich dort zumindest provokant zu verkaufen.

SPIEGEL: Sind Handballer also eher Langweiler?

Kretzschmar: Wir haben schon eher realistische Jungs, die für ihren Sport leben und darüber hinaus keine großen Ansprüche haben. Die sind trotzdem cool, aber nicht locker vor der Kamera. Mich fragen Showproduzenten manchmal, wen sie einladen können. Die Antwort ist schwierig. Es gibt schon den einen oder anderen lustigen

„Handball war eine absolute Machosportart – du warst raus, wenn du Apfelschorle bestellt hast.“

Typ, aber die bei ProSieben in einer Show? Da kommt der Produzent danach und sagt: So, Kretzsche, und jetze? Schönes Eigentor hast du uns da geschossen.

SPIEGEL: Was hilft gegen diese Kamerascheu – Medientraining?

Kretzschmar: Ich finde, Medientraining ist der Anfang vom Ende. Wir haben gerade das ganze Sky-Paket mit einer Konferenz am Sonntag, dem Topspiel und einem Highlight-Magazin am Abend. Wir machen relativ viele Homestorys. Man dreht einen halben Tag, und da kriegen die Leute schon ein Bild, dass das gute Jungs sind. Nun brauchten wir noch ein paar in den großen Samstagabendformaten. Andy Wolff hat das nach der letzten EM schon ganz gut gemacht. Das hat aber nicht lange gehalten.

SPIEGEL: Bis vor Kurzem hatten Sie eine Talkshow auf Sky. Warum wurde sie plötzlich abgesetzt?

Kretzschmar: Da müssen Sie den Sender fragen.

SPIEGEL: Belegt es, dass die Deutschen sich nicht für Handball erwärmen können?

Kretzschmar: Da müssen Sie den Sender fragen.

SPIEGEL: Und wie stehen Sie zu dieser Entscheidung?

Kretzschmar: Ich finde es schade für den Handball. Da wurde eine Chance vertan. Vielleicht müssen wir uns alle fragen, ob wir zusammen alles geben für unseren Sport oder ob am Ende jeder nur an sich denkt. Die persönlichen Rückmeldungen auf die Show waren gut, aber hat jeder Verein auch alles investiert und seine Kanäle genutzt, um das Produkt Handball auf Sky ordentlich zu promoten? Ich denke, da liegt noch viel Potenzial brach.

SPIEGEL: Wie reagiert denn die Mannschaft, wenn einer den Kopf rausstreckt?

Kretzschmar: Natürlich, sobald einer einen kleinen Superstar-Status hat, gucken einige argwöhnisch. Bei Olympia in Sydney 2000 beispielsweise, als ich im Viertelfinale den letzten Wurf vergeigt habe und Spanien weiter war, da waren auch viele froh, mich mal ganz unten zu sehen.

SPIEGEL: Wie sah dieses „Unten“ aus?

Kretzschmar: Das ist eine schwierige Frage, da sie sehr komplex ist. Du musst dir folgendes Szenario vorstellen: Diese deutsche Nationalmannschaft damals war die beste, die es je gab. Hätten wir die Spanier geschlagen, wären wir Olympiasieger geworden. Wir haben hoch geführt, dann kamen die ran, und es war klar, wenn meine Jungs mich freikriegen, geben sie mir den letzten Ball. Und so war es auch: Kurz vor Ende komme ich frei zum Wurf, gucke, was der Torwart macht, sehe, er nimmt das Bein hoch, ich werfe ihm durch die Beine, der Ball geht ins Tor, ach nein, doch nicht, Latte, raus. Die kriegen den Gegenstoß, und Sekunden vor Schluss macht ein Spanier das Tor, und wir sind raus.

SPIEGEL: Und dann?

Kretzschmar: Siehst du, wie 15 Männer zusammenbrechen und weinen wie kleine Kinder. Olympische Spiele, vier Jahre hast du darauf hingearbeitet. Und dann kommst du in die Kabine, und da liegt deine ganze Mannschaft auf dem Boden und heult. Da fühlst du dich natürlich schuldig. Weil du deine Jungs enttäuscht hast. (Pause) Das war so ein traumatisches Erlebnis, davon träume ich heute noch.

SPIEGEL: Wie sind Sie als Team damit umgegangen?

Kretzschmar: So, wie Handballer damit umgehen: Wir haben uns die Lichter ausgeschossen. In einer ganz ekligen verruchten

Eckkneipe mit irgendwelchen Locals. Die Bar haben wir vernichtet.

SPIEGEL: Und wie haben Sie persönlich das verarbeitet?

Kretzschmar: Ich habe mich jahrelang geißelt, das aber mit mir ausgemacht. Handball war der absolute Machosport. Dass du ein harter Kerl bist, musstest du deinem Gegner suggerieren, aber auch deinen Teamkollegen. Da hat man nicht über Probleme gesprochen oder so. Das war noch eine andere Mannschaftskultur.

SPIEGEL: Wie sieht sie heute aus?

Kretzschmar: Die individuellen Eigenheiten werden viel mehr akzeptiert. Damals warst du schon raus, wenn du abends Apfelschokolade bestellt hast. Es wird auch in der Freizeit nicht mehr so viel miteinander unternommen. Heute fahren die meisten nach dem Spiel nach Hause. Und auf die Mannschaftsfahrt nach Malle kommen vielleicht drei Leute mit.

SPIEGEL: Hat dieser Kulturwandel auch das Spiel verändert?

Kretzschmar: Ja, auch das ist längst nicht mehr so hart. In den Achtzigern wusstest du, wenn du einen foulst, kriegst du im nächsten Angriff einen in die Fresse. Wenn du gegen Essen gespielt hast, dann war da Piet Krebs, und da war klar: Jetzt tut's weh. Jede Mannschaft hatte so einen Drecksack. Diese Mentalität hat sich sehr geändert.

SPIEGEL: Warum hat es der Handball eigentlich nie in die Metropolen geschafft?

Kretzschmar: Das wird jetzt kommen. Berlin, Stuttgart und Mannheim zeigen, wie es geht. Vereine mit überschaubarem Budget und



Kretzschmar beim SPIEGEL-Gespräch*
„Die Lichter ausgeschossen“

überschaubaren Zuschauerzahlen müssen sich dann etwas einfallen lassen, um ökonomisch den Anschluss nicht zu verlieren.

SPIEGEL: Was sollen die Ihrer Meinung nach tun?

Kretzschmar: Sich zusammenschließen, auch wenn das für die Fans erst mal schmerzhaft ist. Nehmen wir etwa Lemgo, Minden und Nettelstedt in Ostwestfalen. Die sollten einen Verein gründen und in Halle im Gerry-Weber-Stadion spielen. Das ist deren einzige Chance, dass sie mal wieder ganz oben angreifen können.

SPIEGEL: Wo liegen derzeit die Gehälter für die Spieler?

Kretzschmar: Ich würde sagen, durchschnittlich so bei 3000 bis 4000 Euro netto im Monat. Die meisten Spieler haben ein Dualleben, bauen sich eine Karriere auf oder

* Mit den Redakteuren Antje Windmann und Udo Ludwig in Wandlitz bei Berlin.

finanzieren sich mit dem Sport ein Studium. Als Handballer hast du ja nicht ausgesorgt, wenn du aufhörst.

SPIEGEL: Sie haben Ihre Karriere mit 34 Jahren beendet. Was war der Grund?

Kretzschmar: Ich hatte von jetzt auf gleich eine tiefe Abneigung gegen das Spiel. Ich wollte nicht noch zwei Jahre lang morgens mit kurzen Hosen in der Halle stehen, jedes Wochenende zu Spielen fahren. Ich wollte raus aus diesem Hamsterrad, frei sein. Deshalb habe ich ein Jahr vor Vertragsablauf aufgehört.

SPIEGEL: Haben Sie Ihre Karriere gesund überstanden?

Kretzschmar: Ja, schon. Ich brauche bestimmt mal ein künstliches Knie irgendwann, das macht mir manchmal zu schaffen. Andererseits, ich kenne keinen aus der Generation über mir, der nicht ein künstliches Knie oder eine künstliche Hüfte hätte. Überrascht hat das aber keinen. Bei dem Sport leiden die Knochen.

SPIEGEL: Zurzeit wird heftig darüber diskutiert, ob mit der Reform der Champions League die Belastung der Handballer noch weiter zunimmt. Wie sehen Sie das?

Kretzschmar: Diese Neuformierung ist von der Anzahl der Spiele für deutsche Spieler tödlich. Zumindest für die Spieler, die Nationalmannschaft, Champions League und Bundesliga spielen. Im olympischen Jahr sind die dann bei fast 100 Spielen. Das ist Wahnsinn.

SPIEGEL: Wie ging es nach Ihrem Karriereende weiter?

Kretzschmar: Das war eine wahnsinnig große Herausforderung. Plötzlich wachst du

Reicher Talentepool

Handballbundestrainer Christian Prokop, der den Isländer Dagur Sigurdsson abgelöst hat, kann ähnlich wie sein Fußballkollege Joachim Löw auf einen beachtlichen Pool an hoch talentierten Nachwuchsspielern bauen. Sie machen die deutsche Mannschaft zu einer der stärksten der Welt – auf lange Sicht.

Auch der Handballverband hat seine Nachwuchsausbildung reformiert. Seit 2007 gibt es ein sogenanntes Jugendzertifikat, das an Klubs verliehen wird, die ihren Nachwuchs optimal fördern und zu Spitzenspielern entwickeln. Jeder Bundesligist ist verpflichtet, eine entsprechende Jugendabteilung zu haben. Wer sich nicht daran hält, muss ein Prozent seines Etats Strafe zahlen.

Besonders im Rückraum haben sich die Stars von morgen bereits warm geworfen. Julius Kühn (Melsungen) und Paul Druh (Füchse Berlin) haben bei internationalen Turnieren schon bewiesen, dass sie in die Weltklasse vordringen. Dazu kommen jetzt noch Philipp Weber (Leipzig) und der erst 20-jährige Marian Michalczik (Minden).

Der Erfolg der Jungen hat auch damit zu tun, dass sie inzwischen in der Bundesliga die Schlüsselpositionen einnehmen. Dort sind sie jahrelang nicht zum Zug gekommen, weil die Vereine auf Spieler aus dem Ausland setzten.



Nationalspieler Michalczik (M.)

auf und musst zum ersten Mal selber entscheiden, was du nun machst. Das hat dir vorher immer der Verein abgenommen. Ich wurde dann Sportdirektor in Magdeburg. Leider hat sich mein Gehalt plötzlich gedrittelt, obwohl meine Ausgaben gleich geblieben sind. Das war nicht ohne.

SPIEGEL: Waren Sie damals pleite?

Kretzschmar: Pleite nicht, aber ich hatte Zeiten, in denen es mir nicht so gut ging.

SPIEGEL: Hatten Sie kein Management?

Kretzschmar: Doch. Denen habe ich sogar Post zum Aufmachen weitergeleitet, denn ich wollte mit nichts etwas zu tun haben. Ich war zu leichtgläubig und gutgläubig, denke ich. Aber was soll's. Ich bin niemand, der Dingen nachweint. Seit drei, vier Jahren weiß ich, was ich verdiene und wie ich mit dem Geld verantwortungsvoll umgehe.

SPIEGEL: Was ist da passiert?

Kretzschmar: Mein Management hat mir damals gekündigt. Mein Vertrag bei Sport1 war ausgelaufen, und ich war noch nicht bei Sky. Ich hatte versucht, dass mein Management trotzdem weitermacht, weil ich es wahnsinnig beängstigt und schlimm fand, mich plötzlich um alles allein zu kümmern. So war es dann aber. Heute, drei Jahre später, finde ich es mega. Und es geht mir finanziell besser als je zuvor.

SPIEGEL: Warum ist aus Ihnen nie ein einflussreicher Funktionär geworden?

Kretzschmar: Pädagogisch bin ich dazu nicht in der Lage. Als Sportdirektor in Magdeburg musste ich jeden Montag dem Aufsichtsrat über das Sonntagsspiel Rapport ablegen: dem Chef der Wohnungsbaugesellschaft, dem Chef der Stadtwerke, den Hauptsponsoren eben. Du kannst dir nicht vorstellen, was für Fragen du da beantworten musst. Am Ende wurde ich dann enteiert: Mir wurde ein Präsident vor die Nase gesetzt, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat. Ich habe dann freiwillig hingeschmissen. Das ist einfach nicht meine Welt.

SPIEGEL: Woran hapert es, wenn es darum geht, den Sport voranzubringen?

Kretzschmar: Alle Klubmanager sind sich einig, dass sie zusammenhalten müssen, wenn sie was bewegen wollen. Aber allein das Durchsetzen eines einheitlichen Hallenbodens, was für uns in der medialen Darstellung wahnsinnig wichtig ist, das hat Jahre gedauert. Weil viele kleinkariert sind und natürlich keiner Werbeaufkleber vom Spielfeld nehmen wollte, die sind ja eine entscheidende Einnahmequelle.

SPIEGEL: Haben Sie noch ein Beispiel?

Kretzschmar: Die digitale Bandenwerbung. Erklär das mal, dass die jeder haben muss. Es gibt immer noch Hallen in Deutschland, da werden vor jedem Spiel die Werbebanner auf Sperrholz getackert.

SPIEGEL: Herr Kretzschmar, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Mail: udo.ludwig@spiegel.de, antje.windmann@spiegel.de

Für SPIEGEL-Abonnenten: Digital-Upgrade nur € 0,50.

Jetzt
4 Wochen
gratis
testen



- ✓ Ohne Verpflichtung lesen
- ✓ Bereits ab freitags 18 Uhr
- ✓ Auch offline lesbar
- ✓ Auf bis zu 5 Geräten
- ✓ Inklusive SPIEGEL DAILY – Die neue digitale Tageszeitung

Ja, ich möchte den SPIEGEL digital testen!

Ich lese 4 Wochen den SPIEGEL digital kostenlos, danach als SPIEGEL-Abonnent für nur € 0,50 statt € 4,10 pro Ausgabe. Ich gehe keine Verpflichtung ein, denn ich kann jederzeit zur nächsterreichbaren Ausgabe kündigen.

Einfach jetzt anfordern:

 abo.spiegel.de/upgrade



Totenstadt

Har Hamenuchot ist der größte jüdische Friedhof im Westen Jerusalems. Wachsen kann er vor allem noch in eine Richtung – nach unten. Auf drei Etagen entsteht derzeit unter der Begräbnisstätte eine moderne Katakombe. In dem gewaltigen Tunnelsystem mitsamt Lift- und Klimaanlage sollen dereinst bis zu 22 000 Verstorbene bestattet werden können – und zwar deutlich günstiger und platzsparender als an der Oberfläche.



Analyse

Zahl der abgestürzten Jets: 0

Fliegen ist so sicher wie nie. Aber wie lange noch?

Für die zivile Luftfahrt war 2017 ein bemerkenswertes Jahr. Zum ersten Mal seit Beginn des Jetzeitalters vor über sechs Jahrzehnten ist kein einziger kommerzieller Passagierjet abgestürzt. Es hat dennoch einige Crashes gegeben – fünf von kleineren Propellermaschinen und fünf von Frachtfliegern. Insgesamt kamen dabei 79 Menschen ums Leben, 35 davon am Boden. Natürlich ist auch das zu viel, aber zweistellig war die Zahl der Todesopfer der modernen Luftfahrt vorher noch nie.

Bleibt das nun so? Wohl kaum. Die Branche hat unbestreitbar große Verdienste um die Sicherheit, ihre Unfallrate tendiert seit 20 Jahren nach unten. Aber sie hatte 2017 auch einfach Glück. Am 7. Juli zum Beispiel hat zur Jahrhundertkatastrophe nicht viel gefehlt. Kurz vor Mitternacht flog ein A320 von Air Canada nicht die Landebahn des Flughafens von San Francisco an, sondern einen Rollweg. Dort warteten

in diesem Moment vier große, voll betankte Passagierjets auf ihre Startfreigabe. Als die wahrscheinlich übermüdeten Piloten des A320 die Situation erkannten und durchstarteten, überflogen sie eine der stehenden Maschinen mit wenigen Metern Abstand. Hätten sie nur drei Sekunden später reagiert, wäre es zu einem Inferno gekommen mit wahrscheinlich Hunderten Toten. Wohl und Wehe liegen in der Fliegerei und ihren Statistiken bisweilen eng beieinander.

Übermüdung im Cockpit wird auch 2018 eine Rolle spielen. Die Bedrohung durch Terroristen bleibt bestehen, Angriffe mit Drohnen sind zu befürchten. Erfahrene Piloten sind Mangelware, während die Zahl der Flugzeuge weiter steigt und die Lufträume immer enger werden. Mehr als 630 000 Flugzeugführer müssen in den nächsten 20 Jahren weltweit ausgebildet werden. Wie das gehen soll, ohne dass die Flugsicherheit dabei leidet, weiß wohl noch niemand so genau. Marco Evers

Homöopathie „Es geht um Menschenleben“

Der emeritierte Professor für Komplementärmedizin **Edzard Ernst**, 69, über die Verletzung ethischer Prinzipien durch alternative Heiler

SPIEGEL: In Ihrem neuen Buch bezeichnen Sie Alternativmediziner und Heilpraktiker als unethisch. Ist das nicht übertrieben?

Ernst: Keineswegs! Die Medizin unterliegt nun mal einer besonders strengen Ethik, schließlich geht es um Menschenleben. Nehmen Sie nur das Beispiel von Steve Jobs ...

SPIEGEL: ... dem verstorbenen Apple-Mitgründer.

Ernst: Er litt an einem Bauchspeicheldrüsentumor, der im Frühstadium noch gut behandelbar gewesen wäre. Doch er wählte zunächst eine alternativmedizinische Therapie. Der Tumor wuchs deshalb ungebremst weiter, am Ende ist Jobs gestorben. Eine Therapie anzubieten, die einem Kranken nicht hilft oder ihn



FLORIAN GENEZOTKY

Ernst

sogar umbringt, ist zweifelsohne zutiefst unethisch.

SPIEGEL: Sind derart schlimme Vorkommnisse wie bei Jobs nicht die Ausnahme?

Ernst: Die Folgen und Nebenwirkungen der Alternativmedizin werden nirgendwo systematisch erfasst; aber ich bin sicher, sie sind keine Seltenheit, denn es gibt eine überwältigende Menge von Fehlinformationen im Netz. Zum Suchbegriff „alternative medicine“ finden sich rund 40 Millionen Treffer – und ich schätze, dass über 90 Prozent davon gefährliche Scharlatanerie propagieren.

SPIEGEL: Wenn sie harmlos wäre, würden Sie Alternativmedizin dann immer noch als unethisch bezeichnen?

Ernst: Ja, denn unsere Kritik geht viel weiter. Ein wichtiges ethisches Prinzip in der Medizin ist das informierte Einverständnis des Patienten – und Alternativmedizin funktioniert nur, indem man dieses Prinzip verletzt.

SPIEGEL: Inwiefern?

Ernst: Für ein informiertes Einverständnis muss der Arzt dem Patienten die wissenschaftlichen Grundlagen der Therapie erklären. Wenn man das auf die Homöopathie übertragen würde, müsste der Behandler dem Patienten sagen: „Studien zeigen eindeutig, dass Homöopathie nicht hilft.“ Das macht aber natürlich niemand. Alternativmedizin ohne wissenschaftliche Grundlage ist also *immer* unethisch – und sollte deshalb unter keinen Umständen praktiziert werden. vh

Edzard Ernst, Kevin Smith: „More Harm than Good? The Moral Maze of Complementary and Alternative Medicine“. Springer; 224 Seiten.

Gadgets Weniger ist mehr

Smartphone, Tablet, Spielkonsole, Flachbildfernseher: Gefühl ist der heimische Gerätezoo in jüngster Zeit explosionsartig angewachsen. Doch die Wirklichkeit sieht anders aus. Laut einer Studie von Fraunhofer USA, einem Ableger der deutschen Forschungsorganisation, nimmt die Zahl der Gadgets zumindest in den US-Haushalten schon wieder ab – unter anderem, weil das Tablet den Trend zum Dritt- und Viertfernseher gestoppt hat. Alle Amerikaner zusammen nutzen 2017 insgesamt 3,4 Milliarden Einzelgeräte, 2013 waren es noch 3,8 Milliarden. Weil neue Geräte energieeffizienter arbeiten als alte, ist der Stromverbrauch der privaten Unterhaltungselektronik gesunken – gegenüber dem Jahr 2010 um 25 Prozent. me



SANDY HUFFAKER / AFP

Shoppende US-Konsumenten

Fußnote

30

neuartige Riesenstaubsauger will die niederländische Stadt Eindhoven vor einem zentralen Parkhaus errichten. Die Geräte sollen dreckige Stadtluft filtern und von Ruß und Feinstaub befreien. In dem zunächst auf vier Monate angelegten Experiment werden Forscher die Luftqualität in weiten Teilen der Stadt genau untersuchen. Sie vermuten, dass die Filtermaschinen die Atemluft im Zentrum deutlich verbessern können.

COURTESY ROLZUR / SIPA / ACTION PRESS



Leopard im Sanjay-Gandhi-Nationalpark

Der Großstadtdschungel

Wildnis In der indischen Metropole Mumbai leben so viele Leoparden auf engem Raum wie nirgendwo sonst auf der Welt. Dennoch fordert niemand den Abschuss – ein Lehrbeispiel, wie Mensch und Raubtier gut miteinander auskommen können.

Durch eine Stadt mit mehr als zwölf Millionen Einwohnern schleicht ein Raubtier. Lautlos betritt es die Lobby eines Wohngebäudes, das Opfer hört seinen Angreifer nicht kommen. Ein Schatten, ein Biss, ein Jaulen. Langsam schleift der Leopard seine Beute davon.

Der Hund hatte keine Chance. Eine Videokamera hat die Szene gefilmt. So einmalig die Aufnahme wirkt – sie ist es nicht. Der Leopard ist kein Fremdkörper hier. Die Einfahrten von Luxusapartments, Bürgersteige und auch diese Eingangshalle eines Wohn-

komplexes, all das gehört zu seinem Revier.

Die indische Metropole Mumbai ist ein Ort der Extreme: Sie ist Indiens reichste Stadt, und sie beherbergt zugleich einen der größten Slums Asiens. Hier leben Millionen Menschen auf engstem



NATIONAL GEOGRAPHIC / GETTY IMAGES

ginnt und endet. Sie führt zwischen Bambussen hindurch, an Teakbäumen und an uralten buddhistischen Höhlen vorbei. Rohrkatzen leben hier, Mangusten und der Muntjak, auch bellender Hirsch genannt, weil er so klingt wie ein Hund.

Der Nationalpark ist 30-mal so groß wie der New Yorker Central Park und 50-mal so groß wie der Berliner Tiergarten. Dies ist kein Stadtpark, sondern ein Dschungel inmitten einer der größten Städte der Welt.

Von hier stammt ein Foto, das ein kräftiges Leopardenmännchen zeigt, hinter ihm die Lichter der Stadt. Es ist ein seltsamer Anblick, weil auf dem Bild zwei Welten aufeinanderstoßen, die sich scheinbar ausschließen: die Stadt und die Wildnis.

In Wahrheit geht es den Leoparden prächtig in Mumbai. Insgesamt 40 Tiere sind hier heimisch, vor zwei Jahren waren es noch 35. Den Park umgibt eine Mauer, die aber viel zu niedrig ist, um einen Leoparden aufzuhalten. Videos zeigen, wie die Katzen leichtfüßig heraufspringen und dann lautlos in den Gassen der Stadt verschwinden.

Es ist kein Mangel, der die Tiere aus dem Park treibt; der Überfluss an Beute in der Stadt lockt sie an: streunende Hunde, verwilderte Hausschweine und Katzen. Mumbai ist ein Paradies für Leoparden, perfekte Jäger, die sich noch an fast jede Widrigkeit angepasst haben, an die eisige Kälte des Himalaja ebenso wie die Hitze der Savanne. Und die Großkatze hat gelernt, mit dem Menschen zu leben. Aber kann der Mensch das umgekehrt auch?

Nach der Jahrtausendwende griffen Leoparden in Mumbai innerhalb von zwei Jahren 24 Menschen an. Allein im Juni 2004 kam es zu 13 Attacken, 10 Menschen starben. Viele Bewohner forderten damals eine Mauer, die endlich hoch genug sein sollte, um die wilden Tiere fernzuhalten. Die Menschen wollten ins Grüne schauen, aber keinem Leoparden in der Tiefgarage begegnen. Aufgebrachte Bürger griffen Förster an, Politiker versprachen zu handeln. Das ist mehr als zehn Jahre her. Aber der Leopard ist noch immer da.

Es wäre übertrieben zu behaupten, dass die Einwohner von Mumbai heute vollkommen harmonisch mit ihren Leoparden zusammenlebten. Vor wenigen Monaten starb ein Zweijähriger, der Sohn eines Parkmitarbeiters; weitere Menschen wurden verletzt, bis Förster das wild gewordene Tier einfingen. Es gab viele Ängste unter den Bewohnern, aber keine Proteste mehr, niemand forderte den Abschuss der Raubtiere. Mumbai heute ist ein Lehrbeispiel für Naturschutz in Zeiten, in denen die Grenzen zwischen Stadt und Land verschwimmen.

„Nicht der Leopard muss sich ändern, sondern der Mensch“, sagt die Biologin Vidya Athreya vom indischen Ableger der Wildlife Conservation Society. Als vor über zehn Jahren so viele Menschen durch

Leopardenbisse starben, war sie es, die herausfand, warum – und dafür sorgte, dass es aufhörte.

Normalerweise fürchten die Raubkatzen den Menschen und wagen es nicht, ihn anzugreifen. Es sei denn, Menschen sperren sie in einen Käfig, füttern sie und entlassen sie in eine für sie fremde Umgebung. Genau das war passiert in Maharashtra, einem Bundesstaat etwa der Größe Deutschlands. Wann immer die Wildhüter irgendwo auf einen Leoparden stießen, fingen sie ihn ein und siedelten ihn in den Mumbaier Park um. Auch der Leopard, der den Sohn des Parkmitarbeiters tötete, war ein Tier, das aus Gefangenschaft gekommen war. Eingesperrtsein macht die Tiere aggressiv – und sie verlieren ihre natürliche Scheu vorm Menschen.

Athreya und ein Team engagierter Bürger überzeugten die Ranger, die Tiere in Ruhe zu lassen. Die Naturschützer und das Forstamt richteten eine Hotline ein, luden zu Infoveranstaltungen. Früher, sagt ein Mitarbeiter der Hotline, hätten Anrufer gesagt: „Da ist ein Leopard vor unserem Haus. Der muss verschwinden.“ Heute fragten sie: „Was soll ich tun?“

„Werfen Sie bloß keinen Müll auf die Straße“, raten die Experten dann. „Das lockt die Tiere an.“ Oder: „Wenn Sie nachts noch draußen unterwegs sind, machen Sie Lärm, damit Sie den Leoparden nicht überraschen. Lassen Sie Kinder in den Abendstunden nicht allein auf die Straße.“ Wichtig ist auch, dass Frauen im Dunkeln nicht im Freien auf Toilette gehen. Wenn sie sich hinbockten, könnten Leoparden sie mit einem Beutetier verwechseln.

Seit sich die Menschen an solche Empfehlungen halten, sind die Übergriffe drastisch zurückgegangen. Es ist in Indien viel wahrscheinlicher, im Straßenverkehr zu sterben, als durch ein wildes Tier. Und dennoch bleibt ein Risiko: Ja, ein Leopard kann einen Menschen töten.

In Deutschland leben mittlerweile rund 150 erwachsene Wölfe. Manche Menschen fürchten sich davor, dass die Tiere, wenn es zu viele werden, Kinder anfallen könnten; schon heute ärgern sich Schäfer über gerissene Schafe. Politiker fordern, die Jagd auf Wölfe wieder zuzulassen.

Naturschützerin Athreya wundert sich über solche hysterischen Reaktionen. „Wir Inder haben einen Vorteil: Wir haben unsere wilden Tiere nie ausgerottet. Wir müssen nicht erst wieder lernen zu teilen.“

Tatsächlich leben in Indien Löwen, Tiger, Wölfe, Nashörner und Hyänen. Es gibt Wälder, wie sie in Deutschland kaum noch existieren: wo der Jäger noch ein Tier ist. Und es gibt eine Religion, den Hinduismus, der den Menschen nicht als die Krönung der Schöpfung ansieht, im Gegenteil: Götter können Tiergestalt annehmen.

Aber Indien wandelt sich, es wird urbaner und moderner. Immer wieder kommt

Raum, 28000 Menschen pro Quadratkilometer – und nirgendwo sonst in der Welt ist die Dichte an Leoparden größer.

In einer Zeit, in der Indien wächst, in der Wälder Städten weichen müssen, ist Mumbai ein guter Ort, um der Frage nachzugehen: Wie können Mensch und Raubtier miteinander auskommen? Und was kann Deutschland daraus lernen, wo mit dem Wolf auch die Wildnis zurückkehrt?

Die Antworten darauf finden sich im Norden der Stadt, in dem an einem sonnigen Morgen Hunderte Menschen im Sanjay-Gandhi-Nationalpark spazieren gehen, einer grünen Insel in der grauen Stadt. An seiner breitesten Stelle dauert es einen Tagemarsch, den Park zu durchqueren. Es ist eine Wanderung, die in Mumbai be-



NATIONAL GEOGRAPHIC / GETTY IMAGES



NAVAN KHANOLKAR



NATIONAL GEOGRAPHIC / GETTY IMAGES

Leoparden am Stadtrand von Mumbai, in der Siedlung Aarey Milk Colony, in einem Park: „Wenn Sie nachts unterwegs sind, machen Sie Lärm!“

es zu schweren Konflikten zwischen Mensch und Tier. Und auch hier gibt es heute viele Menschen, die finden, dass Wildtiere in einen Park eingesperrt werden sollten. Nur: Wie soll das gehen? Ein Leopard kann täglich bis zu 30 Kilometer zurücklegen, die Grenzen eines Nationalparks halten ihn nicht auf. Ihn umsiedeln? Schafft nur noch mehr Probleme, wie die früheren Attacken in Mumbai gezeigt haben. Koexistenz ist die einzige Alternative.

Athreya zeigt auf eine Karte aus einer Kleinstadt im ländlichen Indien. Jeder Punkt markiert den Aufenthaltsort eines Leoparden, den sie mit Sendern verfolgt hat. Tagsüber schliefen die Tiere in den Zuckerrohrfeldern, manchmal nur wenige Meter von den Bauern entfernt; nur in der Nacht kamen die Tiere hervor, versuchten, in Hühnerställe einzudringen, oder schlichen über die Müllhalden.

Es gibt auf der Karte fast keine Stelle, an der nicht irgendwann einmal ein Leopard vorbeigekommen ist. Fünf Jahre lang hat Athreya elf Tiere verfolgt, nicht in einem Fall gab es Tote. Die Leoparden lebten wie Geister unter den Menschen. Athreya sagt, das war auch für sie selbst, geboren und aufgewachsen in Mumbai, ein Moment der Erleuchtung: „Ich fragte mich: Kann das wirklich sein?“

Athreya und viele ihrer Kollegen glauben heute, dass Mensch und Leopard friedlich miteinander leben können – vorausgesetzt, der Mensch nimmt hin, dass ihm die Stadt nicht allein gehört. Das mag für manche ein radikaler Gedanke sein. Aber es funktioniert – wie das jene Menschen zeigen, die in der Metropole noch so einfach leben wie vor 100 Jahren.

Der Weg in die Aarey Milk Colony führt über eine geteerte Straße, dann biegt ein Feldweg ab. Am Ende des Wegs, inmitten eines Waldes, sitzt Sanghita auf ihrer Veranda und schält Samen aus Blütenkelchen. Hinter ihrer Hütte wachsen Papayas, Zitronen und Hirse. Man hört das Rascheln der Blätter. Auf den Balkonen der Hochhäuser in der Ferne trocknet Wäsche, Blumentöpfe sind zu erkennen. Die Stadt ist von hier aus sichtbar, aber nicht zu spüren. Aber in jene Welt voller Verkehr und Einkaufsläden, sagt Sanghita, gehe sie nie – zu laut, zu voll.

Sanghita gehört zum Stamm der Warli, einer indigenen Bevölkerungsgruppe, der es erlaubt ist, im Park zu leben und auch in der Milchkolonie, einem Gebiet mit viel Vieh. Wenn es zu Zwischenfällen kommt, dann meistens hier. Aber niemand käme auf die Idee, die Raubtiere vertreiben oder gar töten zu wollen.

Gestern erst sei etwas Schweres auf ihr Dach geprallt, sagt Sanghita. Sie hörte ihn,

und sie roch ihn, wie sie behauptet. Die Hunde hätten gebellt, und auch die Kinder wussten sofort: ein Leopard. Sie klappernten mit Geschirr und den Töpfen, um ihn zu vertreiben.

Einmal schnappe der Leopard sich ein Huhn, ein anderes Mal einen Hund. Ob es ihr lieber wäre, wenn der Leopard verschwände?

Sanghita findet die Frage seltsam. Der Leopard sei hier zu Hause, so wie sie auch. Die Warli verehren Leoparden als Gottheiten und Beschützer.

Das bedeutet nicht, dass Sanghita den Leoparden nicht fürchtete. Als sie einen das erste Mal sah, rannte sie davon. Zur Abschreckung hat sie Blinklichter aufgestellt, die ihr das Forstamt gegeben hat. Sie hat das Gras um ihre Hütte geschnitten, damit der Leopard sich nicht unbemerkt anschleichen kann. Abends nimmt sie ihre Hühner und Hunde zu sich in die Hütte. Und wenn sie den Warnschrei der Affen hört, dann ruft sie ihre Kinder zu sich.

Tiere, findet Sanghita, können gefährlich sein. Aber niemals böse. Laura Höflinger

Mail: laura.hoeflinger@spiegel.de, Twitter: @hoeflingern



Video: Auf der Spur der Leoparden von Mumbai

spiegel.de/sp22018leoparden oder in der App **DER SPIEGEL**

Mit Koth beworfen

Geschichte Vor 170 Jahren grassierte in Ostfriesland eine Schnapseeidemie. Ein preußischer Baron versuchte, die Einheimischen zu entwöhnen.

Wie eine Seuche breitete sich im 19. Jahrhundert der Suff an Deutschlands Westküste aus. Reihenweise starben Ostfriesen im Rausch.

Die Folgen des Zechertums waren erschreckend: In Leer brach ein Arbeiter auf der Straße zusammen. Eine volltrunkene Greisin verbrannte bei lebendigem Leib in ihrer Stube. In der Kleinstadt Esens geriet ein besinnungsloser Weber in die Nähe eines offenen Feuers und erstickte. Ein Zimmermannsgeselle fiel unweit seines Zieles in Uphusen in einen gefrorenen Graben und fand dort sein vorzeitiges Ende.

Es war der „Giffrank“, das „Branntweinend“, wie Zeitgenossen schrieben, das unter den Ostfriesen epidemisch Opfer forderte. Ein ganzer Landstrich verfiel damals dem Alkohol. Noch mehr als heute galt Ostfriesland zu jener Zeit als gottverlassene Gegend.

Hier lebt Heinrich Buurman, der schon mehrere Bücher seiner Heimat gewidmet hat. In seinem neuen Werk beleuchtet der promovierte Apotheker jene düstere Zeit, als die Ostfriesen in bedenklichem Maß hochprozentigen Getränken wie Genever und Doornkaat zusprachen*.

Nähe zum Thema entwickelte der Heimatforscher in der von ihm geführten Apotheke in Leer. Auch sein Berufsstand sei früher besonders häufig dem Alkohol erlegen, konstatiert Buurman: „Meinen Vorgängern war langweilig, und dann haben sie eben gesoffen.“ Gefördert wurde diese Neigung durch den Umstand, dass die Apotheke ihren Kunden einst nicht nur Medikamente verkauften, sondern auch Selbstgebranntes ausschenken durften; sie saßen mithin an der Quelle.

Hochprozentiges wurde im 19. Jahrhundert in ganz Deutschland gebechert wie nie zuvor oder danach – eine Folge billiger Produktionsverfahren. Vor allem in den nördlichen und östlichen Regionen lag der Pro-Kopf-Verbrauch an Schnaps viermal höher als heute. Mediziner warnten vor der grassierenden „Branntweinpest“. Die Sucht nach Spirituosen brachte eine neue Form der Ratgeberliteratur hervor. „Um Säufern das Weintrinken zu verleiden, soll man einen lebendigen Aal in Wein erstickern und (sie dann) davon trinken lassen“, riet „Der Leibarzt“.

An wenigen Orten aber blühte der „Missbrauch geistiger Getränke“ so sehr wie im ostfriesischen Flachland. Buurman schildert in seinem Buch einen ebenso skurrilen wie vergeblichen Versuch, seine Landsleute von ihrer Trunksucht zu heilen. Anfang 1846 kam Albert Freiherr von Seld nach Ostfriesland, um als „Mäßigkeits-Agent“ zu wirken.

Der preußische Adlige und Jurist machte sich in seiner Heimat als Herausgeber der Zeitschrift „Kreuzzug wider den Branntwein“ einen Namen. Ein Foto zeigt den Schnapsverächter als tiefernste

Gestalt. Mit dem Eifer eines Exorzisten reiste der Baron nun ins niederdeutsche Katastrophengebiet. Seld war so beseelt von seiner Mission, dass er notfalls zu Fuß von Ortschaft zu Ortschaft marschierte, um in Kirchen und Scheunen gegen das „Laster des Trunkes“ zu wettern.

Mehrfach musste der gesundheitlich angeschlagene Adlige seine Reise unterbrechen – womöglich auch eine Folge der Ablehnung, die ihm vielerorts entgegen schlug. Kaum ein Ostfrieser mochte sich für die von ihm propagierte Abstinenz erwärmen.

In der kleinen Gemeinde Bunde sei er sehr „unerfreulich“ empfangen worden, hielt Seld für die Nachwelt fest: „Ganze Haufen von Kindern“ hätten ihn „verhöhndend und neckend“ verfolgt und ihn gar „mit Koth“ beworfen, klagte der Freiherr. Bei anderer Gelegenheit saß er in der Ortschaft Strackholt mit dem dortigen Dorfschullehrer und dessen Mutter beisammen, als „plötzlich ein schwerer Stein durchs Fenster“ flog.

Nur in wenigen Fällen konnte der Alkoholgegner aus Preußen einen Achtungserfolg verzeichnen. Ein Zecher versprach ihm, „von Stund’ an sein langgewohntes Morgenschnäppchen“ aufgeben zu wollen. In der Regel aber sperrten sich die Einheimischen gegen Selds Bekehrungsversuche wie die Gallier gegen die römische Besatzungsmacht.

Nach knapp sechs Monaten beendete der Baron entnervt seine Mission: „Ich habe noch kein Land gefunden, in dem die Mäßigkeits-Sache so viel Spaltung, ja Feindseligkeit hervorgerufen hat, als in Ostfriesland.“

Sich von einem Fremden bekehren zu lassen kam eben nicht gut an bei den eigensinnigen Plattländern. Dabei dämmerte den klügeren Zeitgenossen durchaus, dass es mit der Trunksucht so nicht weitergehen konnte. Unter anderem riefen Besonnene die Holz- und Eisenhändler dazu auf, ihre Kunden bei Warenabholung nicht mehr mit Genever zu „tractiren“.

Erst die 1887 von Reichskanzler Otto von Bismarck durchgesetzte Einführung einer landesweiten Branntweinsteuer half jedoch, die Schnapseeidemie einzudämmen – eine Ironie der Geschichte. Denn der eiserne Kanzler war ebenfalls ein formidabler Zecher: Sogar auf Bahnreisen führte der Staatsmann ein Sortiment aus Bier, Portwein, Nordhäuser Korn und Kognak mit sich.

Frank Thadeusz



Trunksucht-Karikatur

Branntweinkonsum viermal höher als heute

* Heinrich Buurman: „Der Schnapsteufel“. Verlag Dr. Buurman; 246 Seiten; 21 Euro.



JAN VISMANN FÜR DEN SPIEGEL

Dumm wie ein Sieb

Künstliche Intelligenz Lernende Maschinen erkennen Gesichter und bringen sich selbst das Schachspielen bei – warum zeigen sie trotzdem keinen Funken Verstand?

Diese Maschinen brauchen uns anscheinend nicht mehr. Sie lernen von allein und rasend schnell. Kurz vor dem Jahreswechsel berichteten Medien begeistert von einer wahren Sturzgeburt „übermenschlicher“ Intelligenz.

Was war geschehen? Eine lernende Software namens AlphaZero hatte sich das Schachspielen beigebracht – einfach nur durch Ausprobieren, in zahllosen Blitzpartien gegen sich selbst. Binnen weniger Stunden war die Maschine so gut, dass sie das bislang weltbeste Schachprogramm schlug (menschliche Spieler halten da ohnehin schon lange nicht mehr mit).

Was also könnte dieses Supertalent sich als Nächstes vornehmen? Die Weltmeisterschaft im Pokern? Danach, zur Entspannung, ein Studium der Jurisprudenz in zwei Wochen?

Nichts dergleichen.

Die Laufbahn des Schachtitanen, entwickelt von der Google-Tochter DeepMind, ist schon wieder beendet. Er ist – und bleibt – eine Null auf allen Gebieten außer Schach. Selbst eine Partie „Mensch ärgere dich nicht!“ würde ihn überfordern.

Schlimmer noch: Die famose Lernmaschine ist unfähig, ihr einmal erworbenes Können auf benachbarte Fächer zu erweitern.

Nicht einmal eine Fortbildung in „Mensch ärgere dich nicht!“ wäre möglich. Auf dieses Spiel müsste die Firma ein neues Lernprogramm ansetzen – das hätte dann wiederum nicht die mindeste Ahnung von Schach.

Die Vision einer sich selbst beflügelnden Computerintelligenz scheint also arg verfrüht. In Wahrheit ist die Branche in eine Sackgasse geraten. Denn allmählich wird klar: Wir bestaunen da lauter Mirakel beschränktester Fachidiotie.

Zuvor schon hatte DeepMind die lernfähige Software AlphaGo geschaffen, welche die besten menschlichen Spieler im Go spektakulär bezwang. Dieses Brettspiel hat

19 mal 19 Felder. Aber man müsste nur eine Reihe entfernen, und AlphaGo verlöre komplett die Orientierung. Auf einem Brett mit 18 mal 18 Feldern wäre das Programm hilflos.

Andere Intelligenzen haben gelernt, klassische Videospiele wie „Space Invaders“ zu meistern. Doch wenn in der pixeligen Spielwelt auch nur eine Farbe durch eine andere ersetzt wird, kennt die Maschine sich nicht mehr aus.

Menschlichen Spielern machen solche nebensächlichen Abwandlungen wenig Mühe. Sie haben das Prinzip verstanden und passen sich an. Einen Farbwechsel in der Kulisse würden sie im Eifer des Spiels vielleicht nicht einmal bemerken.

Die lernfähigen Programme aber sind Spezialisten für Aufgaben extrem verknüpften Zuschnitts. Oft genügt ein befremdliches Detail, und der Computer gibt den Geist auf. Kein Wunder: Er versteht nichts von dem, was er tut.

Für viele Aufgaben ist das zum Glück auch nicht nötig. Darauf beruht der ganze Zauber der lernenden Maschinen. Man gebe dem Computer ein paar Tausend Fotos von Regenschirmen oder Kaffeetassen, korrekt beschriftet – und nach einigem Training wird er diese Objekte auch von allein passabel auseinanderhalten.

Anfangs macht die Lernmaschine noch schauerliche Fehler. Aber sie registriert bei jedem Anlauf, wie weit sie danebenlag – und korrigiert entsprechend die vorhergehenden Schritte. Beim nächsten Mal geht es meist schon ein wenig besser. Und mit der Zeit wird der Computer meist erstaunlich treffsicher: Er erkennt auch Schirme, die er noch nie gesehen hat.

Der Aufwand für solche Programme, auch neuronale Netze genannt, ist freilich enorm. Einem Treffer gehen oft Millionen miteinander verknüpfte Berechnungen voraus; jede Korrektur justiert deren Resultate neu. Und steht der Schirm zufällig auf dem Kopf, ist er der Maschine mitunter schon wieder fremd.

Ein Mensch erkennt einen Schirm in jeder Lage, aufgespannt und geschlossen; denn ihm bedeutet dieses Ding etwas. Ein Computer registriert nur eine gleichgültige Ansammlung von Helligkeits- und Farbwerten, die er nach irgendwie typischen Mustern abrastert. Dann kramt er in seinem Vorrat an Etiketten nach demjenigen, das am wahrscheinlichsten auf dieses Muster passt. Kurz: Ein Algorithmus ordnet ein Bild, das er nicht versteht, einer Beschreibung zu, die ihm nichts sagt.

Entsprechend krass sind die Fehler, die dabei unterlaufen. Der Computer ist imstande, eine Zahnbürste mit einer Baseballmütze zu verwechseln.

Amerikanischen Forschern gelang es vor Kurzem, eine mächtige Bilderkennung von Google zu foppen: Sie nahmen ein Foto von Maschinengewehren und veränderten

unmerklich eine Anzahl von Bildpunkten. Für einen Menschen war es immer noch das gleiche Foto. Der Computer aber war plötzlich überzeugt, einen Helikopter zu sehen. Die Forscher konnten ihm beliebige Wahnbilder unterschieben. Ebenso selbstgewiss hätte er in den Waffen eine Antilope erkannt.

Solange es um private Fotos geht, ist eine ulkige Halluzination ab und zu kein Problem – Onkel Hans dürfte es verkraften, wenn er auf dem Schnappschuss von der Silvesterfete als Knallfrosch identifiziert würde. Aber eines Tages könnten lernende Systeme an den Flughafenschleusen das Gepäck durchleuchten. Dann sollten sie nicht ein Sprengstoffpaket für einen Teddybären halten.

Wenn Menschen sich vertun, liegen sie meist nur knapp daneben. Ein Kind wechselt vielleicht mal ein Meerschweinchen mit einem Hamster – aber bei den vierbeinigen Felltieren liegt es schon ganz richtig. Jemand erklärt ihm die Eigenheiten des Meerschweinchens, und wieder hat es was gelernt. Solche Fehler sind konstruktiv, auf ihnen lässt sich aufbauen, das gehört zum Lernen dazu. Die Fehler der Maschine dagegen offenbaren einen Abgrund des Unverstands. An ihnen gibt es nichts zu verbessern, sie sind auf hoffnungslose Weise falsch.

Die Maschine ist, wie sich zeigt, nicht viel schlauer als ein Sieb. Auch so ein Sieb ist ja zu durchaus intelligenter Arbeit imstande: Kippt der Mensch einen Eimer Sand hinein, sucht das Sieb automatisch nach Körnchen bis zu einer Maximalgröße. Stets gibt es den korrekten Output aus. Aber hat das Sieb deshalb die Körnchen „erkannt“? Weiß es, was Sand ist? Natürlich nicht, es ist alles nur eine Frage der passenden Maschenweite: Die gewünschten Körnchen fallen von selbst durch.

Nicht minder unbeteiligt erkennt der Computer seine Objekte. Oben schüttet der Mensch unsortierte Bilder hinein, unten fallen die erkannten Gesichter heraus.



Das ist stark vergrößert, zugegeben. Eine Lernmaschine gleicht eher einem komplizierten Ungetüm, bestehend aus mehrstöckigen Sieben mit verstellbarer Maschenweite – je nach gesuchtem Objekt. Aber das ändert nichts am Prinzip: Nirgendwo in diesem Apparat ist echte, eigenständig agierende Intelligenz versteckt.

Warum aber wird dann dem lernfähigen Computer inzwischen alles Mögliche zugehört? Der Hype konnte nur entstehen, weil das große Wort vom Lernen falsche Vorstellungen weckt.

Wenn Menschen lernen, tun sich neue Welten auf. Ein kleines Kind, das erstmals ein bemaltes Ei sieht, weiß in der Regel bereits, dass das Innere mit Salz gut schmeckt, das Ei vom Huhn kommt und das Geschwisterchen heulen wird, wenn es so ein Objekt an den Kopf kriegt. Nun ist das Kind bereit für die Lektion, was bunte Eier mit dem Osterfest zu tun haben.

In einer lernenden Maschine, so vermuten wir, gehe Ähnliches vor. Ein Computer, der auf Aufnahmen von Muttermalen fachmännisch die Fälle von Krebsverdacht herausortet – muss der nicht auch irgendwie wissen, was für eine Krankheit das ist? Könnte er nicht eines Tages sogar, mit Glück und Rechenchmalz, neue Therapien aushecken?

Wir denken automatisch, die Maschine lerne wie wir. Ein Lernen, das blind für die Welt ist und nicht das Mindeste begreift, widerstrebt zutiefst der menschlichen Vorstellungsgabe.

Doch das maschinelle Lernen ist tatsächlich ganz anders. Es funktioniert nur, wo es reichlich Daten zum Trainieren gibt. Dem Kind genügt ein einziges Osterei für ein Aha-Erlebnis, die Maschine braucht womöglich Hunderttausende Bilder davon – und zahllose Trainingsdurchgänge.

Zudem beginnt das Lernen nicht einfach von allein. Vorher müssen die Forscher die gesammelten Bilddaten bereinigen und aufbereiten – eine zumeist langwierige und undankbare Arbeit. Auch das Einrichten der Lernmaschinen selbst kann sich hinziehen. Vielköpfige Teams sind oft Monate, manchmal Jahre damit beschäftigt. Viele Stellschrauben wollen gedreht werden, bis der Apparat brauchbare Ergebnisse liefert.

Nicht zufällig gelangen die größten Triumphe des maschinellen Lernens in überschaubaren Spielwelten wie Go oder Schach. Die neuronalen Netze lernen, indem sie Millionen Partien gegen sich selbst austragen. Jeden Zug bewerten sie danach, inwieweit er zu Sieg oder Niederlage beiträgt. Beim nächsten Mal wissen sie es dann schon ein wenig besser.

Die Mathematik, die darin steckt, ist höchst ausgeklügelt. Sie führt aber nur zum Erfolg, weil im Brettspiel Felder und Regeln fixiert sind. Hier geschieht, anders als im Leben, nichts Unvermutetes. Beim Schach ziehen die Figuren auf ewig von

A4 nach C6 oder von B1 nach B7. Nie wird ein Bauer zum Gegner überlaufen, nie der Turm seinen Zug verschlafen oder die Dame mit dem Springer durchbrennen.

Im Leben dagegen ist bekanntlich alles offen. Deshalb ist maschinelles Lernen dort auch nur beschränkt anwendbar. Nützlich ist die Technik vor allem, wo es riesige Datenmassen nach Mustern zu durchforsten gilt. Dabei leistet sie allerdings Erstaunliches.

Der Computer kann nicht nur immer besser Bilder oder gesprochene Worte erkennen. Er liest inzwischen auch Sprechern von den Lippen ab – das hat er anhand von Videos gelernt, die bereits mit Untertiteln versehen waren.

In der Wirtschaft gibt es für lernfähige Systeme schon viel zu tun. Bei PayPal sieben sie verdächtige Transaktionen aus, die nach Betrug aussehen. Bei Amazon empfehlen sie Kunden Produkte, die zum bisherigen Kaufverhalten passen. Bei Google verbessern neuronale Netze die Treffsicherheit der Suche – und sie helfen beim Stromsparen in den Rechenzentren.

Auch in der Medizin tun sich neue Einsatzfelder auf. Bei der Diagnose von Hautkrebs anhand von Bildern schnitt ein

lernendes Programm ebenso gut wie Fachärzte ab. Ein anderes überwachte die EKG-Werte von Herzpatienten auf Rhythmusstörungen; dabei zeigte es sich sogar treffsicherer als erfahrene Kardiologen.

Nichts davon wird einen Arzt ersetzen. Aber es entlastet ihn, wenn der Computer den automatisierbaren Teil der Arbeit übernimmt – unschlagbar schnell und ohne je zu ermüden.

Lernende Maschinen werden gewiss noch weitere Aufgaben finden; auf den menschlichen Erfindergeist ist da Verlass. Das Problem ist nur: Die Werkzeuge selbst werden davon nicht schlauer.

Ihnen fehlt jegliche Möglichkeit, das Gelernte in ein größeres Ganzes einzufügen – so wie Menschen das unentwegt und fast mühelos tun. Was wir lernen, wird Teil unseres Weltwissens. Es baut auf früheren Erkenntnissen auf, es verknüpft sich mit bereits Verstandenem. So wird die natürliche Intelligenz immer reicher.

Für die künstliche führt kein Weg dorthin; da kann die Maschine trainieren, solange sie will. Das neuronale Netz perfektioniert sich stets nur für eine einzige, eng umgrenzte Aufgabe. Für die nächste beginnt es wieder von vorn, bei null.

Die Lernmaschine erobert, mit einem Wort, nur eine Sackgasse nach der anderen. Viele Forscher sehen das Problem, sie suchen nach neuen Ansätzen, näher am menschlichen Lernen.

Die Technik nach heutigem Stand ist im Grunde von gestern. Sie beruht auf Ideen, die seit gut drei Jahrzehnten bekannt sind.

Den entscheidenden Aufsatz veröffentlichte der britische Informatiker Geoffrey Hinton im Jahr 1986. Nur waren damals die Computer nicht annähernd schnell genug für derart aufwendige Rechenarbeit. Und erst heute sind genügend Bilder, Sprachaufnahmen und andere Daten fürs Training verfügbar.

Aber sogar Hinton selbst, der große alte Mann des maschinellen Lernens, ist von seiner Schöpfung inzwischen abgerückt. Er glaubt, dass die Zukunft woanders liegt.

Undenkbar ist es nicht, dass einstmals eine Maschine durch Lernen klüger wird. Aber noch hat niemand auch nur eine plausible Idee, wie das anzustellen wäre.

Das bedeutet: Voraussagen jeglicher Art über ein Heraufdämmern menschenähnlicher Intelligenz sind bis auf Weiteres sinnlos.

Manfred Dworschak

Mehr im Blick



International erfolgreich.

23 Länder. 2.100 Asset-Finance-Experten.

Alles dreht sich um Ihre Investitionen. Für einen perfekten Auslandsauftritt. Wir sind überall persönlich für Sie da:
mehr-im-blick.com

 Finanzgruppe

Deutsche Leasing 

Freche Zunge

Fotografie Ausgerechnet die Jüngeren kaufen wieder Analogkameras wie die legendäre Polaroid. Was steckt hinter der Sehnsucht nach Uralt-Technik?

Am 9. Januar beginnt in Las Vegas die CES, eine der bedeutendsten Elektronikmessen der Welt. Auch diesmal sind dort wieder viele spektakuläre Neuheiten zu bestaunen: ein riesiger Superfernseher, hochauflösende Brillen für Reisen in virtuelle Welten und selbstfahrende Autos. Am Rande der Leistungsschau werden in kleinerem Kreis aber auch seltsame Geräte gezeigt, die von vorgestern zu stammen scheinen.

Da wäre zum Beispiel eine analoge Kamera namens Reflex, finanziert über Crowdfunding und vom Aussehen angelehnt an Klassiker wie die klobige DDR-Knipse Praktica. Die Reflex verfügt über eine abnehmbare Rückwand, um den Filmwechsel zu erleichtern. Der Prototyp entstand mithilfe eines 3-D-Druckers.

Eine ambitionierte Fotografenclique aus London hat die Retrokamera entworfen, im Herbst könnte sie auf den Markt kommen. Zugegeben, das Grundprinzip ist nicht ganz neu – Rollfilmkameras gibt es seit über 100 Jahren.

Nach Jahren des Nischendaseins hofft die Analogbranche wieder auf den Massenmarkt. Elektronikkaufhäuser vertreiben Sofortbildkameras mit Namen wie Fujifilm Instax, Impossible oder Leica Sofort. Und sogar die legendäre Polaroid geht erstmals seit vielen Jahren mit einem neuen Modell an den Start – eine erstaunliche Wiederauferstehung, nachdem die Traditionsfirma 2008 Konkurs hatte anmelden müssen. Woher kommt die unerwartete Begeisterung für die Analogfotografie?

Das Bemerkenswerte daran: Die Kunden sind vor allem jung. „Für unsere Generation sind Polaroidkameras nicht etwas Altes, sondern etwas Neues“, sagt Oskar Smolokowski, 28, dessen Familie im vorigen Jahr Polaroid übernommen hat. Schon als der Wahlberliner das erste Mal eine Polaroid in Händen hielt, war er fasziniert. Sein Vater, ein polnischer Investor, half ihm, das Unternehmen zu kaufen.

Für die Älteren gehörte eine Pola früher zwingend ins Urlaubsgepäck. Das Geräusch ist Teil der Kindheitserinnerung: Kurz den Auslöser gedrückt, schon surrte die Kamera und schob einen quadratischen Plastikfilm heraus wie eine freche Zunge. Für die Jüngeren: Das Plastikfoto ist eine winzige Dunkelkammer, in der ein dünner



Polaroidaufnahme: Surrendes Geräusch als Teil der Kindheitserinnerung

Film aus Entwicklerpaste über die lichtempfindliche Schicht geschmiert wird. Wie von Geisterhand erscheint nach wenigen Augenblicken ein weichgezeichnetes Foto.

„Papa, wieso kann ich dein Foto nicht sofort sehen?“ Das hatte die Tochter des Polaroidgründers Edwin Land ihren Vater einst im Urlaub gefragt – und damit der Legende nach die Entwicklung der Quadratbilder angestoßen. 1948 brachte der Vater seine Sofortbildkamera auf den Markt.

Bis heute gibt es eine Fangemeinde. Der Filmemacher Wim Wenders zum Beispiel benutzte die Schnappschusstechnik einst als visuelles Notizbuch bei Dreharbeiten und zeigt eine Auswahl seiner Polaroids derzeit in einer Galerie in London unter dem Titel „Instant Stories“.

Ein halbes Jahrhundert lang galten die Polas als die schnellste Art, Bilder zu teilen – sozusagen Instagram unplugged. Dann übernahmen Handykameras das visuelle Gedächtnis. Und nun, nach der Durchdigitalisierung, zelebrieren Retrofans die Wiederkehr der analogen Sofortbilder wegen ihrer haptischen Sinnlichkeit.

Neue Spiegelreflexkameras wie die Reflex dürften es schwer haben, sich durchzusetzen; denn die jüngeren Käufer haben wenig Lust darauf, Filme zum Entwickeln abzugeben oder sich daheim eine Dunkelkammer einzurichten.

Die Sofortbildkameras treffen da eher den Nerv der jungen Kundschaft mit ihrer Mischung aus kinderleicht und retrochic. Allein Instax-Kameras haben im vorigen Jahr rund sieben Millionen Käufer gefunden.

Die Nachteile der Geräte nehmen die Kunden gern in Kauf. Bei Kälte und Dunkelheit werden die Instantfotos Murks? Umso besser. Die technischen Schwächen stärken sogar den Enthusiasmus der Fans.

So gibt es inzwischen eine erstaunliche Vielfalt an Sofortbildkameras. Manche beschränken sich auf greifbare Bilder, andere speichern sie auch digital, parallel zu den Plastikabzügen. Puristen rümpfen über derlei Zwitter natürlich die Nase.

Ach ja, die gute alte Zeit. Früher galt Nostalgie als ein Seelenleiden, als krankhafte Sehnsucht nach einem besseren Gestern. Doch mittlerweile wollen Psychologen durch Experimente herausgefunden haben, dass das wohligh-bittersüße Gefühl sogar das Wohlbefinden stärken kann.

Und was die Retrofirmen freut: Wer nostalgische Gefühle hegt, achtet nicht so sehr aufs Geld. So zahlen die Kunden pro Bild oft mehr als einen Euro.

Aber ist es nicht überflüssig, Papierfotos zu schießen, wenn sie am Ende in irgendwelchen Kartons verstauben? Oskar Smolokowski, der junge Polaroid-Chef, hat darauf eine Antwort. Er macht es wie viele seiner Kunden: Er fotografiert immer mal wieder Polaroidbilder mit dem Handy ab – und lädt sie dann hoch auf Instagram.

Hilmar Schmundt

Twitter: @hilmarschmundt



Video:

Das Polaroidphänomen

spiegel.de/sp22018polaroid
oder in der App DER SPIEGEL



Maler Schnabel in Aktion

PORFIRIO MUNOZ / WELTKINO FILMVERLEIH

Dokumentationen Kraftkerl der Kunst

Der Meister bemalt Leinwände, die so groß sind wie Hauswände – und er versucht, die inneren Bilder eines Mannes zu filmen, der von Kopf bis Fuß gelähmt ist. Die nun in den Kinos anlaufende Dokumentation **Julian Schnabel**.

A Private Portrait zeigt einen der geistreichsten Künstler unserer Zeit. Aus Interviews mit Familienmitgliedern, Freunden und Weggefährten, aus privaten Super-8-Sequenzen, Szenenausschnitten von Schnabels Filmen und in den vergangenen Jahren gedrehten Dokumentaraufnahmen setzt der italienische Regisseur Pappi

Corsicato ein schillerndes Mosaik zusammen. Der in New York aufgewachsene Schnabel, 66, erscheint darin mal wie ein Berserker, der vor Schaffenskraft kaum gehen kann, mal wie ein nüchterner, reflektierter Betrachter der eigenen Werke. Die Klarheit, mit der er über sich und seine Arbeit redet, nimmt auch skeptische

Zuschauer rasch für ihn ein. Er male gern unter freiem Himmel, erzählt er einmal: Das harsche, ungnädige Licht sei ein guter Test; ein Gemälde, das unter der Sonne bestehen könne, wirke in Innenräumen immer großartig. Corsicatos Film ist ein erhellendes, amüsantes und bewegendes Porträt. **lob**

Kommentar

Genie im Bademantel

Dieter Wedel als Symbol seiner Zeit

Wer den Artikel des „Zeit Magazins“ über die Vorwürfe dreier Frauen gegen den Regisseur Dieter Wedel las, musste irgendwann gequält feststellen, dass auch hier die aus dem #Me-Too-Kontext nun berühmte Kombination von Bademantel und Hotelzimmer vorkam. Diese Szenen sind juristisch schwer zu würdigen, es steht Aussage gegen Aussage. Was man allerdings sehr wohl bewerten kann, ist das Machtssystem, mit dem die kulturelle Produktion organisiert wurde. Theater, Film, Fernsehen und auch Magazine wie der SPIEGEL pflegten über Jahrzehnte einen Geniekult, der wenigen Männern ein Reservat unumschränkter Herrschaft garantierte. Mochte der Rest der Gesellschaft mit immer mehr Kontrollinstanzen, Regeln, Gesetzen und im Team nach kollegialen Prinzipien funktionieren – am Set, auf der Bühne und in Redaktionen kam das Licht vom begnadeten Mann, da durfte noch gebrüllt werden. Mochten die Anweisungen noch so irre sein, die Kriterien noch so willkürlich – sie erzeugten keinen Widerspruch,

sondern funktionierten als Ausweis seines unbeugsamen Qualitätswillens und, mehr noch, seines Genies.

In keinem der vielen Artikel über Wedel fehlte die lustgruselige Beschreibung des immensen Aufwands, den er betreibt, und der Qual, die es bedeutet, mit ihm zu arbeiten. Zigmal werden die banalsten Szenen geprobt. Wo eine Ratte durchs Bild huschen soll, müssen 40 bestellt werden. Das hat mit den Beschuldigungen gegen ihn nicht direkt etwas zu tun, beschreibt aber das Klima der Zeit und der Branche. Und es wirkt fort. Die Regeln des sozialen Umgangs wie Höflichkeit, Respekt, ökonomische Berechenbarkeit, sie sind, der französische Soziologe Pierre Bourdieu hat es beschrieben, für Künstler außer Kraft gesetzt – daran erkennt man sie sogar. Darum eignete sich das Milieu zum bevorzugten Biotop für Tyrannen, gebar der Wunsch nach Überwindung aller bürgerlichen Normen eine neue, obszöne Spießigkeit, symbolisiert in diesen weißen Hotelbademänteln.

Nils Minkmar

Dramatiker

Das doppelte Familienväterchen

Der Held ist ein Büroangestellter, der mit seiner Frau in einem Einfamilienhaus in der Vorstadt zwei Kinder großzieht. Als er sich nach getaner Arbeit zu Hause an den Abendbrotisch setzen will, erblickt er auf dem Platz neben seiner Gattin den fast noch jugendfrischen Kerl, in den sie sich einst verliebt hat. Entsetzt ruft der Heimkehrer: „Wer bist du?“ Das jüngste Stück des Autors Roland Schimmelpfennig spielt in einer Musterkleinfamilie unter namenlosen Menschen. Es heißt **Der Tag, als ich nicht ich mehr war** und ist ein poetisches Spiel mit gleich mehreren Doppelgängermotiven. Am zweiten Januarwochenende wird es im Deutschen Theater in Berlin von der Regisseurin Anne Lenk uraufgeführt. Schimmelpfennig, 50,

pflegt mit Dramen wie „Die arabische Nacht“ (2001) oder „Der goldene Drache“ (2009) einen magischen Realismus und wird in vielen Ländern der Welt gespielt; er gilt als erfolgreichster unter den lebenden deutschsprachigen Stückeschreibern. In seinem neuen Werk werden die erwachsenen Helden davon überrascht, dass ihre geheimen Ängste und Sehnsüchte plötzlich Gestalt annehmen – und dass ihre Kinder diese Traumvisionen mit rätselhafter Altklugheit kommentieren. Das raffinierte Verwirrspiel des Autors Schimmelpfennig, der selbst von einem „Ausflug ins Genre des komischen Alptrahms“ spricht, ist auch eine Verneigung vor einem berühmten Dramatikerkollegen. Mitten im Stück landen die Helden in einer schummrigen Kaschemme. Sie nennt sich „Schwertfischbar“ und huldigt dem Geist des frühen Bertolt Brecht. **hob**

Kino

Affäre im Kreis

Ältere Herren verfallen sehr jungen Frauen, und manchmal wird diese Liebe erstaunlicherweise sogar erwidert – diese Konstellation gehört zu den Obsessionen von Woody Allen, rein beruflich. Schon „Manhattan“ (1979), sein vielleicht bester Film, zeigt die Beziehung einer 17-Jährigen mit einem neurotischen Gagschreiber von Mitte vierzig,

gespielt von Allen selbst. Mittlerweile ist der Regisseur 82 Jahre alt, aber immer noch für eine Überraschung gut: In seinem neuen Film **Wonder Wheel** beginnt ein Mann eine Affäre mit einer verheirateten Frau, die – man glaubt es kaum – ein paar Jahre älter ist als er (Kinostart: 11. Januar). Das Paar wird verkörpert von dem Sänger Justin Timberlake, 36, und der Oscarpreisträgerin Kate Winslet, 42. Die Geschichte, eher melancholisches Sozialdrama als Komödie, spielt in den Fünfzigerjahren auf Coney Island, dem Vergnügungspark am Strand von Brooklyn. Er arbeitet dort als Bademeister, sie als Kellnerin; er platzt fast vor Selbstbewusstsein, sie hadert mit dem Älterwerden, ihrem Ehemann (Jim Belushi) und dessen Tochter aus erster Ehe (Juno Temple). „Wonder Wheel“ wirkt wie das Riesenrad von Coney Island: Der Film kreist majestätisch um sich selbst. **mwo**



Winslet, Timberlake in „Wonder Wheel“

Elke Schmitter Besser weiß ich es nicht

Macht und Böller



Was wir von Nordkorea lernen können, ist Silvester klar geworden: Die Obrigkeit stiftet zur Jahreswende exakt ein staatliches Feuerwerk – in Zahlen: 1 – zur Tröstung in der allgemeinen Traurigkeit, zur Begrüßung des neuen Jahres mit seinen irrwitzigen Hoffnungen (Frieden, Vernunft, Gleichberechtigung der Frau) und zur Einhegung des vorwiegend barträgerischen Bedürfnisses nach Krach und unmittelbarer, gern auch furchterregender Wirksamkeit. Der böllerwerfende Mann gleicht dem Kleinstkinde, das Zeitungspapier in die Hand bekommt und mit wachsendem narzisstischem Vergnügen knüllt, zerreißt, in Fetzen um sich streut: Nie hat es aus eigener Kraft solche sinnliche Wirksamkeit erzielt, selten so viel Begeisterung empfunden und Bewunderung geerntet. Seht an, was ich vermag! In Deutschland gibt man diesem Kleinkind nach, in Nordkorea regiert es, und siehe: Es will allein knattern. Und überraschen. Es sendet Friedenszeichen an den Nachbarstaat und hat so die Freude über seine Machtfülle durch den Überraschungseffekt gesteigert. Es hat von Trump gelernt, wie dieser von den Kollegen Orbán, Maduro, Mugabe, darin allesamt Zöglinge des großen Stalin, dass nichts die Bindung unter Menschen, Abhängigkeit vorausgesetzt, mehr intensiviert als Unberechenbarkeit. Nicht nur der Beschluss zeigt die Wichtigkeit des Befehlenden; dass er sich widersprechen darf, bemäntelt oder nicht (Trumps Steuerreform als verkleidetetes Geschenk an die working poor?), wirkt als Bestätigung im Schönsten, im Schieren. Die Botschaft selbst ist Ausübung von Macht, weil sie sich weder um Sinn noch Unsinn scheren muss.

Das ist für Menschen ohne Untertanerfahrung natürlich schwer zu begreifen. So suchen sie nach guten Gründen für das Angeordnete und zweifeln in der Folge eher an ihrer Begreifungskraft als an der Vernunft der Ansage. Die Demokratie hat es hier besonders schwer. Nach ihrem Modell beruht sie auf der Mündigkeit ihrer Bürger, die nicht belogen werden sollen – vielleicht käme es ja auch heraus –, was in prekären politischen Lagen die Amtsträger in besondere Prosa treibt. Erhaben soll es klingen, vieles versprechen, nichts Haltbares darf dabei sein. Was Kanzlerin Merkel hoch anzurechnen ist: Sie respektiert die Genres; dies allein ist schon demokratische Disziplin. Die Frage, zu wem sie eigentlich spricht, stellte sich ja nur, wenn sie überhaupt etwas sagte. Potentaten und ihre demokratisch camouflierten Brüder erschweren ihren Abhängigen die Entschlüsselung ihrer Botschaften auch, indem sie deren Adressaten verschleiern. So scheidet die Verständigung nicht nur an Sinn und Unsinn, sondern ebenso an der Tatsache, dass das angesprochene Publikum nicht das eigentliche ist. Der Atomknopf des einen auf dem Schreibtisch ist der Journalist des anderen im Gefängnis: ein Unterpfand des Sprechens über die Bande. So hat der große Führer der Türkei durch seinen Außenminister am 1. Januar positive Zeichen gesandt, was den Inhaftierten Deniz Yücel betrifft; überhaupt erwartet die türkische Ausnahmezustandsregierung ein „viel besseres neues Jahr“ als das vergangene. **WeToo!**

An dieser Stelle schreiben Nils Minkmar und Elke Schmitter im Wechsel.



„Wir sind Feuilleton-Juden“

SPIEGEL-Gespräch Sie sind das erfolgreichste Geschwisterpaar der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur: Eva und Robert Menasse sprechen in ihrem ersten gemeinsamen Interview über Familienmythen, politisches Schreiben und erfundene Wahrheiten.



STEFFEN JÄNICKE / DER SPIEGEL

Eine Altbauwohnung in Berlin-Wilmersdorf. Der Schriftsteller **Robert Menasse**, 63, ist für dieses Interview aus Wien zu seiner Schwester, der Schriftstellerin **Eva Menasse**, 47, gereist. Er komme gern nach Berlin, hatte er gesagt. Einzige Bedingung: ein Ort, an dem er rauchen kann. Menasse ist ein leidenschaftlicher Raucher. Seine Schwester meinte, gut, einmal im Jahr könne ihre Wohnung gern mal ordentlich eingedampft werden. Außerdem habe sie irgendein Gerät zur Luftreinigung. Die beiden

Geschwister haben noch nie ein Interview zusammen gegeben. Jetzt aber hat der große Bruder im Herbst 2017 den Deutschen Buchpreis für seinen Roman „Die Hauptstadt“ gewonnen und Eva Menasse kurz danach den Österreichischen Buchpreis für ihren Erzählungsband „Tiere für Fortgeschrittene“. Dieser doppelte Familienpreis ist Anlass für unser Gespräch. Sie machten das „für unseren Vater“, sagen beide. Ihr gemeinsamer Vater, der Jude Hans Menasse, 87, wurde im Alter von 8 Jahren mit einem Kindertransport von Wien nach England verschickt. Nach dem Krieg war er österreichischer Fußballnationalspieler. Eva Menasse hat ihn in ihrem Roman „Vienna“, der in weiten Teilen auf Erlebnissen ihrer Familie beruht, porträtiert.

SPIEGEL: Frau Menasse, Sie leben in Deutschland und haben den Österreichischen Buchpreis gewonnen. Sie, Herr Menasse, leben in Wien und haben den Deutschen Buchpreis gewonnen. Hilft Ferne bei der Anerkennung?

Robert Menasse: Also wär meine Anerkennung in China am größten. Aber das ist ja nachweislich nicht der Fall.

SPIEGEL: Aber Ihre Werke, Herr Menasse, wurden in der österreichischen Presse von Anfang an besonders kritisch rezipiert, während sie in Deutschland gleich sehr wohlwollend oder begeistert besprochen wurden.

Eva Menasse: Das war bei mir genauso.

Robert Menasse: Es gibt in der österreichischen Öffentlichkeit ein grundsätzliches Ressentiment gegen lebende kritische Autoren. Das ist zwar ein Österreichklischee, aber gerade ein Klischee muss sich immer wieder in der Wirklichkeit bestätigen, sonst könnte es ja nie eines werden.

Eva Menasse: Ich glaube, dass das kein Österreichspezifikum ist. Ich habe immer das Gefühl gehabt, im Unterschied zu Deutschland kann man die Nachfolgestaaten der K.-u.-k.-Monarchie miteinander vergleichen. Also Tschechien, Ungarn, Österreich. Da hat die Politik qua Kaiserreich immer etwas Theatralisches gehabt. Dadurch ist auch die Kunst politisch. Während das in Deutschland zwei streng getrennte Genres sind.

SPIEGEL: Frau Menasse, Sie haben für Martin Schulz Wahlkampfreden gehalten. Ihr letztes Buch, der Erzählungsband „Tiere für Fortgeschrittene“, ist im Gegensatz zu dem Europaroman Ihres Bruders auf den ersten Blick unpolitisch. Trennen auch Sie auf deutsche Weise die beiden Sphären streng voneinander?

Eva Menasse: Ich lese bei Veranstaltungen oft aus der Erzählung „Haie“ vor, da geht es um ein ausländisches Kind, das in der Schule gemobbt wird. Und die Leser empfinden diese Geschichte als eminent politisch. Mich interessiert am Erzählen, was gesellschaftlich relevant ist, erst mal ohne

Botschaft. Aber tatsächlich einen politischen Roman zu schreiben wie du, Robert – das ist mir noch nicht eingefallen.

SPIEGEL: Herr Menasse, haben Sie schon Wahlkampfreden gehalten wie Ihre Schwester?

Robert Menasse: Nein, ich engagiere mich nicht für Parteien. Sondern für Ideen. Politisches Engagement im Sinne einer Idee ist mir wichtig, und ich finde, das gehört auch zum Amt des Schriftstellers dazu. Das Problem der engagierten Literatur ist allerdings, dass dieser Begriff im 20. Jahrhundert völlig desavouiert worden ist. Es hat sich durchgesetzt, dass politisches Engagement bedeutete: parteipolitisches Engagement. Das ging so von den Autoren, die in die Sowjetunion gereist sind und als Kommunisten zurückgekommen sind, bis zu Günter Grass mit seinem Engagement für die Sozialdemokratie. Emile Zola, das erste große Exempel für einen politisch engagierten Intellektuellen, war keiner Partei verpflichtet, sondern der Wahrheit, dem Anstand und dem Gewissen. Dieses Rollenbild wurde im 20. Jahrhundert durch die Gleichsetzung von politisch und parteipolitisch unselig verballhornt. Mit dem Tod von Günter Grass ist wieder eine Zäsur eingetreten. Der letzte parteipolitische Romantiker hat die Bühne verlassen, jetzt ist Platz für jene, die die Rolle neu interpretieren, mit Rückgriff auf ihre ursprüngliche Bedeutung.

SPIEGEL: Ihnen, Frau Menasse, war Günter Grass immer nah, oder?

Eva Menasse: Ich finde, dass man dem Grass unrecht tut. Er hat die SPD niemals bedingungslos unterstützt. Er ist aus der SPD ausgetreten, hat der Partei mehr Ärger und Stress gemacht als irgendein anderer prominenter Unterstützer.

SPIEGEL: Er hat aber Wahlkampf für eine Partei gemacht und nicht für seine eigenen Ideen, seine Utopien.

Eva Menasse: Ja, für Willy Brandt hat er das ursprünglich gemacht. Und das war auch eine besondere Zeit. Sein Buch „Aus dem Tagebuch einer Schnecke“ ist ein Meilenstein. Ich will einfach nicht immer den ganzen Grass in die Tonne getreten sehen.

Robert Menasse: Ich bewundere ihn als Romancier. Als der war er für mich sehr wichtig in einer Zeit, als das Erzählen unter Trivialitätsverdacht stand, was ja grotesk war. Da hat Grass in seiner Beharrlichkeit, mit der er auf das Erzählen insistiert hat, für mich eine eminent wichtige Rolle gespielt.

Eva Menasse: Ich bin ja kein Mitglied einer Partei, ich kann hier in Deutschland auch nicht wählen. Aber ich habe mich damals für Rot-Grün engagiert, weil mir das Runterschreiben dieser Regierung 2005 so gegen den Strich gegangen ist. Anders als die Grünen hat die SPD einfach den Kontakt zu mir gehalten. Es gab auch ein paar

Treffen von Martin Schulz mit Künstlern – in früheren Jahren mit Steinmeier, Steinbrück, mit Gabriel. Da gehe ich hin, weil mich das interessiert. Ich würde auch hingehen, wenn mich die Grünen oder die CDU einladen würden. Nur tun sie das nicht.

SPIEGEL: Wie sahen diese Treffen aus? Sind die Schriftsteller da nicht nur so ein Schmuck, um an die gute alte Zeit mit Grass zu erinnern?

Eva Menasse: Ich spreche von Treffen, bei denen überhaupt keine Journalisten dabei sind. Und da geht es hoch her. Das ist ja das Sympathische und das Enervierende an der Sozialdemokratie. Dass sie so selbstkritisch ist. So dialogisch. So läuft das auch bei diesen Treffen. Da wird herumgeschrien und diskutiert und der Schulz mittendrin.

Robert Menasse: Der Schulz will sich sicher nicht schmücken. Der will wissen. Das muss man anerkennen.

SPIEGEL: Herr Menasse, die Grundthese Ihres Romans ist: Europa ist unter die Pragmatiker gefallen. Die Pragmatiker haben die Krise verursacht, und sie werden sie nicht lösen. Sondern wir brauchen Träumer und Utopisten.

Robert Menasse: Ja, wir brauchen das Träumerische wieder! Das aber erfahrungsgesättigt ist. Das war ja die Stärke der Gründergeneration.

SPIEGEL: Das Auftauchen Emmanuel Macrons war ja für viele ein regelrechter Schock, ein positiver Schock, weil er das Gemeinschaftliche wieder in eine Erzählung gefasst hat.

Eva Menasse: Das ist das Faszinierende an ihm: dass ihm das wirklich gelingt. Bei den osteuropäischen Staaten kann man ja verstehen, dass sie jetzt wegdriften. Die können jetzt endlich von Herzen nationalistisch sein, nachdem sie dem Ostblock entkommen sind.

Robert Menasse: Da bin ich ganz anderer Meinung. Die Nationalisten aus den osteuropäischen Staaten haben das Habsburger Reich in die Luft gesprengt, haben damit einen zweiten dreißigjährigen Krieg ausgelöst und haben seit damals, seit sie also ihre Nationen bilden konnten, nicht einen einzigen Tag in größerer Freiheit, größerer Rechtssicherheit und größerem Wohlstand gelebt als zuvor in der Habsburger Monarchie. Und Wohlstand, Rechtssicherheit und Freiheit sind erst wiedergekehrt, als sie in die nationale Gemeinschaft der EU eingetreten sind. Aber der Nationalismus ist halt ein Nervengift. Das tröpfelt in die Köpfe der Menschen ein, die eine Sehnsucht haben nach einem Wirgefühl, und sei es auch fiktional.

SPIEGEL: Was brauchen wir in Europa?

Eva Menasse: Keine Ahnung. Ich versuch nur zu verstehen, warum das so ist.

Robert Menasse: Wir brauchen einen Roman. Viele Romane. Eine neue Comédie humaine. Man muss es erzählen. Man muss Realität erzählen.

Eva Menasse: Aber es liest doch keiner mehr Bücher.

Robert Menasse: Ich wär da nicht so pessimistisch. Ich bin ja nicht egozentrisch, aber hier muss ich mich als Beispiel wichtig machen: Ich wäre nicht der, der ich bin, wenn ich nicht Romane gelesen hätte. Wenn ich nur die Erfahrung hätte, die ich habe, minus meine Leseabenteuer, dann wäre ich vielleicht auch ein Freiheitlicher.



Vater Hans Menasse 1955: „Eigentlich immer Zeitung gelesen“

Ich habe in der Schule Gewalt kennengelernt. Ich hatte Sehnsucht nach Stärke in einer Gruppe, Überlegenheit gegenüber anderen, nach alledem, was die Führer versprechen. Aber durch das Lesen von Romanen kriegt man einfach eine andere Welthaltung.

SPIEGEL: Lassen Sie uns über Geschwisterliches sprechen. Sie beide sind Halbgeschwister ...

Robert Menasse: Geschwister, bitte.

Eva Menasse: Wir wehren uns gegen dieses schreckliche Wort Halbgeschwister, wir finden das blöd.

Robert Menasse: Das ist wie Halbjude. Auch so ein blöder Begriff. Wir sind Geschwister. Und haben uns auch immer so gesehen.

SPIEGEL: Aber Sie sind unterschiedlich alt und also nicht gemeinsam aufgewachsen. Aber es gab immer engen Kontakt zwischen Ihnen?

Eva Menasse: Ja, seit ich schreiben kann.

Robert Menasse: Schon früher. Seitdem du Geschichten zuhören konntest.

Eva Menasse: Es gibt ein herrliches Foto von uns: Da bist du 18, und ich bin 2 Jahre alt und sitz auf deinem Knie. Der Robert ist ja nach Brasilien gegangen, als ich zehn war. Unsere Briefe damals gehören zu meinen großen Kindheitserinnerungen. Das war damals noch wahnsinnig kompliziert, weil das ja Luftpostbriefe waren, sehr teuer und ewig lange unterwegs. Aber alle paar Monate ist so ein Luftpost-

brief an mich aus São Paulo gekommen. Auf diesem ganz dünnen Luftpostpapier. Das waren Ereignisse. Ich erinnere mich besonders an einen Brief von dir. Du hast mich immer gefragt, wie es mir in der Schule geht und was ich da mache. Da habe ich mich bei dir beschwert, dass mein Deutschlehrer mir eine schlechte Note für einen Aufsatz gegeben hat, weil ich darin Wörter unterstrichen habe.

Robert Menasse: Ich kann mich erinnern, dass du mir Aufsätze geschickt hast, und dann habe ich geantwortet und bekam eines Tages vom Papa einen Brief, in dem er mir geschrieben hat: Robby, du sollst nicht immer die Eva für ihre Aufsätze so loben, sie glaubt womöglich auch noch, sie wird Schriftstellerin.

Eva Menasse: Die Geschichte kenn ich gar nicht.

Robert Menasse: Ja, er hat sich Sorgen gemacht. Er hat sich überhaupt nicht vorstellen können, dass man von der Arbeit als Schriftsteller leben kann. Und er hat Panik gehabt, dass wir in der Gosse landen.

Eva Menasse: Genau. Brotlose Kunst.

SPIEGEL: Sie wollten ihm kein zweites Schriftstellerkind zumuten und sind zunächst Journalistin geworden.

Eva Menasse: Ja, Journalistin, das war in unserer Familie, die auch von im Kaffeehaus sitzenden, zeitunglesenden Juden geprägt war, ein extrem angesehener Beruf. Eines der Bilder meiner Kindheit ist: unser Vater, der abends im Bett liegt mit weißen Baumwollhandschuhen und die „Variety“ liest. Er war ja in der Filmwirtschaft. Und die „Variety“ kam aus Los Angeles mit der Post, und die Druckerschwärze färbte so wahnsinnig ab, und dann hat er sich immer diese Handschuhe angezogen und die „Variety“ gelesen. Er hat eigentlich immer Zeitung gelesen. Und eine Visitenkarte mit

einer Zeitungsredaktion drauf und dem Namen seiner Tochter, das hat ihm sehr gut gefallen. Sein Schock ist dann gekommen, als ich ihm gesagt habe: Du, ich habe einen Roman begonnen und werde jetzt bei der Zeitung kündigen. Da hat er den schönen Satz gesagt, den er bis heute im Scherz gern wiederholt: drei Kinder, zwei Schriftsteller! Womit hab ich das verdient?

Eva Menasse: Er war sehr wichtig für mich. Ich hab mir eigentlich nur ein Auto gekauft, weil Robert dieses Haus im Waldviertel hat, von seiner Mutterseite her, und ich da so gern war. Und dann hast du mal zu mir gesagt: Du kannst jederzeit kommen. Daraufhin hab ich mir ein Auto gekauft. Weil ich jedes Wochenende zu ihm und seiner Frau Sissy und meiner kleinen Nichte ins Waldviertel gefahren bin. So habe ich das Jahrzehnt zwischen zwanzig und dreißig in Wien verbracht.

Robert Menasse: Wenn ich im Waldviertler Haus war, während du da geschrieben hast, war das für mich immer sehr anregend. Denn ich neige ja zur Faulheit. Ich bin der Typus Schriftsteller, der deswegen Schriftsteller wurde, weil das ein Beruf ist, wo man nicht viel schreiben muss. Ich bin mehr der Träumer. Ich sitze gern in einem bequemen Sessel, die Beine hochgelagert, am Beistelltisch ein Glas Wein, eine gute Zigarette, und dann kann ich stundenlang so vor mich hin sinnieren und träumen. Und so nach und nach denk ich mir: Das musst du jetzt aber langsam aufschreiben. Und wenn die Eva da war, die immer geschrieben hat, habe ich mir gesagt: Na geh, wenn wir nachher miteinander Abendessen und sie mich fragt: Was hast du heute geschrieben...? Da hab ich mich dann immer viel schneller an den Schreibtisch gesetzt.

SPiegel: Wie gemeinschaftlich ging denn eigentlich die Erforschung der Familiengeschichte, die Sie, Frau Menasse, in „Vienna“ verarbeitet

haben, vonstatten? Dazu gehört ja auch zunächst die Entdeckung, dass Ihr gemeinsamer Vater aufgrund seiner jüdischen Herkunft 1938 Österreich verlassen musste. Also, dass Sie beide jüdischer Herkunft sind. Und dann später die Erkenntnis: Ja, aber Juden sind wir auch nicht ganz. Denn Ihre beiden Mütter sind keine Jüdinnen.

Robert Menasse: Wir sind Feuilleton- und Kulturjuden.

SPiegel: Wie fand diese Entdeckung statt?

Eva Menasse: Ich wollte einfach ein paar Sachen genauer wissen, von denen ich den berechtigten Verdacht hatte, dass das alles nur lustige Anekdoten sind und dass gar nicht alles so stimmt, wie es in der Familie immer erzählt worden ist.

Robert Menasse: Wenn erzählt worden ist.

Eva Menasse: Ja. Es sind ja immer nur die guten, erfolgreichen Geschichten erzählt worden. Wie zum Beispiel: Der Papa spricht perfekt Englisch. Und der Papa war ein großer Fußballspieler. Aber der Rest ist in meiner Kindheit – da warst ja du nicht dabei – unterschlagen worden.

Robert Menasse: In meiner auch.

Eva Menasse: Also das Traurige und das Tragische daran, das habe ich selbst entdecken müssen. Und deswegen hat es mich dann wahrscheinlich auch so getroffen. Vor allem die eine Geschichte, die aus meinem Kopf nicht mehr rausgehen wird für den Rest meines Lebens: wie ich zum ersten Mal verstanden habe, dass es diesen Ab-

nem Vater, also unserem Großvater, gesagt: Komm, jetzt gehen wir noch mal in die Wohnung. Der Großvater wollte nicht. Aber der Onkel Kurt hat darauf bestanden und ist mit dem Großvater, der ängstlich hinter ihm hergetrottet ist, dahingegangen. Er hat geklingelt und gesagt: Ich möchte die Wohnung noch mal sehen. Und der Nazi, der da immer noch drin gewohnt hat, ist natürlich zusammengebrochen, innerlich, weil er geglaubt hat, jetzt fliegt er raus. Und Onkel Kurt ist nur einmal durchgegangen, hat sich alles in Ruhe angeschaut und hat gesagt: „Wiedersehen. Schönen Tag noch.“ Und das hat ihm etwas gegeben, dem Onkel Kurt. Dass er klargemacht hat: Wir sind wieder da. Wir haben gewonnen.

Wir sind nicht im KZ umgebracht worden, und wir sind sogar so großmütig, dass wir Ihnen die Wohnung lassen. Aber wissen sollen Sie's. Der neue Bewohner, Rainer hieß der, war ein Spieler aus dem österreichischen Wunderteam.

Robert Menasse: Er war Rechtsaußen bei der Vienna. Und als unser Vater zurückkam aus England, hat er bei der Vienna Fußball gespielt und hat den dann aus der Mannschaft verdrängt.

Eva Menasse: Nein, nein, der Rainer war schon viel zu alt.

SPiegel: Wir glauben gern die Version Ihres Bruders. Die ist doch sehr poetisch.

Eva Menasse: Nein, der war Wunderteam-Spieler in den Dreißigerjahren. Unser Vater hat in den Fünfzigern gespielt. Das stimmt nicht, Robert. Frag den Papa.

Robert Menasse: Also mir gefällt die Geschichte wesentlich besser in meiner Version. Ich hab die so im Ohr ...

Eva Menasse: Ja. Das ist typisch. Ich bin immer die, die sagt, nein, so war es nicht ...

Robert Menasse: Wir sind da oft nicht einer Meinung, weil sie so ein journalistisches Reinheitsgebot hat.

Eva Menasse: Ich bin für die Fakten.

Robert Menasse: Wir haben immer wieder Auseinandersetzungen, was die Familiengeschichte betrifft. Auch die weiter zurückreichende.

SPiegel: Hat Ihr Buch das Familiengespräch verändert?

Eva Menasse: Wenn man sich bei Familientreffen über irgendwas nicht einigen kann, sagt immer irgendeiner: Na, schaut's nach bei der Eva im Buch. Und ich sag dann immer: Leute, das ist ein Roman. Das ist nix zum Nachschlagen. Aber so wie es im Buch steht, muss es dann gewesen sein. Das ist auch eine typische Haltung für unsere Familie, mit Geschichten umzugehen. Da sind die schon entspannt.



Geschwister Menasse in Wien um 1972: „Luftpost aus São Paulo“

schied gegeben haben muss von dem Kind, unserem Vater, als er acht war, in dem Bahnhof. Das ist die Gründungsgeschichte meines literarischen Schreibens.

Robert Menasse: Es gab auch viele Geschichten – zumindest in meiner Kindheit war das so –, auf die war man stolz. Zum Beispiel dass der Onkel Kurt, der war alt genug, in die British Army eintreten konnte und sozusagen mit der Waffe in der Hand als Befreier zurückgekommen ist. Das ist eine Heldengeschichte. Da waren wir alle sehr, sehr stolz.

Eva Menasse: Genau. Und die Hauptheldengeschichte ist, dass sie nach 1945 zurück in die arisierte Wohnung gegangen sind. Mein Onkel in der britischen Uniform hat zu sei-

SPIEGEL: Die Frage, ob Sie jüdisch sind oder nicht, war die für Sie nie so problematisch wie für Ihre Schwester, Herr Menasse?

Robert Menasse: Es wäre nicht problematisch gewesen, wenn ich nicht in so einer radikal katholischen Schule gewesen wäre.

SPIEGEL: Wie sah das konkret aus?

Robert Menasse: Also, mein Vater ist Jude, meine Mutter ist ohne religiöses Bekenntnis, politische Anarchistin. Ich bin weder getauft noch in der jüdischen Gemeinde registriert.

Eva Menasse: Die uns mit unseren nicht jüdischen Müttern auch nicht nehmen würde ...

Robert Menasse: Jedenfalls war ich freigestellt vom Religionsunterricht in dieser katholischen Schule. Und da musste ich immer rausgehen, im Gang stehen und habe mich zu Tode gelangweilt. Da habe ich gesagt: Ich möchte lieber drinnen bleiben und zuhören. Und dann hat der katholische Religionslehrer plötzlich geglaubt, ich bin eine zu rettende Seele. Und ab dem Moment hat er sich besonders um mich gekümmert. Der hat ununterbrochen auf mich eingeredet. Dann ist mir das zu viel geworden, und ich wollte doch lieber wieder draußen stehen.

Eva Menasse: Dadurch warst du markiert.

Robert Menasse: Ja, es kam also der Moment, in dem er gemerkt hat, ich lass mich nicht taufen, und da hat er schroff zu mir gesagt: „Menasse Christumörder!“ Ich habe ihn fassungslos angeschaut, und er hat gesagt: Ja, einer der Hohepriester, die Jesus zum Tode verurteilt haben, ein besonders scharfer, der hieß Menasse. Und hat mit dem Zeigefinger ist auch eine Impfung. Man ist sensibel für bestimmte gesellschaftliche Entwicklungen.

Eva Menasse: Also mich hat es eine Zeit lang schon sehr irritiert. Diese Frage, was man jetzt ist. Wo man dazugehört. Erst hat man mir die jüdische Herkunft des Vaters verschwiegen. Und dann habe ich ihn kaum in Händen gehabt, diesen Fetzen Identität, schon ist er mir wieder miesgemacht worden von jüdischen Freunden, die gesagt haben: Jetzt komm, bei so vielen nicht jüdischen Ehefrauen, da muss man gar nicht drüber nachdenken. Da bin ich ärgerlich geworden, weil ich gedacht habe: Moment, ich habe jetzt gerade verstanden, was für eine leidvolle Kindheit mein Vater gehabt hat, und jetzt will man mir das schon wieder wegnehmen. Das hat mich in meinen Zwanzigern massiv irritiert. Inzwischen reagiere ich ganz genervt, wenn mir diese Frage gestellt wird. Ich las-

se mir keine Fragen mehr zu meiner Identität stellen und habe mir vorgenommen, in Zukunft zu sagen: Ja, danke, stellen Sie sich vor, ich habe eine.

Robert Menasse: Das ist komisch, das war bei mir nicht so.

Eva Menasse: Ich habe oft das Gefühl gehabt, ich muss mich rechtfertigen.

Robert Menasse: Ich bilde mir ein, dass ich sehr früh damit zufrieden war, keine ethnische oder religiöse oder sonst irgendwie aufgesetzte Identität zu haben. Sondern dass ich mir das aussuchen kann. Und dass ich lieber in einer Republik der Dichtung leben möchte. Sozusagen.

Eva Menasse: Mir hat geholfen, nach Deutschland zu gehen. Hier war ich vor allem die Österreicherin, und das hat die ganzen anderen Fragen in den Hintergrund gedrängt.

Robert Menasse: Das ist lustig.

Eva Menasse: Das meine ich ernst.

Robert Menasse: Ja, du meinst es ernst, aber es ist trotzdem lustig. Österreicherin!



Eva, Robert Menasse beim SPIEGEL-Gespräch*
„So ein journalistisches Reinheitsgebot“

Eva Menasse: Ich habe immer noch das Gefühl, dass ich in Deutschland freier bin. In Österreich fühle ich mich immer bedrückt, durchleuchtet, komisch angeschaut. Das ist möglicherweise auch eine Paranoia von mir.

Robert Menasse: Aber es hat auch etwas mit zu Hause sein und Heimat zu tun, und da bin ich wie der Opa. Der Opa hat es geliebt, in ein Kaffeehaus hineinzugehen, und der Oberkellner hat gesagt: Grüß Sie, Herr Menasse ...

Eva Menasse: ... Kleiner Brauner, wie immer.

Robert Menasse: Und ich mag das auch gern.

Eva Menasse: Ich mag das auch gern, aber ich mag es lieber in Berlin. In Wien wissen auch immer alle alles über unsere Familie. Wir sind bunte Hunde. Die glauben alle, sie wissen schon was über mich, obwohl sie mich noch gar nicht kennengelernt haben. In Berlin ist das nicht so. In Berlin mach ich den Mund auf,

* Mit Redakteur Volker Weidemann in Berlin.

und sie sagen: Ach, Sie sind aus Österreich. Wie nett.

Robert Menasse: Ich versteh es sehr gut. Aber ich lebe wahnsinnig gern in Wien.

SPIEGEL: Auch jetzt unter der neuen schwarz-blauen Regierung?

Robert Menasse: Als Österreich die erste schwarz-blaue Regierung hatte, im Jahr 2000, habe ich gesagt, dass man, wenn es die EU nicht gäbe, eigentlich wieder für den Anschluss Österreichs an Deutschland sein müsste, aber diesmal aus antifaschistischen Gründen. Da ist es mir dann eine Zeit lang in Österreich schlecht gegangen. Da war ich froh, dass ich die Wohnung in Amsterdam hatte.

SPIEGEL: Es wirkt noch beunruhigender. Weil es so ein schleichender Gewöhnungsprozess zu sein scheint.

Robert Menasse: Man konnte 2000 wirklich entrüstet sein durch diesen legalen Putsch, der stattgefunden hat. Wolfgang Schüssel war Dritter nach der Wahl und hat sich mithilfe von Jörg Haider zum Kanzler gemacht und die Freiheitlichen in die Regierung geholt. Während jetzt die beiden Parteien, die die Wahl gewonnen haben, gemeinsam eine Koalition bilden, müssen wir das als demokratische Normalität anerkennen und abwarten, was sie machen. Und das dann kritisieren. Und der zweite große Unterschied ist: Jörg Haider war ein politischer Abenteurer. Der H. C. Strache ist das nicht. Der ist ein ideologisch gefestigter Rechter, der war schon rechts, als der Zeitgeist noch lange nicht rechts war, und jetzt erntet er. Das heißt aber, dass er auch berechenbarer ist. Aber das entbindet uns nicht, das zu kritisieren, was mit hundertprozentiger Sicherheit extrem kritikwürdig werden wird.

SPIEGEL: Und Sie, Frau Menasse, betrachten das alles aus großer Ferne?

Eva Menasse: Ich ziehe aus alldem eine Kraft. Aus dem Fremdsein. Fremddbleiben. Ich bin einfach keine Deutsche. Ich bin schon gar keine Berlinerin. Aber ich bin schon so lange da, dass mir alles irgendwie vertraut ist. Und ich mag das gern.

SPIEGEL: Wie oft kommt die Menasse-Familie noch zusammen? An Weihnachten zum Beispiel?

Robert Menasse: Weihnukka.

SPIEGEL: Wie feiern Sie das?

Robert Menasse: Alle Menasses, die noch leben und die woanders leben und bereit sind anzureisen, die treffen sich dann zum gemeinsamen Abendessen.

Eva Menasse: Und der Robert kocht.

Robert Menasse: Und ich koche, und dann werden Geschichten erzählt. Viele zum hundertsten Mal, aber jedes Mal wieder eine Spur besser.

Eva Menasse: Und ich korrigiere sie.

Robert Menasse: Und ich übertreibe sie, damit sie wahr werden. Exemplarisch.

SPIEGEL: Frau Menasse, Herr Menasse, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

SPIEGELBESTSELLER

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“ (Daten: media control); nähere Informationen finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Daniel Kehlmann**
Tyll Rowohlt; 22,95 Euro
- 2 (2) **Dan Brown**
Origin Lübbe; 28 Euro
- 3 (3) **Sebastian Fitzek**
Flugangst 7A Droemer; 22,99 Euro
- 4 (5) **Maja Lunde** **Die Geschichte der Bienen** btb; 20 Euro
- 5 (9) **Juli Zeh**
Leere Herzen Luchterhand; 20 Euro
- 6 (4) **Ken Follett** **Das Fundament der Ewigkeit** Lübbe; 36 Euro
- 7 (10) **Marc-Uwe Kling**
QualityLand Ullstein; 18 Euro

Ein humorbegabter Bestsellerautor entwirft einen Überwachungsstaat, in dem das Menschenleben digital durchoptimiert ist: zum Mitgruseln
- 8 (8) **Mariana Leky**
Was man von hier aus sehen kann DuMont; 20 Euro
- 9 (7) **Robert Menasse**
Die Hauptstadt Suhrkamp; 24 Euro
- 10 (6) **Joachim Meyerhoff**
Die Zweisamkeit der Einzelgänger Kiepenheuer & Witsch; 24 Euro
- 11 (12) **Kerstin Gier**
Wolkenschloss Fischer; 20 Euro
- 12 (13) **Lucinda Riley**
Die Perlenschwester Goldmann; 19,99 Euro
- 13 (14) **John Green**
Schlaft gut, ihr fiesen Gedanken Hanser; 20 Euro
- 14 (-) **Carmen Korn**
Zeiten des Aufbruchs Kindler; 19,95 Euro
- 15 (15) **Jojo Moyes**
Kleine Flüchtlinge Wunderlich; 12 Euro
- 16 (-) **Camilla Läckberg**
Die Eishexe List; 22 Euro
- 17 (11) **Jo Nesbø**
Durst Ullstein; 24 Euro
- 18 (-) **Luna Darko**
Myko. Gedanken in der Nacht Community; 15 Euro
- 19 (20) **Stephen King / Owen King**
Sleeping Beauties Heyne; 28 Euro
- 20 (-) **Tess Gerritsen**
Blutzeuge Limes; 19,99 Euro

Sachbuch

- 1 (5) **Rolf Dobelli** **Die Kunst des guten Lebens** Piper; 20 Euro
- 2 (1) **Axel Hacke** **Über den Anstand in schwierigen Zeiten und die Frage, wie wir miteinander umgehen** Kunstmann; 18 Euro
- 3 (2) **Ranga Yogeshwar** **Nächste Ausfahrt Zukunft** Kiepenheuer & Witsch; 22 Euro
- 4 (3) **Peter Wohlleben** **Das geheime Netzwerk der Natur** Ludwig; 19,99 Euro
- 5 (6) **Peter Wohlleben** **Das geheime Leben der Bäume** Ludwig; 19,99 Euro
- 6 (7) **Yuval Noah Harari**
Homo Deus C. H. Beck; 24,95 Euro
- 7 (4) **Gregor Gysi**
Ein Leben ist zu wenig Aufbau; 24 Euro
- 8 (11) **Elli H. Radinger**
Die Weisheit der Wölfe Ludwig; 19,99 Euro
- 9 (8) **Ildikó von Kürthy**
Hilde Wunderlich; 19,95 Euro
- 10 (9) **Christine Westermann**
Manchmal ist es federleicht Kiepenheuer & Witsch; 19 Euro
- 11 (-) **Gerhard Wisnewski** **verheimlicht – vertuscht – vergessen 2018** Kopp; 14,95 Euro
- 12 (12) **Roberto Saviano / Giovanni di Lorenzo**
Erklär mir Italien! Kiepenheuer & Witsch; 20 Euro

Zwei Männer italienischer Herkunft erörtern den Stand der Dinge in Italien und teilen Kindheits-erinnerungen – eine interessante Lektüre
- 13 (-) **Andreas Michalsen** **Heilen mit der Kraft der Natur** Insel; 19,95 Euro
- 14 (-) **Gerald Hüther** **Raus aus der Demenz-Falle!** Arkana; 18 Euro
- 15 (16) **Herfried Münkler**
Der Dreißigjährige Krieg Rowohlt Berlin; 39,95 Euro
- 16 (14) **Richard David Precht**
Erkenne dich selbst Goldmann; 24 Euro
- 17 (13) **Eckart von Hirschhausen** **Wunder wirken Wunder** Rowohlt; 19,95 Euro
- 18 (10) **Raphael Honigstein** **„Ich mag, wenn's kracht“** Ullstein; 20 Euro
- 19 (19) **Ferdinand von Schirach / Alexander Kluge** **Die Herzlichkeit der Vernunft** Luchterhand; 10 Euro
- 20 (17) **Cameron Bloom / Bradley Trevor Greive**
Penguin Bloom Knaus; 19,99 Euro



WEITWINKEL

Im Trump-Land

Im Rostgürtel der USA schlug einst das Herz der amerikanischen Industrie, die Fabriken spuckten Millionen Tonnen Stahl, Autos oder Kühlschränke aus. Heute verfallen hier die Betriebe, viele der Arbeiter haben ihren Job verloren – und Trump gewählt. Der Fotograf Matthew Abbott und die Journalistin Anna-Lena Roth sind durch Youngstown, Detroit, Flint und all die anderen Städte des Rostgürtels gereist und haben die Menschen gefragt, wie sie heute über Trump und ihre Heimat denken. Was Abbott und Roth zu hören bekamen, hat sie überrascht. Sehen Sie die Visual Story im digitalen SPIEGEL, oder scannen Sie den QR-Code.



JETZT DIGITAL LESEN

Uns fehlen die Träume

Essay Warum die Politik sich von Religion und Spiritualität inspirieren lassen sollte, wenn es um die Vision des guten Lebens geht. *Von Georg Diez*

Als er noch ein Kind war, hatte der künftige Häuptling des Indianerstammes der Crow einen Traum. Er sah Büffel, eine endlose Menge, unter einer weiten Sonne, und er sah ein Loch in der Erde, aus dem die Büffel kamen. Die Ebene war schwarz von Büffeln, sie waren überall, so weit der Junge sehen konnte.

Dann kamen sie nicht mehr. Und Plenty Coups, der junge Indianer, schaute sich um, und all die Büffel, die die Prärie bevölkert hatten, waren verschwunden. Es standen nur noch ein paar Antilopen auf einem Hügel. Dann aber sah er, dass aus dem Loch in der Erde, aus dem die Büffel erschienen waren, neue Tiere kamen. Es waren keine Büffel, es waren Kühe, Stiere, Kälber. Es waren die Tiere des weißen Mannes.

Was Plenty Coups sah, noch keine zehn Jahre alt, war das Ende der Welt, wie er sie kannte, das Ende seiner Zivilisation, das Ende der Crow und doch auch ein Anfang. Denn der Traum, so beschreibt es der amerikanische Philosoph Jonathan Lear in seinem Buch „Radical Hope“, wurde für den späteren Häuptling zur Grundlage allen Nachdenkens darüber, wie das Leben nach dem Ende weitergehen könnte.

Der Traum eröffnete ihm einen Raum, den er sonst nie gekannt und nie betreten hätte. Der Traum wurde das Fundament einer neuen Realität. Der Traum bestimmte sein Handeln und seine Entscheidungen. Der Traum wies über den Augenblick hinaus und formte Zeit zu etwas, das gestaltbar wurde. Der Traum, das Loch in der Erde, wurde zum Ausgangspunkt der Politik.

Der Traum war nicht das Gegenteil der Wirklichkeit, sondern eine andere Wirklichkeit. Der Traum war der Schlüssel zum Neuen. Der Traum war eine Möglichkeit, über sich selbst hinauszusehen. Der Traum war das Ganze und doch nur ein Teil davon. Der Traum war das, was fehlte, um dem Verlust eine Bedeutung zu geben.

Und darum geht es beim Nachdenken darüber, wie wir leben und vor allem wie wir zusammenleben wollen, beim Nachdenken also speziell über Gesellschaft und Politik – um Bedeutung, Sinn, Prinzipien, um einen Begriff des Guten und des Richtigen, um eine Reflexion dessen, was wir sind und, mehr noch, was wir sein könnten. Es geht um den Horizont und um das, was dahinter kommt.

Am Beginn eines Jahres, und ganz generell in dieser merkwürdigen und auch beängstigenden Zeit der Umbrüche von Ordnungen, der Zusammenbrüche von Sicherheiten, der Neujustierung von dem, was gilt und was gelten

sollte, was wahr ist und was unwahr, was gemacht werden kann und was nicht – am Beginn von 2018 stellen sich diese Fragen mit größerer Dringlichkeit als bisher.

Die Optionen des Endes sind ja auf einmal alltäglich, ganz direkt und apokalyptisch im Dauergrummeln zwischen den USA und Nordkorea und in der Frage, wer nun den größeren Atomkriegsknopf hat, Donald Trump oder Kim Jong Un, die Optionen des Endes sind auch sehr dauerhaft und wirtschaftlich, politisch, kulturell am Horizont der westlichen Hegemonie.

Und es geht weiter: das Artensterben, der Klimawandel, die künstliche Intelligenz, die Frage nach der Stellung des Menschen in einer Welt der Roboter – all das sind Szenarien der Endzeitlichkeit oder jedenfalls des Übergangs vom Alten zum Neuen. Was fehlt, so scheint mir, sind die Visionen oder Utopien, wie es hinter dem Horizont weitergehen könnte. Was fehlt, sind die Kulturtechniken, das Neue zu sehen. Was fehlt, sind die Träume.

Dabei gibt es, entspringend aus dem Gefühl von Verlust, eine Sehnsucht nach Sinn. Es gibt, bei allem Pragmatismus und Konservatismus, die Einsicht in die Notwendigkeit, das Neue zu entwerfen. Es gibt, trotz des Verharrens auf der Oberfläche der Dinge, eine Suche danach, was die Dinge zusammenhält. Es stellt sich nur

die Frage, wo der gesellschaftliche Ort für diese Sehnsucht, für diese Suche ist.

Die Kirche könnte so ein Ort sein, denn die Suche nach Sinn ist meist eine Suche, die spirituell angetrieben oder unterlegt ist. Aber die Kirche, evangelisch wie katholisch, tut sich schwer, überhaupt zu definieren, was sie sein soll oder will in einer Gesellschaft, in der einerseits die Glaubenspraxis verloren geht und andererseits die Glaubenssehnsucht wächst – ein Zerren an den Menschen, das, neben der wachsenden wirtschaftlichen Ungleichheit, einiges der frei flottierenden Frustration und Aggression erklärt.

Auch die Moschee oder die Synagoge könnten solche Orte sein – aber letztlich kann in einer liberalen Gesellschaft die Religion nur Teil dieser Suche sein, man kann diese Suche nicht delegieren. Die Trennung in Sinnsuche und Sachlichkeit, in Religion und Politik also, scheint gerade in diesen Zeiten hinderlich, wenn es um die Frage nach dem guten Leben geht.

Und das wirft einige Probleme auf, denn diese Spaltung ist strikt und gelernt und mit Vernunft bedacht in einer Tradition der Moderne, die gelehrt hat, dass es im Men-



Crow-Häuptling Plenty Coups um 1925

Die Vision einer anderen Welt

KEystone PICTURES / ZUMA PRESS / ACTION PRESS

schen selbst genug gibt an Wert und Bestimmung und in der das Übersinnliche seinen Platz hat außerhalb dieser Ordnung. Es waren, das beschreibt Pankaj Mishra in seinem Buch „Das Zeitalter des Zorns“, vor allem die Maximalisten der Rationalität wie Voltaire oder Montesquieu, die diese radikale Trennung forcierten. Eine andere Moderne, die auf Rousseau zurückgeht, nimmt dieses Dunkle, Drängende, nimmt es ernst als Teil dessen, was den Menschen ausmacht – Rousseau räumt der Religion einen Platz ein, als „natürliche Religion“ und „Zivilreligion“, und eröffnet damit der Spiritualität den Raum in der Politik.

Und gerade in einer Zeit, in der es der Humanismus schwer hat, siehe die Diskussion um die Geflüchteten oder das Hinnehmen des Syrienkriegs; gerade in einer Zeit, in der viele wesentliche Fragen nicht mehr von Kategorien wie Verantwortung oder Schuld zu trennen sind, siehe das Schicksal des Planeten und die Frage unserer Kinder, warum wir zu blöd waren, etwas zu tun; gerade in einer Zeit, in der der „kapitalistische Realismus“ (Mark Fisher) alle Alternativen ausblendet, ist die Radikalität der Hoffnung und der Träume notwendig, um ein Überleben zu visionieren.

Die übliche Kritik also etwa an den Predigten in den Kirchen zu Weihnachten, die gerade wieder zu hören und zu lesen war, geht, wie ich meine, in gewisser Weise in die falsche Richtung. Den einen waren die Predigten zu belanglos und anscheinlich, den anderen waren sie zu moralisch und politisch oder rot-grün grundiert – es geht dabei um die Rolle und das Selbstverständnis einer Institution, die schwer trägt an ihrer Tradition und der Glaubenspraxis und erstarrt scheint in Angst vor gesellschaftlicher Irrelevanz.

Institutionen aber, selbst solche, die mehr als 1500 Jahre alt sind, kommen und gehen, sie wandeln sich und formen sich neu. Was bleibt, ist die Herausforderung, Antworten zu finden auf das große Nach-uns, nicht nur metaphysisch, sondern ganz praktisch. Aber diese Antworten sind nicht solche, die man durch das Bohren mehr oder weniger dicker Bretter bekommt. Diese Antworten muss man anders finden, muss man womöglich erträumen. Die Frage ist nicht, ob zu viel Politik in der Kirche ist; die Frage ist, ob zu wenig Spiritualität in der Politik ist.

Es geht dabei nicht um Glauben im eigentlichen Wortsinne, es geht um das Verständnis, dass es Zusammenhänge gibt, die größer sind als man selbst, es geht um die Einsicht, dass die Erde vor uns hier war und nach uns hier sein wird, es geht um dieses Hier, das zugleich sehr konkret und durchaus unverstänlich ist, es geht um den Zweifel an der eigenen Weltsicht und dem andauernden Versuch, sich innerhalb des Nichtwissens zu verorten.

Es geht also, letztlich, um ein anderes Konzept von Politik, das weniger mit Parteien und Personen zu tun hat und mehr mit den Fragen, die über den Augenblick und auch über den Abgrund hinausgehen. „Die Stiere“, so beschreibt es der Indianer vom Stamm der Crow, „machten andere Geräusche, nicht so tief und durchdringend wie

die Büffel, sondern für meine Ohren schärfer und dabei schwächer. Ihre Schwänze waren anders, länger, sie fegten fast den Boden damit. Das waren keine Büffel. Das waren Tiere aus einer anderen Welt ...“

Die Versuche, diese andere Welt ins Heute zu holen, gab und gibt es, sie sind manchmal schön und manchmal schrecklich, aber sie sind das, was das Neue ermöglicht und das Alte ablöst. Mein Kollege Volker Weidermann hat einen dieser Versuche gerade sehr eindrucksvoll beschrieben, „Träumer“ heißt sein Buch über die Radikalität der Gegenwelten in der Münchner Räterepublik, die sich 2018 zum 100. Mal jährt und der Kurt Eisner sein fieberndes Nachtgesicht geliehen hat, für kurze Zeit bayerischer Ministerpräsident, ein prophetischer Politiker von eigenen Gnaden, getragen erst von der Sympathie der Menschen, dann fatal fallen gelassen.

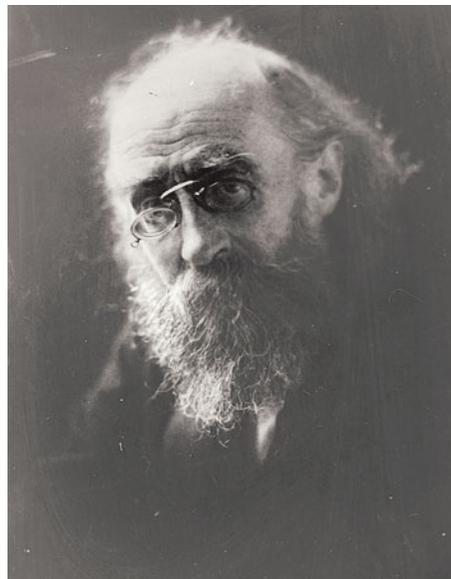
Eisner und die anderen hatten Träume, die geboren waren aus dem Ende einer Welt, zerstört, zerfetzt im Ersten Weltkrieg. Ihre Räterepublik lebte von der Möglichkeit von Radikalität und Schönheit, sie lebte im messianischen Gefühl der eigenen Bedeutung, sie erschuf sich eine neue Welt. Die Gegenfigur dazu ist Oswald Spengler, dessen reaktionäres Gute-Nacht-Buch „Der Untergang des Abendlandes“ ebenfalls vor 100 Jahren erschien und das eine andere Vision des Endes propagiert als Verdammnis von Fortschritt.

Die Fragen also nach den Alternativen stellen sich dieses Jahr, dem Jahr zwei der apokalyptischen Präsidentschaft Trumps, anders und gleich und in vielem dringender. Die Armut des Politischen ist auch in Deutschland offensichtlich geworden und auch die Schwierigkeiten, Politik nach Mehrheiten zu beurteilen. Und wenn manche Leute davon reden, dass es gut für das Parlament ist, wenn mit der AfD der Streit zurückkehrt, zeigt das nur, wie tief die Maßstäbe gesunken sind.

Es geht aber doch längst darum, angesichts der Krise des Alten die Gestalt des Neuen zu erkennen. Das funktioniert aber nur, wenn man die Doppelbödigkeit der Wirklichkeit annimmt und Politik wieder zu etwas Umfassendem macht, das die Gesamtheit dessen umfasst, was den Menschen zum Menschen macht, wie es seit dem Gilgamesch-Epos immer war, und das auf die Frage hinausläuft, wie das gute Leben erreichbar ist für möglichst viele, möglichst für alle.

Religion und Spiritualität haben dabei eine utopische Komponente, das macht Jonathan Lear klar: Vor dem Ende der Zivilisation der Crow-Indianer stellt sich die Frage, wie man die ethischen Grundlagen für etwas schaffen kann, das man nicht kennt, wie also das Neue gedacht werden kann, ohne dass man es fassen kann. Im Traum vernimmt Plenty Coups eine Stimme, die ihm einen Rat gibt: Werde wie der Meisen-Mensch, sagt die Stimme. „Er ist der Schwächste, was seine körperliche Kraft angeht, aber der Stärkste im Denken. Er ist bereit, für die Weisheit zu arbeiten. Der Meisen-Mensch ist ein guter Zuhörer.“

Vergiss alle Sicherheit, so ist das Fazit, vertraue deinem Gehör. ■



Revolutionär Eisner um 1915
Prophet von eigenen Gnaden

STAATSBIBLIOTHEK BERLIN / BPK

Sehnsucht nach Weltkultur

Europa Der Schriftsteller Navid Kermani bereist die Außenbezirke des Kontinents, trifft einen armenischen Komponisten, diverse Aktivisten und einen erstaunlich unbarmherzigen Pater.

Zehnter Tag

Tigran Mansurian empfängt mich im Separee eines altmodischen Cafés in Eriwan, ein zuvorkommender Herr mit eckiger Metallbrille und schmalem Gesicht, in das bei jeder Drehung die schneeweißen Haare fallen. Er ist Komponist, der berühmteste seines Landes, steht weltweit auf den Spielplänen von Philharmonien und Festivals für Neue Musik. Dabei klingen seine Quartette, Sonaten, Konzerte und Chöre ganz anders, als es ein westliches Konzertpublikum von Neuer Musik erwartet, gefühlvoll, ja sogar oft tragisch, ohne je melodramatisch zu sein, wie eine einfache Weise oder ein Kinderlied tragisch klingen kann, allerdings mit dem vollen, mächtigen Klang eines Sinfonieorchesters.

Seine CDs im Ohr, möchte ich fragen, ob das musikalische Erbe des Orients eine natürliche Verbindung zur Neuen Musik bietet. Aber kaum habe ich mich gesetzt, bin ich wie in allen Gesprächen bisher wieder beim Aghet, bei der „Katastrophe“, wie der Genozid in Armenien heißt, nur weil das Wort Erbe fällt. Mansurians Mutter war wenige Monate alt, als türkische Soldaten seinen Großvater mitsamt den anderen Männern ihrer Stadt Marasch in einer Scheune einsperrten und sie anzündeten. Die Großmutter und die Tante starben auf dem Marsch nach Syrien. Nur die Mutter überlebte, wenige Monate alt, und wuchs in einem amerikanischen Waisenhaus in Beirut auf. So viel zum Erbe eines Armeniers seiner Generation.

In Beirut wurde auch Mansurian geboren und zog mit den Eltern 1947 nach Armenien, da war er acht Jahre alt. Die Eltern hätten sich in Beirut sicher gefühlt, erklärt Mansurian, die Stadt sei sehr kosmopolitisch gewesen. Allein, der Vater habe an die Versprechen der Sowjetunion geglaubt, rundherum falsche Versprechen, wie Mansurian hinzufügt. Dann erzählt er einen Witz: Ein Armenier, der in die Sowjetrepublik übersiedeln will, macht mit seinen Freunden und Verwandten in der Diaspora aus, dass er ihnen ein Foto schicken wird. Wenn er auf dem Bild steht, ist alles gut, dann sollen ihm die Freunde und Verwandten folgen. Wenn er sitzt, sollen sie fortbleiben. Als die Freunde und Verwandten den Briefumschlag mit dem Foto öffnen, sehen sie, dass der Mann auf dem Boden liegt.

„Ich bin dennoch dankbar, dass es kam, wie es kam“, sagt Mansurian in das traurige Schmunzeln hinein.

„Bei all dem Leid?“

„Wenn wir einsehen, dass Leben nun einmal aus Verlusten besteht, dann war es das Beste, was mir unter den gegebenen Umständen passieren konnte, dass ich als Flüchtlingskind nach Armenien kam. Es war der ‚best loss‘. Ich hätte als Komponist niemals das Gerüst gehabt, wenn ich in einem anderen Land aufgewachsen wäre.“

Das Gerüst, das Mansurian meint, ist mehr als 1600 Jahre alt. Ja, man denkt, man hätte bei den Lebensdaten die Eins am Anfang überlesen, bis man sich versichert, dass dieser oder jener armenische



Kermani, 50, ist Schriftsteller und lebt in Köln. Bislang hat der SPIEGEL elf Teile seiner Reise-reportage veröffentlicht. Seine Reise endet in Iran, der Heimat seiner Eltern.

Komponist tatsächlich im fünften Jahrhundert gestorben ist.

„Und die gab es wirklich?“, frage ich. „Ich meine, sind das verbürgte Namen und Kompositionen, die damals schon niedergeschrieben wurden und seither erhalten sind?“

„Aber natürlich gab es die“, antwortet Mansurian belustigt und fängt mit seiner kehligen Stimme so laut zu singen an, dass noch im Nachbarsepree die Melodie zu hören sein müsste, die Mesrop Maschtoz im fünften Jahrhundert in Noten festgehalten hat. Ich blicke Mansurian an, dem wieder die Haare ins Gesicht gefallen sind, und stelle mir vor, dass einmal auch sein großes Requiem zum Genozid, das 2011 in Berlin uraufgeführt wurde, in Istanbul verstanden wird. Wenn wir einsehen, dass das Leben nun einmal aus Verlusten besteht, dann wäre es unter den gegebenen Um-

ständen das Beste – „the best loss“, wie Mansurian es genannt hat –, dass aus der Katastrophe etwas Verbindendes entsteht.

Im Matenadaran, dem Manuskriptmuseum, das einem Tempel gleich auf einer Anhöhe mitten in der Stadt liegt, sind Schriften aus dem fünften, sechsten Jahrhundert ausgestellt, die namentlich unterzeichnet und immer noch leicht zu lesen sind. Deutsche oder Franzosen tun sich schon schwer, ihr spätes Mittelalter zu verstehen, und selbst in Iran reicht das sprachliche Kontinuum nur bis zum neunten Jahrhundert zurück. Versteht sich, dass auch die armenische Kirche die älteste Staatskirche der Welt ist.

Um mehr von der Gegenwart mitzubekommen, habe ich mich bei Pink Armenia angekündigt, einer Nichtregierungsorganisation, die sich für die Rechte von LGBT einsetzt, also Lesben, Schwulen, Bisexuellen und Transgender. Gerade dieser Tage musste nach Protesten und Drohungen eine Reihe innerhalb des Internationalen Filmfestivals abgebrochen werden, weil eine Dokumentation über armenische Homosexuelle ins Programm genommen wurde. Nun wird eilig eine Aufführung außerhalb des Festivals organisiert. Eine gewöhnliche Wohnung in einem mehrstöckigen Gebäude ohne ein Schild an der Haustür – das ist der einzige überdachte Ort außerhalb der eigenen vier Wände, an dem sich Homosexuelle in Armenien umarmen können. Die Polizei nehme „hate crimes“ nicht einmal auf, sagt Mamikon Hovsepian, der mit 35 schon einer der Ältesten in den drei oder vier karg möblierten Zimmern ist.

Finanziert wird Pink vor allem aus Europa. Hovsepian weiß, dass damit das homophobe Klischee bedient wird, aber ohne die Gelder aus Holland oder Schweden gäbe es das Büro nicht, in dem Homosexuelle Beratung finden oder einfach einen geschützten Raum. Hinzu komme, dass viele Europäer tatsächlich nur an diesem einen Thema interessiert seien, wie es ein weiteres Klischee will. Auf Konferenzen im Ausland erkläre er dann immer, dass er schwul sei, ja, aber sein Leben sich nicht aufs Schwulsein beschränke und es andere Probleme gebe, politische und gesellschaftliche Probleme etwa, die für ihn mindestens genauso wichtig seien. Aber mit Hinweisen auf die sozialen Verwerfungen, die Oligarchie, den Nationalismus oder den nicht enden wollenden Krieg fin-



NAZIK ARMENAKYAN / DER SPIEGEL

Armenisches Nationalheiligtum Berg Ararat: Die älteste Staatskirche der Welt

de man kaum Gehör in Europa. Stattdessen werde er immerfort nach der Einführung der Homo-Ehe gefragt, als ob das der einzige Indikator für Entwicklung wäre.

Im überfüllten Media-Center, das sich mehrere Nichtregierungsorganisationen für Veranstaltungen und Konferenzen teilen, ist die Stimmung angespannt trotziger. Gegerische Aktivisten sollen von der Aufführung erfahren haben, jemand will draußen einige grimmige Gestalten ausgemacht haben. Zur Sicherheit sind die Türen von innen versperrt. Das Publikum ist jung, kaum jemand älter als dreißig und, wie man so sagt, westlich gekleidet, also nicht anders als in Berlin oder Brüssel, die Frisuren, die Jeans, die Tattoos, auch die Körperlichkeit im Umgang untereinander und das Selbstbewusstsein der Frauen. Wen immer ich anspreche, er oder sie versteht Englisch, was in Armenien alles andere als selbstverständlich ist. Und soweit ich es auf die

Schnelle in Erfahrung bringe, werden alle beteiligten NGOs mindestens teilweise von europäischen Institutionen gesponsert. Welch Wunder, dass für die grimmigen Gestalten auf der Straße der europäische Kulturimperialismus hier ein Stelldichein feiert. Aber sollte Europa deswegen diese jungen Armenier nicht unterstützen, die der Homophobie die Stirn bieten?

Als ich aus dem Gebäude trete, erblicke ich keine grimmigen Gestalten, sondern auf der anderen Straßenseite einen schwächlichen Burschen, keine dreißig, schätze ich, so alt wie die Besucher des Media-Centers, die er fotografiert. Erst wende ich ihm wie alle anderen den Rücken zu, nicht verängstigt, aber doch mit dem Gefühl, wehrlos seiner Linse ausgesetzt zu sein. Dann drehe ich mich um und gehe über die Straße. Als der Mann begreift, dass ich zu ihm will, scheint er zu überlegen, ob er fortrennt, deshalb be-

schleunige ich den Schritt. Jetzt ist er es, der Angst hat oder wenn schon nicht ängstlich, dann irritiert und nervös ist. Zu seiner Überraschung schlage ich einen freundlichen Ton an, sodass er, anfangs zögerlich zwar, nach und nach immer bereitwilliger Auskunft gibt. Haik Ayyasian heißt er und meint, dass Armenien ein christliches Land sei, deshalb stehe er hier. Die Bibel lasse keinen Zweifel, dass Homosexualität eine Sünde sei, todeswürdig sogar. Wollte er denn, frage ich, dass die jungen Menschen auf der anderen Straßenseite auch die biblische Strafe treffe?

„Nein, wir haben nichts gegen diese Leute. Wir haben nur etwas dagegen, dass für Homosexualität auch noch geworben wird.“

„Wen meinen Sie mit ‚wir‘?“

„Wir Armenier. 98 Prozent lehnen so etwas ab.“

Sie – womit Haik weiterhin „sie, die Armenier“, meint – wollten die Homo-

sexualität nicht kriminalisieren, darum gehe es nicht, schon gar nicht um Gewalt. Es gehe nur darum, die ausländische Propaganda zu stoppen. Deshalb habe er sich einer Organisation angeschlossen, Luus („Licht“), in der junge Menschen die christliche Identität Armeniens verteidigten.

„Und wieso machen Sie Fotos?“, frage ich.

„Ich möchte wissen, wer sich so einen Film anschaut.“

„Dann stellen Sie sich halt an den Eingang, und schauen Sie sich die Menschen an. Aber warum die Fotos?“

„Die sind nur für mich.“

„Aber wozu denn?“

„Wozu wollen Sie das wissen?“

„Ich bin mindestens so neugierig wie Sie.“

„Vielleicht möchte ich wissen, ob jemand von der Regierung hier ist.“

„Um ihn dann anzuschwärzen?“

„Habe ich denn kein Recht zu wissen, was die Regierung unterstützt?“

Für Haik sind die Altersgenossen auf der anderen Straßenseite nicht die eigentlichen Schuldigen; sie seien Opfer der Europäischen Union, der sich die Regierung willenlos unterwerfe. Auf mich hätten die Zuschauer sehr selbstbestimmt gewirkt, wende ich ein: wie er darauf komme?

„Weil die EU ständig von den Rechten der Homosexuellen spricht. Ständig. Warum denn nur? Wie viele Leute betrifft das denn hier? Wieso ist ihr das Thema so wichtig? Was bezweckt sie damit?“

„Was denken Sie?“

„Weil sie uns von unserer eigenen Kultur entfremden und uns gegen unsere Religion aufbringen will.“

„Hat das nicht eher die Sowjetunion getan?“

„Die Sowjetunion hat uns mit Waffen besiegt, aber Europa will an unsere Köpfe heran.“

„Aber wie kommen Sie denn darauf? Sie müssen doch Belege haben für Ihre Behauptung.“

„Schauen Sie, in Deutschland werden Kinder von ihren Eltern getrennt, wenn die Eltern den Sexualunterricht kritisieren, wenn sie sagen, dass Homosexualität etwas Schlechtes ist.“

„Ich komme aus Deutschland, ich habe noch nie davon gehört, dass man deswegen Kinder von ihren Eltern trennt.“

„Aber das ist belegt!“

„Und woher wissen Sie, dass Ihre Belege stimmen?“

„Ich kann Ihnen die Berichte zeigen mit Fotos und allem, das sind alles belegte Fälle“, versichert Haik und schreibt sich meine Mail-Adresse auf.

Nachts klicke ich mich durch die Links, die Haik Ayvasian mit freundlichen Grüßen geschickt hat. Die Berichte informie-



Kloster Dadiwank: Vertrag mit den Vögeln

ren über die Reform des Sexualunterrichts in Baden-Württemberg. Es ist nicht die Rede davon, dass Kinder von renitenten Eltern getrennt würden, aber ich kann mir schon vorstellen, dass man es aus den Artikeln herauslesen kann, wenn man den Kontext nicht kennt, schließlich ist die Teilnahme am Sexualunterricht zwingend. Haik hat auch YouTube-Videos verlinkt, die mit versteckter Kamera zeigen sollen, wie deutsche Jugendämter mithilfe der Polizei Kinder aus ihren Elternhäusern abholen. Er bietet an, mich morgen noch einmal zu treffen und mich seinen Freunden vorzustellen, damit ich besser verstehe, warum sie die Welt von heute sehen, wie sie sie sehen. Es wäre lohnend, mit ihm weiterzureden, denke ich, denn er hört zu und versucht, sich begreiflich zu machen. Ob er auch mit den Gleichaltrigen reden würde, die aus der Filmvorführung gekommen sind? Und sie mit ihm?

Ich werde es nicht herausfinden, denn in aller Herrgottsfrühe brechen wir auf, damit wir für die Fahrt nach Bergkarabach den Umweg über den See Sewan nehmen können, über den Ossip Mandelstam einige seiner bewegendsten Notizen hinterlassen hat. Die Reise nach Armenien war ein letztes Aufatmen, bevor der Dichter verhaftet wurde, die letzten Jahre seines Lebens in Armut und Ächtung, Verfolgung und Fron verbrachte und schließlich 1938 unter den elenden Umständen eines sibirischen Arbeitslagers starb. Auf die Frage,

die ihm nach der Reise bei einer seiner letzten öffentlichen Lesungen provokativ gestellt wurde, wodurch sich seine Dichtung denn überhaupt charakterisiere, antwortete er knapp: „Sehnsucht nach Weltkultur.“

Elfter Tag

Ohne dass uns Armenien jemals verabschiedet hat, taucht ein Schild auf, auf dem uns die Republik Bergkarabach willkommen heißt. Der Schlagbaum besteht aus einer simplen Holzstange, an der eine Kordele hängt, und ist hochgefahren. Um sicherzugehen, dass wir nicht illegal die Grenze überqueren, parkt der Fahrer dennoch den Wagen. Der Beamte, den wir hinter seinem Schreibtisch vorfinden, studiert sogar die leeren Seiten des deutschen Reisepasses mit Hingabe und nickt bedeutungsvoll. Ohne nach dem Grund der Reise gefragt zu haben, händigt er den Pass ungestempelt wieder aus und sagt, ich müsse in der Hauptstadt Stepanakert ein Visum beantragen. Dann begleitet er uns zum Auto, verabschiedet sich mit Handschlag und schaut uns lange nach. Seltsamer Staat, denke ich, wo man die Erlaubnis zur Einreise erst erhält, nachdem man eingereist ist.

Wir halten beim Kloster Dadiwank an, das einer Legende zufolge im ersten Jahrhundert nach Christus gegründet worden ist. Die heutigen Gebäude mitsamt der Kirche wurden seit dem neunten Jahrhundert auf einer Anhöhe in ein steiles, waldiges



Pater Hovhannes: „Im Krieg kann man nicht lieben“

NAZIK ARMENAKYAN / DER SPIEGEL

Gebirge gebaut, das heute noch genauso einsam und sich selbst überlassen wirkt, als wäre seitdem nichts auf Erden geschehen. Weder verbergen die Fresken ihr Alter, noch sind die Kabel hinterm Putz oder auch nur einer Fußleiste versteckt. Eine Wand ist vollständig von Ruß bedeckt, an einer anderen zeichnen sich die Umrisse einer Treppe ab, die einmal zu einer Empore geführt haben muss. Der Hirte, der zur Zeit der Sowjetunion mit seiner Familie in der Kirche gewohnt hat, soll sich gesorgt haben, dass seine Kinder von der Treppe fallen, deshalb riss er sie ab. Am Ruß erkennt man, wo der Herd stand, der zugleich Ofen war. Auf den alten Perserteppichen, die den Boden heute bedecken, haben schon viele Gläubige und ebenso die Vögel im Dachstuhl ihre Spuren hinterlassen. Wieder frage ich mich, was den Zauber dieser Räume ausmacht, die doch viel besser, viel authentischer hätten restauriert werden können. Es ist nicht nur, dass sie ihre Geschichte zeigen, alle Erfahrungen, Schmerzen und Glück, wie ein uraltes Gesicht oder eben die Rinde eines Baums. Der Zauber entsteht auch aus dem Zufälligen, dem Unvollkommenen, das die Jahre zusammengewürfelt haben, selbst den Kabeln, dem Ruß, den Löchern im Teppich, dem Lichteinfall und den Vögeln, die jeder Sekunde eine andere Wendung geben, weil nur Gott ewig und vollkommen ist.

Pater Hovhannes Houhamesyan, ein hochgewachsener, athletischer Mann mit

sorgsam geschnittenem Bart und nach hinten gekämmten Haaren, erklärt uns, dass er einen Vertrag mit den Vögeln habe.

„Einen Vertrag?“

„Ja, dass sie überall wohnen können, nur nicht in der Kirche.“

„Und?“

„Sie halten sich einfach nicht daran.“

Pater Hovhannes hat ein geradezu intimes Verhältnis zu seiner Kirche, weil es in der Einsamkeit weder eine Gemeinde im eigentlichen Sinne gibt noch ein klösterliches Leben, nur die Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen für die umliegenden Dörfer und einzelne Beter, gelegentlich armenische Touristen, den Kiosk einer alten Frau und die Bauarbeiter, die nach 24 Jahren immer noch nicht fertig sind mit der Renovierung. Vor der Befreiung sei die ganze Region noch von Türken besiedelt gewesen. Dass es wohl eher Kurden waren, die unter den Türken selbst viel gelitten haben, und mit den Türken aber auch gar nicht Türken, sondern Aserbaidschaner gemeint sind, solche Differenzierungen scheinen dem Pater nicht bewusst zu sein oder verweisen sich im Krieg.

„Es gibt kein Land, das Aserbaidschan heißt“, beharrt er, als ich frage, warum er die Aserbaidschaner Türken nennt.

Dass die Bewohner ihre Häuser aufgeben mussten, findet er nur folgerichtig, schließlich hätten lange vor den Türken bereits Armenier hier gelebt. Man müsse nur das Alter der Kirchen und der Moscheen vergleichen, beinah 2000 gegen

allenfalls 200 Jahre, um zu wissen, wem dieses Land gehört. Vergebens versuche ich, Pater Hovhannes ein Wort des Mitgefühls für die Menschen zu entlocken, die ihre Heimat verloren haben, einfache Bauern und Hirten. Heimat?, fragt der Pater, der als Armeepriester an der Front gedient hat. Ja, Heimat, sage ich, für den Einzelnen sei es doch Heimat, wenn man an einem Ort geboren und aufgewachsen ist, egal was vor 200 oder 2000 Jahren war. Der Pater jedoch mag nicht auf Einzelne eingehen, er spricht von den Türken nur als Kollektiv, das die Armenier vertrieben und massakriert habe. Ich versuche es über die Feindesliebe, die das eigentlich Spezifische am Christentum sei: Was bedeute sie an der Front? Wie auf einer Kanzel erhebt der Priester die Stimme und erklärt feierlich, dass man als Christ niemals einen Krieg anfangen dürfe.

„Gut“, sage ich, „aber wenn man nun einmal im Krieg ist – hat die Feindesliebe dann irgendeine Bedeutung?“

„Wir mussten unser Land verteidigen gegen den Feind.“

„Aber liebten Sie den Feind?“

„Es gibt eine Regel“, sagt der Priester langsam und lehnt im Stehen den Oberkörper zurück, als verschaffte er sich damit Luft: „Der Feind muss wenigstens eine Chance bieten, damit man ihn liebt. Aber das tun die Türken nicht. Sie sind dazu erzogen worden, uns zu hassen, uns zu töten. Sie geben uns keine Chance, sie zu lieben.“

„Dann wäre es ja einfach!“, entfährt es mir nicht sehr ehrfurchtsvoll: „Wenn der Feind Ihnen eine Chance böte, ihn zu lieben, dann wäre er kein Feind mehr. Das Besondere an Christus ist doch, dass er sagt, du sollst nicht nur deinen Nächsten lieben, sondern deinen Feind. Also den, der dich hasst oder dir schaden will oder dich jedenfalls ablehnt. Den sollst du lieben. Ist das möglich?“

„Ja, wenn wir friedlich mit ihnen zusammenleben würden, also die verschiedenen Religionen, dann könnten wir sie auch lieben. Aber im Krieg geht das nicht.“

„Warum nicht?“

„Du kannst keinen Menschen töten, den du liebst.“

„Und wie war das dann für Sie, als Sie an der Front waren?“

„Wenn du dir in dem Augenblick, wo du auf jemanden zielst, sagst, dass du ihn liebst, dann kannst du nicht abdrücken, das geht einfach nicht. So war das für mich. So ist das im Krieg.“

Im nächsten Heft:

Durch Armenien und nach Iran, dort ans Kaspische Meer, dann weiter bis nach Teheran



„Das ist Wurst“

Buchkritik Der Historiker David Motadel hat die merkwürdige Allianz der Nazis mit den Muslimen erforscht.

Adolf Hitler glaubte bekanntlich an keinen Gott, sondern nur an sich selbst. Wenn er überhaupt Interesse an einer Religion zeigte, dann war es tatsächlich der Islam. Nur der „Mohammedanismus“, so erklärte er 1941 im kleinen Kreis, könne ihn „noch für den Himmel begeistern“; allein schon die Vorstellung eines von Jungfrauen „bevölkerten Paradieses... wo der Wein in Strömen fließt“, sei doch viel schöner als dieser „fade christliche Himmel“.

Seine Zuhörer fragten sich wahrscheinlich im Stillen, was ihr „Führer“, der weder dem Alkohol noch einem ausschweifenden Sexualeben zuneigte, an diesem Paradies so attraktiv fand.

In Wirklichkeit waren es wohl eher die zahlreichen Anhänger des Islam, die Hitler so euphorisch stimmten. Das NS-Regime, so schreibt der deutsche Historiker David Motadel in seinem spannenden Buch „Für Prophet und Führer. Die Islamische Welt und das Dritte Reich“, habe seit 1941 erhebliche Anstrengungen unternommen, um „Muslime als Verbündete zu gewinnen und sie zum Kampf gegen angeblich gemeinsame Feinde aufzustacheln, allen voran das Britische Empire, die Sowjetunion und die Juden“.

Motadels Studie beruht auf Recherchen in vielen Archiven Europas und der USA; die englische Originalausgabe wurde hochgelobt und mit Preisen ausgezeichnet. Dass sich der an der London School of Economics lehrende Historiker mit diesem Thema befasste, hat allerdings auch biografische Gründe. Motadels Vater stammt aus Iran, seine Mutter aus Deutschland.

In seinem Buch schildert er zunächst die politischen Folgen des Vormarsches deutscher Truppen in den Osten Europas und nach Nordafrika: Immer mehr Muslime gelangten unter deutschen Einfluss. Im Zuge dessen hofften die Nazistrategen, die in der islamischen Welt verbreiteten Ressentiments gegen die Juden mobilisieren zu können. Das Auswärtige Amt lotste zu diesem Zweck diverse religiöse Führer nach Berlin, allen voran den Mufti von Jeru-

salem, Mohammed Amin al-Husseini. Der „heilige Koran“, so warnte der „glühende Judenhasser“ (Motadel), sei „voll von Belegen jüdischer Charakterlosigkeit und für ihr tückisches, lügnerisches und betrügerisches Verhalten“. In Berlin aufgezogene arabische Radiosendungen sowie Flugblätter, die von deutschen Flugzeugen abgeworfen wurden, verbreiteten Husseinis Tiraden in der ganzen muslimischen Welt.

Der Erfolg der NS-Propaganda hielt sich freilich in Grenzen. Abgesehen von einem Pogrom im Irak sei es während des Krieges zu „keinen größeren judenfeindlichen Aufständen“ gekommen, schreibt Motadel. Im Gegenteil: Immer wieder hätten Teile der islamischen Bevölkerung in Nordafrika „offene Solidarität mit ihren jüdischen Nachbarn“ gezeigt. Gemessen an der Brutalität des nationalsozialistischen Rassenwahns, war der arabische Antisemitismus geradezu harmloser Natur.

Die ideologische Kampagne scheiterte zudem an mangelnder Glaubwürdigkeit. Sosehr sich Adolf Hitler auch für die Muslime begeisterte: Seine Volksgenossen hatten mit multikulturellen Anwendungen wenig im Sinn. „Fast jeder deutsche Soldat gibt eindeutig zu verstehen, dass er uns zu den verachtetsten Rassen der Welt zählt“, klagte ein Nordafrikaner in einem Memorandum für die NS-Regierung. Man werde von den deutschen Besatzern im Maghreb immer wieder als „Nigger“, „schwarze Halunken“ oder gar als „Juden“ beschimpft.

Die Tatsache, dass nicht nur Juden, sondern auch Muslime beschnitten sind, war den meisten Deutschen unbekannt. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion erschossen Einsatzgruppen der SS neben Hunderttausenden Juden auch viele Muslime. Erst ein Erlass des Reichssicherheitshauptamtes in Berlin klärte die Mördertruppe im September 1941 darüber auf, dass „die Beschneidung allein noch nicht ohne Weiteres den Beweis einer jüdischen Abstammung darstellt“.

Besonders bedrückend lesen sich jene Passagen des Buches, in denen David Motadel über den Einsatz von Muslimen bei der SS und der Wehrmacht berichtet. Arabische Soldaten desertierten in großer Zahl, zumal auch auf

der Gegenseite, bei den britischen Truppen in Nordafrika, viele Muslime kämpften.

Auf der Krim und auf dem Balkan hingegen erwiesen sich muslimische Einheiten als äußerst blutrünstig. Die Handschar-Division der SS massakrierte in den serbischen Gebieten Bosniens große Teile der Zivilbevölkerung. Als Hitler in einer Lagebesprechung im April 1944 darüber informiert wurde, dass die Handschar-Killer ihren Gegnern sogar manchmal mit dem Messer das Herz heraus schnitten, antwortete er kurz: „Das ist Wurst“, und wechselte das Thema.

Für alle Neonazis hält Motadel schließlich eine bittere Pointe bereit: Hitler, der Rassist und Nationalist, habe mit seiner Begeisterung für islamische Geistliche und Soldaten am Ende „mehr Muslime nach Deutschland gebracht, als dort je gelebt hatten“.

Martin Doerry



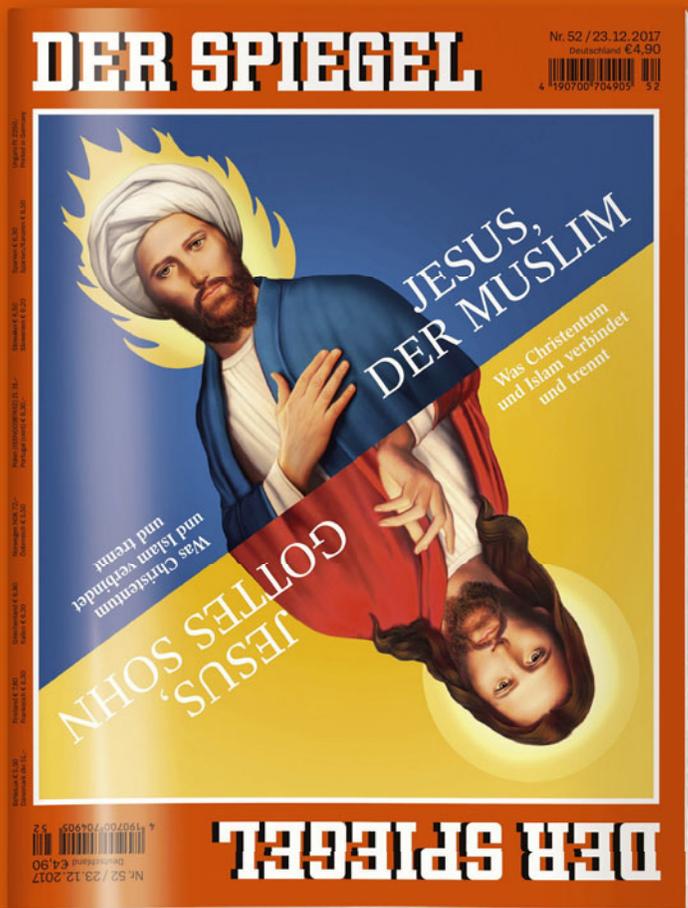
Deutscher Soldat, Kamelführer in Tunesien 1943

Wenig Sinn für Multikulti

SCHERL / SÜDDEUTSCHE ZEITUNG PHOTO / ULLSTEIN BILD

David Motadel: „Für Prophet und Führer. Die Islamische Welt und das Dritte Reich“. Klett-Cotta; 568 Seiten; 30 Euro.

Ohne Vertragslaufzeit: jetzt den SPIEGEL frei Haus lesen!



Gratis für Sie: eine Wunsch-Ausgabe von SPIEGEL GESCHICHTE, WISSEN, BIOGRAFIE oder „Dein SPIEGEL“.

Der SPIEGEL jede Woche frei Haus:

- ohne Mindestbezug
- 6% günstiger als im Handel
- kostenloser Urlaubsservice
- inklusive LITERATUR SPIEGEL

Ja, ich möchte bequem den SPIEGEL lesen!

Ich lese den SPIEGEL für nur € 4,60 pro Ausgabe statt € 4,90 im Einzelkauf, kann jederzeit zur nächsterreichbaren Ausgabe kündigen und erhalte ein SPIEGEL-Gratisheft nach Wunsch dazu!

Einfach jetzt anfordern:



abo.spiegel.de/bequem



040 3007-2700 (Bitte Aktionsnummer angeben: SP17-215)

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon 040 3007-0 Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) Mail spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923–2002)

CHEFREDAKTEUR Klaus Brinkbäumer (V. i. S. d. P.)

STELLV. CHEFREDAKTEUR Susanne Beyer, Dirk Kurbyjuweit, Alfred Weinzierl

HAUPTSTADTBÜRO Leitung: René Pfister, Michael Sauga, Christiane Hoffmann (stellv.). **Redaktion Politik und Wirtschaft:** Nicola Abé, Dr. Melanie Amann, Markus Dettmer, Veit Medick, Ann-Katrin Müller, Ralf Neukirch, Cornelia Schermgall, Christoph Schult, Anne Seith, Britta Stuff, Gerald Trauffetter. **Autoren, Reporter:** Markus Feldenkirchen, Konstantin von Hammerstein, Marc Huser, Christian Reiermann, Marcel Rosenbach

DEUTSCHLAND Leitung: Cordula Meyer, Dr. Markus Verbeet. **Redaktion:** Laura Backes, Katrin Eiger, Michael Fröhlingdorf, Hubert Gude, Charlotte Klein, Miriam Olbrisch, Andreas Ulrich, Michael Wulzinger. **Meldungen:** Annette Bruhns. **Autoren, Reporter:** Jan Fleischhauer, Annette Großhager, Julia Jüttner, Beate Lakotta, Bruno Schrep (frei), Hans-Ulrich Stoldt, Katja Thimm, Dr. Klaus Wiegrefe. **Berliner Büro** Leitung: Frank Hornig. **Redaktion:** Maik Baumgärtner, Sven Becker, Sven Böbel, Michael Sontheimer (frei), Andreas Wassermann, Wolf Wiedmann-Schmidt. **Autoren, Reporter:** Stefan Berg, Martin Knobbe

WIRTSCHAFT Leitung: Armin Mahler, Susanne Amann (stellv.), Markus Brauck (stellv.). **Redaktion:** Simon Hage, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Ann-Katrin Nezik, Simone Salden. **Autoren, Reporter:** Hauke Goos, Michaela Schiefel

AUSLAND Leitung: Britta Sandberg, Juliane von Mittelstaedt (stellv.), Mathieu von Rohr (stellv.). **Redaktion:** Fiona Ehlers, Katrin Kuntz, Jan Puhl, Tobias Rapp, Sandra Schulz, Samiha Shafy, Helene Zuber. **Autoren, Reporter:** Marian Blasberg, Clemens Höges, Susanne Koelbl, Dietmar Pieper, Christoph Reuter

WISSENSCHAFT UND TECHNIK Leitung: Rafeala von Bredow, Olaf Stampf. **Redaktion:** Dr. Philip Bethge, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Guido Kleinhubert, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmundt, Frank Thadeusz, Christian Wüst. **Autor:** Jörg Bhech

KULTUR Leitung: Elke Schmitter, Sebastian Hammelehle (stellv.). **Redaktion:** Tobias Becker, Lars-Olav Beier, Anke Dürr, Ulrike Knöfel, Katharina Stegelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. **Autoren, Reporter:** Georg Diez, Dr. Martin Doerry, Lothar Gorris, Wolfgang Höbel, Dr. Nils Minkmar, Volker Weidemann

GESELLSCHAFT Leitung: Matthias Geyer, Özlem Gezer (stellv.), Guido Mingels (stellv.). **Redaktion:** Maik Großekathöfer, Barbara Hardinghaus, Maren Keller, Dialika Neufeld, Claas Relotius, Jonathan Stock, Takis Würger. **Autoren, Reporter:** Uwe Buse, Ullrich Fichtner, Jochen-Martin Gutsch (frei), Alexander Osang, Cordt Schnibben, Alexander Smolczyk, Barbara Supp

SPORT Leitung: Udo Ludwig. **Redaktion:** Thilo Neumann, Gerhard Pfeil, Antje Windmann, Christoph Winterbach

INVESTIGATIVREPORTER Rafael Buschmann, Jürgen Dahlkamp, Gunther Latsch, Jörg Schmitt (investigativ-reporter@spiegel.de). Koordination SPIEGEL ONLINE: Jörg Diehl, Koordination SPIEGEL TV: Roman Lehberger

SONDERTHEMEN Leitung: Dr. Susanne Weingarten, Dr. Eva-Maria Schnurr (stellv.). **Redaktion:** Markus Deggerich, Uwe Klusmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel. **Autorin:** Marianne Wellershoff

KOORDINATION MEINUNG Markus Feldenkirchen, Christiane Hoffmann

SPIEGEL PLUS Alexander Neubacher

DEIN SPIEGEL Leitung: Detlef Hacke, Bettina Stiebel. **Redaktion:** Antonia Bauer, Claudia Beckschebe, Alexandra Schulz

Ein Impressum mit dem Verzeichnis der Namenskürzel aller Redakteure finden Sie unter www.spiegel.de/kuerzel

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Anke Jensen (stellv.)

Schlussredaktion: Gesine Block; Christian Albrecht, Gertred Alfeis, Ulrike Boßerhoff, Regine Brandt, Lutz Diedrichs, Bianca Honekühl, Ursula Junger, Dörte Karsten, Sylke Kruse, Christine Kuhlmann, Katharina Lüken, Stefan Moos, Reimer Nagel, Sandra Pietsch, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulin

Produktion: Petra Thormann, Reinhard Wilms; Kathrin Beyer, Michele Bruno, Sonja Friedmann, Linda Grimmecke, Petra Gronau, Ursula Overbeck, Britta Romberg, Martina Treumann, Rebecca von Hoff, Katrin Zabel

BILDREDAKTION Leitung: Michaela Herold, Claudia Jeczawitz (stellv.); Tinka Dietz, Sabine Dötting, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Elisabeth Kolb, Petra Konopka, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Anke Wellnitz
Mail: bildred@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. +1 917 3998184

GRAFIK UND MULTIMEDIA Leitung: Jens Radu. **Grafik-Team:** Cornelia Baumermann, Thomas Hammer; Ludger Bollen, Max Heber, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Plauter, Michael Walter. **Multimedia-Team:** Alexander Epp, Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

LAYOUT Leitung: Jens Kuppi, Reinhilde Wurst; Michael Abke, Lynn Dohrmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhufer, Kristian Heuer, Elsa Hundertmark, Louise Jessen, Nils Küppers, Annika Loebel, Leon Lothschütz, Sebastian Raulf, Florian Rauschenberger, Barbara Rödig

TITELBILD Leitung: Katja Kollmann, Johannes Unsel (stellv.); Suze Barrett, Iris Kuhlmann

REDAKTIONSVERTRETUNGEN

DEUTSCHLAND
BERLIN Alexanderufer 5, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft
Tel. 030 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft
Tel. 030 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Steffen Winter, Wallgäßchen 4, 01097 Dresden, Tel. 0351 26620-0, Fax 26620-20

DÜSSELDORF Frank Dohmen, Lukas Eberle, Fidelius Schmid, Jägerhofstraße 19–20, 40479 Düsseldorf, Tel. 0211 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Tim Bartz, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. 069 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. 0721 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Anna Clauß, Dinah Deckstein, Jan Friedmann, Martin Hesse, Rosental 10, 80331 München, Tel. 089 4545950, Fax 45459525

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND
BANGALORE Laura Höflinger, 811, 10th A Main Road, Suite No. 114, 1st Floor, Bangalore – 560 038

BOSTON Johann Grolle, 25 Gray Street, 02138 Cambridge, Massachusetts, Tel. +1 857 9197115

BRÜSSEL Peter Müller, rue Le Titien 28, 1000 Brüssel, Tel. +32 2 2306108, Fax 2311436

ISTANBUL Maximilian Popp, Tel. +90 5413971567

KAPSTADT Bartholomäus Grill, P. O. Box 15614, Vlaeberg 8018, Kapstadt, Tel. +27 21 4261191

KIEW Luteranska wul. 3, kw. 63, 01001 Kiew, Tel. +38 050 3839135

LONDON Jörg Schindler, 26 Hanbury Street, London E1 6QR, Tel. +44 203 4180610, Fax +44 207 0929055

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. +34 650652889

MOSKAU Christian Esch, Glasowskij Perulok Haus 7, Office 6, 19002 Moskau, Tel. +7 495 22849-61, Fax 22849-62

NEW YORK Philipp Oehmke, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. +1 212 2217583, Fax 3026258

PARIS Julia Amalia Heyer, 137 Rue Vieille du Temple, 75003 Paris, Tel. +33 1 58625120, Fax 42960822

PEKING Bernhard Zand, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. +86 10 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. +55 21 225-1204

ROM Walter Mayr, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. +39 06 6797522, Fax 6797968

SAN FRANCISCO Thomas Schulz, 1 Post Street, Suite 2750, San Francisco, CA 94104, Tel. +1 212 2217583

TEL AVIV P.O. Box 8387, ul. Waszyngtona 26, 03-912 Warschau, Tel. +48 22 6179295

TOKIO Dr. Wieland Wagner, Asagaya Minami 2-31-15 B, Suginami-ku, Tokio 166-0004, Tel. +81 3 6794 7828

WARSAU P.O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, 03-912 Warschau, Tel. +48 22 6179295

WASHINGTON Christoph Scheuermann, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. +1 202 3475222, Fax 3473194

DUKUMENTATION Leitung: Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Peter Wähle (stellv.); Zahra Akhgar, Dr. Susmita Arp, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Johannes Eltzschig, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Dr. André Geicke, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Kurt Jansson, Stefanie Kusch, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Rainer Lübbert, Sonja Maas, Nadine Markwald, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Claudia Niesen, Sandra Öfner, Dr. Vasilios Papadopoulos, Ulrike Preuß, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Meike Stapf, Rainer Stauchhammer, Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stadler, Rainer Szimm, Dr. Marc Theodor, Andrea Tholl, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller, Malte Zeller

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: André Patzold

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 72 vom 1. Januar 2018
Mediaunterlagen und Tarife: www.spiegel.media

Verantwortlich für Vertrieb: Stefan Buhr

Verantwortlich für Herstellung: Silke Kassuba

Druck: Stark Druck, Pforzheim
FSC MIX Papier FSC® C008208

VERLAGSLEITUNG Jesper Doub
GESCHÄFTSFÜHRUNG Thomas Hass

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
www.spiegel.de/leserbriefe, Fax: 040 3007-2966
Mail: leserbriefe@spiegel.de

Hinweise für Informanten

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung:
Post: DER SPIEGEL, c/o Investigativ, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Telefon: 040 3007-0, Stichwort „Investigativ“
Mail (Kontakt über Website): www.spiegel.de/investigativ
Unter dieser Adresse finden Sie auch eine Anleitung, wie Sie Ihre Informationen oder Dokumente durch eine PGP-Verschlüsselung geschützt an uns richten können. Der dazugehörige Fingerprint lautet:
6177 6456 98CE 38EF 21DE AAAA AD69 75A1 27FF 8ADC

Redaktioneller Leserservice

Post: 040 3007-3540 Fax: 040 3007-2966
Mail: leserservice@spiegel.de

Nachdruckrechte / Lizenzen für Texte, Fotos, Grafiken

Nachdruck und Speicherung in digitalen Medien nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags.
Für Deutschland, Österreich, Schweiz:
Mail: lizenzen@spiegel.de, Telefon: 040 3007-3540
Fax: 040 3007-2966
Für alle anderen Länder: The New York Times Syndicate
Mail: arlar.pargoni@nytimes.com, Telefon: +1 212 556-5118

Nachbestellungen SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN können unter www.amazon.de/spiegel versandkostenfrei innerhalb Deutschlands nachbestellt werden.

Historische Ausgaben Historische Magazine Bonn
www.spiegel-antiquariat.de Telefon: 0228 9296984

Abonnement für Blinde Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V. Telefon: 06421 606265
Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde
Telefon: 069 9551240

Abonnementspreise

Inland: 52 Ausgaben € 239,20
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 163,80
Auslandspreise unter www.spiegel.de/ausland
Mengenpreise auf Anfrage.

Der digitale SPIEGEL: 52 Ausgaben € 213,20 (der Anteil für das E-Paper beträgt € 187,20)
Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnentenservice Persönlich erreichbar
Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr, Sa. 10.00 – 18.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg
Telefon: 040 3007-2700 Fax: 040 3007-3070
Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an:
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg –
oder per Fax: 040 3007-3070, www.spiegel.de/abo

Ich bestelle den SPIEGEL

für € 4,60 pro gedruckte Ausgabe
 für € 4,10 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 3,60)

für € 0,50 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 0,49) zusätzlich zur gedruckten Ausgabe. Der Bezug ist zur nächsterreichbaren Ausgabe kündbar. Alle Preise inkl. MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung.
Hinweise zu den AGB und meinem Widerrufsrecht finde ich unter www.spiegel.de/agb

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP17-003, SD17-006
SD17-008 (Upgrade)

INTERNET www.spiegel.de
REDAKTIONS BLOG spiegel.de/spiegelblog
TWITTER [@derspiegel](https://twitter.com/derspiegel)
FACEBOOK facebook.com/derspiegel

DER SPIEGEL (USPS no 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Known Office of Publication: German Language Publications Inc, 153 S Dean St, Englewood NJ 07631, 1-855-457-6397. Periodicals postage is paid at Paramus NJ 07652. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631.



SVEN SIMON

ULRICH WEGENER, 88

Das Ideal des soldatischen Helden ist in Deutschland nach 1945 in Verruf geraten. Nur einmal noch wurde ein Uniformträger so gefeiert: Ulrich Wegener, Chef der Antiterrorereinheit GSG 9, der „Held von Mogadischu“. Wegener hatte in der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober 1977 mit seinem Kommando die in die somalische Hauptstadt entführte Lufthansa-Maschine „Landshut“ gestürmt, mehr als 80 Geiseln befreit und dabei mindestens einen der palästinensischen Terroristen selbst erschossen. Die Begeisterung fürs Militärische war dem Sohn eines Offiziers schon früh anezogen worden. 1929 in der brandenburgischen Garnisonsstadt Jüterbog geboren, wuchs Wegener in einer nationalkonservativen Familie auf. Mehrere Versuche, eine Laufbahn als Journalist einzuschlagen, scheiterten, so wurde auch Wegener Offizier. Nach seiner Flucht aus der DDR machte er ab 1958 beim Bundesgrenzschutz Karriere. Der Terroranschlag auf israelische Sportler bei den Olympischen Spielen 1972 führte zur Gründung der Elitetruppe GSG 9, deren erster Chef Wegener wurde. Bei seinem Abschied 1980 galt der GSG-9-Kommandeur weltweit als führender Experte für die Bekämpfung des Terrorismus. Er beriet Regierungen und betätigte sich auch publizistisch. Sein Versuch einer Ehrenrettung für die Wehrmachtsspezialdivision „Brandenburg“, die wegen ihrer Kriegsverbrechen berüchtigt war, setzte ihn scharfer Kritik aus. Den Deutschen wird er jedoch nicht mit seinen rechtskonservativen Überzeugungen in Erinnerung bleiben, sondern mit einer mutigen Tat: der Befreiung der „Landshut“. Ulrich Wegener starb am 28. Dezember. dy



ANDREW BURTON / GETTY IMAGES

ERICA GARNER, 27

Ihr Vater Eric Garner starb im Juli 2014 durch den Würgegriff eines Polizisten. Die Szene wurde gefilmt und sorgte international für Bestürzung. Elfmal keuchte der Afroamerikaner: „I can't breathe“, bevor er bewusstlos wurde. Der Polizist musste sich nie vor Gericht verantworten. Das Unrecht an ihrem Vater und das Versagen der Justiz machten Erica Garner zur Aktivistin. „Ich kann nicht atmen“ wurde zu ihrem Schlachtruf. Die gebürtige New Yorkerin machte es sich seitdem zur Aufgabe, gegen Polizeigewalt und Rassendiskriminierung zu kämpfen. Sie organisierte wöchentliche Märsche und wurde ein prominentes Gesicht der „Black Lives Matter“-Bewegung. Mit den 5,9 Millionen Dollar Schadensersatz, die ihre Familie von der Stadt New York erhielt, gründete sie die Garner Way Stiftung, die politische Bildung und künstlerischen Protest unterstützt. Im August kam ihr zweites Kind zur Welt, sie benannte es nach ihrem Vater Eric. Vorvergangene Woche erlitt sie einen Herzinfarkt, an dessen Folgen sie am 30. Dezember in New York starb. red

CARMEN FRANCO, 91

Fast jedes Jahr ließ sie sich am 20. November als Ehrengast von Tausenden Faschisten feiern: Carmen Franco, Tochter des spanischen Diktators Francisco Franco, war eine Galionsfigur der spanischen extremen Rechten, die den Todestag ihres Helden auch heute noch pompös begeht. Als einziges Kind des Mannes, der den Tod von mehr als 150 000 Menschen zu verantworten hat, wuchs sie



JULIUS BILD

zunächst in Kasernen, später im Pardo-Palast auf. Carmen soll nur einen Tag zur Schule gegangen sein, das Französischlernen daheim unterband ihr Vater, weil er die Sprache nicht verstand. Im Teenageralter verbrachte sie viel Zeit beim Jagen mit ihrem Papa, der sich als „Führer von Gottes Gnaden“ verstand, und noch mit 89 Jahren ging sie auf die Pirsch. Ihre Hochzeit mit dem Herzchirurgen Cristóbal Martínez-Bordiú wurde 1950 in dem verarmten Land als Staatsakt mit 800 Gästen zelebriert; das Paar bekam sieben Kinder. Martínez erwartete Gehorsam in der Ehe – und unterhielt so viele Affären, dass die spanische Klatschpresse den Überblick verlor. Die nach dem Tod ihres Vaters von König Juan Carlos zur Herzogin ernannte Franco war berühmt für ihren Stoizismus: Ihre Ehe habe Auf und Abs gehabt wie jede andere Ehe auch, ist ihr einziger überlieferter Kommentar. Ihr auf über 500 Millionen Euro geschätztes Vermögen könnte ihre Gemüts-

ruhe gestärkt haben. Eine Behandlung ihrer Krebserkrankung lehnte sie im Oktober ab: „Ich habe vor gar nichts Angst, auch nicht vorm Tod.“ Carmen Franco starb am 29. Dezember in Madrid. ks

ROBERT MANN, 97

Er wollte eigentlich Förster werden, in einem Nationalpark irgendwo in den Weiten Amerikas. Doch es kam anders. Obwohl seine Eltern mit Musik nicht viel anfangen konnten, schickten sie den Sohn zum Geigenunterricht. Er bekam ein Stipendium an der New Yorker Juilliard School und gewann einen Wettbewerb, dessen Preis ein Soloauftritt in der New Yorker Stadthalle war. Der Abend fiel auf ein denkbar ungünstiges Datum: Nur zwei Tage zuvor hatte die japanische Armee Pearl Harbor angegriffen, die Vereinigten Staaten traten in den Zweiten Weltkrieg ein. Kurz vor dem Konzert wurde ein Notalarm ausgelöst, es kamen fast keine Zuschauer, aber die Kritiker waren begeistert, und so begann Robert Manns Karriere. Nach dem Krieg gründete er mit einem weiteren Violinisten, einem Bratschisten und einem Cellisten das Juilliard String Quartet, benannt nach der berühmten Hochschule, auf der er gelernt hatte. 51 Jahre lang spielte Mann als erster Geiger, 1997 hatte er sein letztes Konzert mit dem Juilliard. Eine Solokarriere kam für ihn nie infrage, stattdessen begeisterte er sich für die subtile Arbeit zu viert. Robert Mann starb am 1. Januar in New York. xvc



ERIKA LARSEN / REDUX / LAIF

Die Königin in mir

Die am längsten amtierende Monarchin der Welt darzustellen kann für eine Schauspielerin Folgen haben. So wurde Helen Mirren, die Elizabeth II. in „The Queen“ (2006) verkörperte, von Prinz Charles zur Dame ernannt. Die britische Schauspielerin **Claire Foy**, 33, die in der Netflix-Serie „The Crown“ für zwei Staffeln Königin war, kann so etwas Spektakuläres bisher zwar nicht berichten, aber angenehme Auswirkungen sind durchaus zu verzeichnen: Foy, bisher weitgehend unbekannt, bekommt die schönsten Rollenangebote von den berühmtesten Regisseuren. Einer der ersten Jobs nach Abschluss der „Crown“-Dreharbeiten kam von Steven Soderbergh; im Moment filmt sie mit Damien Chazelle, dem oscarpreisgekrönten Regisseur von „La La Land“. Foy spielt in „First Man“ die Ehefrau des US-amerikanischen Astronauten Neil Armstrong, Janet. Bei den Vorbereitungen zum Dreh stellte sich heraus, wie sehr sie sich mit Königin Elizabeth II. identifiziert hatte. Ihr Sprechtrainer, so berichtet es Foy, sage immer wieder: „Stopp! Du sprichst wie die Queen, nur mit einem anderen Akzent.“ ks



EMMA MCINTYRE / BAFIA / CONTOUR BY GETTY IMAGES



DANIEL HOFER / LAIF

Fast ein Prophet

Neun Häftlinge haben es in den Tagen um den Jahreswechsel geschafft, aus der Berliner Justizvollzugsanstalt Plötzensee zu entkommen. Fast prophetisch mutet da ein Grußwort an, das Bundesjustizminister **Heiko Maas**, 51, für einen demnächst erscheinenden Bildband über deutsche

Gefängnisse verfasst hat. „Leider“, schreibt Maas, werde in öffentlichen Debatten zu wenig thematisiert, „wie wichtig ein guter Strafvollzug ist.“ Probleme wie „Überbelegung“ und „Personalmangel“ in Gefängnissen gefährdeten eine „angemessene Organisation und Ausstattung unseres Strafvollzugs“, warnt Maas. Der Band „Auf-

schluss – Deutsche Justizvollzugsanstalten“ der Fotografen Michael Belhadi und Michel Ptasinski erscheint im März – ob Maas dann noch immer oder schon wieder Justizminister einer Großen Koalition sein wird, ist derzeit genauso ungewiss wie die Frage, ob die entflohenen Häftlinge dann alle wieder in Plötzensee einsitzen. ama

Pop und Politik

Die neuseeländische Sängerin **Lorde**, 21, wurde mit einer ganzseitigen Anzeige in der „Washington Post“ des Antisemitismus bezichtigt. Die Veröffentlichung ist eine Reaktion auf Lordes Absage eines Konzerts in Tel Aviv,



GETTY IMAGES / AFP

wo sie im Juni auftreten wollte. Viele internationale Künstler, die in Israel ein Gastspiel planen, werden immer wieder mit Boykottaufrufen durch propalästinensische Aktivisten konfrontiert. Lorde erklärte, sie habe sowohl mit Israelis als auch mit Palästinensern gesprochen und halte es „im Moment für die beste Entscheidung“, nicht nach Tel Aviv zu kommen. Die Anzeige stammt von Rabbi Shmuley Boteach. Der orthodoxe Geistliche veröffentlicht regelmäßig Beiträge für die rechtspopulistische Internetpublikation Breitbart. In der Anzeige heißt es, Lorde und ihren „fanatischen Freunden“ müsse gesagt werden, dass im 21. Jahrhundert „kein Platz für Judenhass“ sei. ks

Außergewöhnlich mutig

Der in Berlin lebende russischstämmige Pianist **Igor Levit**, 30, erhält den mit 300 000 US-Dollar dotierten Gilmore Artist Award. Unter den wichtigen Musikpreisen der Welt ist die alle vier Jahre in den USA verliehene Auszeichnung besonders nobel. Ein Jahr lang beobachtet eine kleine Fachjury ein Feld von Kandidaten, die über ihre Nominierung nicht mal informiert sind, und entscheidet dann. Levit ist nicht nur für sein oft verwegenes Klavierspiel bekannt, sondern auch

für einen im klassischen Musikbetrieb außergewöhnlichen Mut zu politischen Bekenntnissen. So hat er vor seinen Zuhörern im Konzertsaal gegen Donald Trumps Politik gezürnt und seine Sorge über Europas Umgang mit Flüchtlingen geäußert. Neben Levits musikalischem Handwerk hat dieses Engagement offenbar auch die Juroren des Gilmore Artist Award beeindruckt. Levit selbst sagt, er trenne nicht zwischen Kunst und Politik und begreife den Preis als Ermutigung: „Ich werde einen Weg finden, das Preisgeld nicht egoistisch zu verwenden.“ hōb



GREGOR HOHENBERG / SONY CLASSICAL



DAVID BUT

Der Augenzeuge

„Nachhilfe für Manager“

In einem Mentoringprojekt des Kölner Europa-Instituts für Erfahrung und Management bekommen Manager von Abiturienten die digitale Welt erklärt. **David But**, 18, traf **Lars Kulik**, 53, den Vorstand der RWE Power AG. Der Schüler gab Tipps in Sachen Instagram, Chatrooms und Internetsicherheit.

„Als ich ins Büro von Herrn Kulik kam, fühlte ich mich etwas klein: viel Leder, Panoramafenster, toller Ausblick über Köln. Herr Kulik war dann aber recht locker, das hätte ich nicht gedacht von einem so hohen Tier. Er löcherte mich mit Fragen: Wie kann seine Firma in den sozialen Medien gut rüberkommen? Was kann er tun, damit sich Jugendliche bei RWE bewerben? Wie erfährt er, was andere im Netz über sein Unternehmen posten?“

Unser Projekt gibt es seit drei Monaten, es geht darum, den Managern ein wenig digitale Nachhilfe zu geben. Manche wollen von uns wissen, was man bei einem Shitstorm macht, anderen erklären wir, was ein Bitcoin ist. Wir Mentoren gehen in die zwölfte Klasse des Dreikönigsgymnasiums in Köln, wir haben Informatik als Leistungskurs. Ich bin quasi den ganzen Tag in sozialen Medien unterwegs, daher hat es mich überrascht, als ich dort wenig vom RWE-Konzern gefunden habe. Ich empfahl Herrn Kulik, einen Instagramkanal für die RWE Power AG zu starten. Ich erklärte ihm, was ein Hashtag ist, dass man damit seine Posts mit Themenbereichen versehen kann. Ich schlug vor, dass seine Firma Bilder veröffentlicht, die nicht nur die Fassade des Unternehmens zeigen, sondern die Art, wie dort gearbeitet wird, und was im Inneren passiert. Wer Aufmerksamkeit möchte, muss Einblicke zulassen, darum habe ich bei meinem Besuch auch gleich ein Selfie von uns gemacht.

Die Kommunikation unter den Kollegen läuft bei RWE vor allem über E-Mails und Telefon. Ich schlug Herrn Kulik vor, einen Chatroom einzurichten, in dem sich Mitarbeiter Textnachrichten schicken. Er meinte, dass er sich das alles durch den Kopf gehen lassen wolle, doch er habe auch Bedenken: Was, wenn interne Chats ausspioniert werden? Ich sagte: Eine hundertprozentige Sicherheit gibt es nicht. Trotzdem, die Digitalisierung bringt mehr Nutzen als Schaden. Sie kann Firmen nach innen schneller und direkter machen, nach außen sichtbarer und globaler. In den kommenden Wochen besuchen meine Klassenkameraden Porsche und Airbus.“

Aufgezeichnet von Lukas Eberle



„Der Charme des Artikels besteht darin, dass Sie die Hürden nicht zu niedrig und nicht zu hoch legen. Perfekt zum Motivieren und Anwenden.“

Oliver Dietrich, Mönchengladbach

Da dreht sich das Karussell

Nr. 1/2018 Gesundes Neues! Bewegen, gut essen, entspannen: Der Masterplan für ein viel längeres Leben

Wie gut und richtig, dass der SPIEGEL regelmäßig die „Heilkraft der Bewegung“ thematisiert! Leider haben Sie versäumt, darauf hinzuweisen, dass ein Übermaß an Salzkonsum die Gesundheit beeinträchtigt. So wenig relevant die Zusammensetzung der Nahrung sein mag, so bedeutsam ist es, darauf zu achten, die aufgenommene Salzmenge auf etwa sechs Gramm pro Tag zu begrenzen.

Ingo Budde, Achim (Nieders.)

Statistiken verlängern kein Leben.

Wolfgang Gebhardt, Soltau (Nieders.)

Regelmäßige Bewegung, richtige Ernährung und gekonnte Entspannung, damit könne man 17 Jahre länger leben – dieser Ansatz ist zu stark auf das Individuum fokussiert. Wenn nur 20 Prozent unserer Gesundheit durch die Gene vorbestimmt sind, aber 30 durch unsere Umwelt und sogar 50 durch unsere Lebensweise, darf man nicht vergessen, dass Umwelt und Lebensweise vor allem durch die Gesellschaft mitbestimmt werden. Wer einen unzureichenden Zugang zu Bildung hat, zur armen Unterschicht mit einem ausbeuterischen Arbeitsplatz gehört und in einer verschmutzten Umgebung lebt, kann sich noch so sehr abstrampeln, er wird früher sterben.

Prof. Dr. Hans Bloss, Sportwissenschaftler, Ettlingen (Bad.-Württ.)

Da dreht es sich wieder, das Karussell der Halbwahrheiten und Plattitüden um die Optimierbarkeit der eigenen Lebenszeit. Die unkritische Darstellung hat mich enttäuscht. Ebenso enttäuscht bin ich, dass sich studierte Menschen, die es in meinen Augen als Mediziner besser wissen sollten, immer wieder dafür hergeben, all diese ständig neuen Trends als allein selig machend zu unterstützen.

Gabriele Jakob-Stoffel, Weinheim (Bad.-Württ.)

Alljährlich die mehr oder minder gleichen Vorsätze für das neue Jahr. Viele planen, Sport zu treiben und sich ausgewogen zu ernähren. Tritt nicht kurzfristig der Erfolg ein, folgt zwangsläufig der Rückfall in alte Verhaltensmuster, einhergehend mit dem Jo-Jo-Effekt. Die Gewinner sind immer die Ärzte und die Pharmaindustrie. Die Verschreibungswut kennt keine Grenzen. Jetzt müssen umgehend medikamentöses Cholesterin, Harnsäure und Blutdruck in

den von der Medizin gewünschten Referenzbereich gebracht werden. Leidtragende sind die Patienten selbst – und die durch die Kosten ächzenden Krankenkassen.

Horst Winkler, Herne (NRW)

Vielen Dank für die lebensverlängernden Vorschläge. Den wichtigsten Tipp haben Sie allerdings vergessen: guter Sex!

Reinhard Metzger, Reutlingen (Bad.-Württ.)



LEMRICH / DER SPIEGEL

Mein Tipp für ein nachweislich verlängertes Leben: Lesen Sie diesen Artikel nicht, und Sie sparen 20 Minuten Lebenszeit, die Sie ja dann, wenn benötigt, dranhängen können. Geht doch! Auch ohne Joggen am Neujahrstag.

Karl Giebeler, Blaustein (Bad.-Württ.)

Ist das gerecht?

Nr. 52/2017 Sachsen-Anhalts Kultusminister Marco Tullner erklärt die bisherige Inklusion für gescheitert

Herr Tullner hat sicherlich recht, dass die Rahmenbedingungen für Inklusion an unseren Schulen nicht stimmen. Deshalb die Forderung zu stellen, das System Förderschulen wieder zu stärken, ist allerdings provokativ. Wäre die Inklusion mit klaren inhaltlichen Konzepten und entsprechenden organisatorischen Rahmenbedingungen von den Politikern konsequent durchgesetzt und überzeugt vertreten worden, wäre das für das gesamte Bildungssystem in Deutschland sehr positiv, und zwar für alle Kinder. Deshalb sollten die immer noch gigantischen Finanzmittel für Förderschulen und Sonderkindergärten lieber in gute Rahmenbedingungen für die Inklusion investiert werden.

Stefan Engeln, Nürnberg

Kinder und Jugendliche, die in der Schule Vielfalt positiv erleben, die sich am Schulleben aktiv beteiligen können, sind gut ge-

rüstet für die Anforderungen der heutigen Zeit. Die Frage ist nur, ob Bildung, die Gleichheit und Gerechtigkeit zum Ausgangspunkt macht, eine gemeinsame, nationale Idee sein und auch mehr kosten darf. Ansonsten bleibt das Bildungssystem von der jeweiligen politischen Konstellation in den einzelnen Ländern abhängig. Ist das gerecht?

Birte Derner, Fockbek (Schl.-Holst.)

Es ist bedauerlich, dass in einzelnen Bundesländern wie Sachsen-Anhalt und Nordrhein-Westfalen bei der schulischen Inklusion offenbar rückwärtsgerichtet gedacht und gehandelt wird. In Hamburg haben wir aktuell mit der Volksinitiative „Gute Inklusion für Hamburgs SchülerInnen“ nach harten Verhandlungen mit dem von SPD und Grünen regierten Senat ein dreistelliges Millionenpaket als Ergebnis erzielt. Wenn unsere Kinder nach erfolgreichem Schulabschluss einen Ausbildungsplatz und später einen Job erhalten, stärkt dies die Sozialsysteme. Es wäre wünschenswert, dass auch andere Bundesländer Hamburg folgen und intensiv in Bildung und Inklusion investieren.

Maik Findeisen, Hamburg

Sinnloser Lärm

Nr. 52/2017 Böller verpesten die Luft mit Feinstaub – warum Politiker sich trotzdem scheuen, sie zu verbieten

Bravo, Karl Lauterbach! Endlich mal einer, der sich was traut. Bei uns bleiben schon immer die Fenster und Türen zu. Vorher wird noch mal durchgelüftet, denn bis zum Neujahrsmorgen stinkt draußen die Luft. Warum schließen sich die Parteien nicht alle zusammen? Ist es nicht womöglich eine Minderheit, die solche Belastungen einer Mehrheit von gesundheitlich Beeinträchtigten, Kleinkindern und darüber hinaus den vielen Haustieren zumutet? Wenn der Staat die Gesundheit seiner Bürger nicht mit Verboten schützen kann, dann sollte er es hier doch wenigstens mit saftigen Steuern und strengen Schadstoffgrenzwerten tun.

Johannes Zink, Norderstedt (Schl.-Holst.)

Was Sie und Karl Lauterbach treffsicher auf den Punkt bringen, hat mit Tradition und Brauchtum schon lange nichts mehr zu tun. Der Böllerwahnsinn zu Silvester reiht sich nahtlos an den unsäglichen Osterfeuerwahnsinn und den Geschwindigkeitswahnsinn auf unseren Autobahnen ein.



Leuchtraketen über München

PETER KNEFFEL / PICTURE ALLIANCE / DPA

Von einer Gesellschaft, welche von Ego-manen geprägt wird, kann man keine Einsicht erwarten. Leider knickt Herr Lauterbach resümierend ein, wenn er immer noch über die Feinstaubgefahr „nur“ aufklären will. Vielmehr schaffen wie beim Nichtraucherschutz nur Verbote und Sanktionen Abhilfe.

Wolfgang Emil Focke, Berne (Nieders.)

Es ist mir völlig unverständlich, dass eine Stadt wie Hannover Umweltzonen einrichtet, andererseits aber Großveranstaltungen wie den „Internationalen Feuerwerkswettbewerb“ durchführt. Nach Veranstaltungsende müssen Tausende Menschen dicke Feinstaubschwaden durchqueren, die auch Unbeteiligte belasten.

Konrad Brünjes, Herzberg am Harz (Nieders.)

Ich bin froh, dass dieses leidige Thema endlich mal gebührend aufgearbeitet wird – wenn auch leider nur unvollständig. Warum denkt denn keiner an all die Menschen, die dieser sinnlose Lärm in Angstzustände versetzt? Warum denkt keiner an die vielen Haustiere, die sich stundenlang in Lebensgefahr fühlen? Ich finde es toll, in einer liberalen Gesellschaft zu leben, aber alles, was einen großen Teil unserer Mitlebewesen schädigt, hat nichts in meinem Umfeld verloren. Warum traut sich kein Politiker an ein Verbot? Oder macht das Zeug so teuer, dass es keiner mehr kauft?

Axel Goos, Bischofsheim (Hessen)

Weil's den Papst halt stört

Nr. 52/2017 Kolumne: Der schwarze Kanal

Schon die Überschrift „Erlöse uns von dem Bösen!“ ist falsch. Papst Franziskus geht es in seiner Einlassung zum Vaterunser um die Versuchung, nicht um das Böse. Es ist an der Zeit, dass man falsch erkannte Formulierungen als solche benennt und dann ändert. Auch Traditionen müssen manchmal verändert werden.

Wolfgang Weyrich, Velbert (NRW)

Den Papst mit Präsident Trump zu vergleichen, indem man ihm eine Selbstinszenierung als Outsider und Anbiederung an die Massen vorwirft, darauf muss man erst ein-

mal kommen. Das mutige Handeln des Papstes ist eben keine bloße Verachtung des Dekorums der Institutionen – als wäre das ein Wert an sich –, sondern eine längst fällige Neuorientierung der katholischen Kirche. Wer erlöst uns in Zukunft von solch bösartigen Unterstellungen?

Horst Heuberger, Wakendorf I (Schl.-Holst.)

Schon in den Achtzigerjahren hat der jüdische Religionsphilosoph Pinchas Lapide gezeigt: Im Urtext von „... führe uns nicht in Versuchung“ bittet Jesus Gott um innere Widerstandskraft. Also: „Lass mich nicht der Versuchung unterliegen.“ Diese Deutung erhärtet der Jakobusbrief unmissverständlich: „Niemand sage, wenn er versucht wird: Ich werde von Gott versucht. Denn Gott kann nicht versucht werden vom Bösen, er selbst aber versucht niemand.“ Papst Franziskus hat somit eine längst fällige Richtigstellung durchgeführt und keine eigenmächtige Handlung. Weil's ihn halt stört.

Elisabeth Hollweck, Regensburg

Ihre wörtliche Deutung wichtiger Stellen im Alten Testament, Herr Fleischhauer, ist schon lange nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Ich empfehle Ihnen das Buch „Die Bibel für kluge Kinder und ihre Eltern“.

Gerd Lassak-Baumann, Rottweil

Preisanstieg überfällig

Nr. 52/2017 Der Boom des Handwerks und seine Schattenseiten

Ich hatte die üblichen Tiraden über den unzuverlässigen und überteuerten Pflugscher erwartet – und wurde positiv überrascht. Vor allem die Schlussfolgerung, man sollte den Boom für Investitionen in die Digitalisierung nutzen, ist bemerkenswert. Das Anziehen der Preise für qualitativ hochwertige Handwerksarbeit war schon sehr lange überfällig. Einige Unternehmer haben das leider immer noch nicht bemerkt und kalkulieren mit Stundensätzen, die keine vernünftige Bezahlung der Mitarbeiter ermöglichen. Den Fachkräftemangel kann man bekämpfen, indem man Azubis und Mitarbeitern auf Augenhöhe begegnet. Feedback, Mitgestaltung und Wertschätzung sind im Handwerk leider oft Mangelware. Bei vielen jungen Men-



Klinkersteine auf einer Baustelle

NORBERT ENKER / LAIF

schen steht der Spaß am Beruf an erster Stelle. Davon könnte das Handwerk wie kein anderer Wirtschaftszweig profitieren. Schließlich schöpfen wir täglich eine tiefe Befriedigung aus dem sichtbaren Ergebnis unserer Arbeit.

Friedrich Gilhaus, Tischlermeister, Jork (Nieders.)

Ein Vergleich des Bauhandwerks mit der Autoindustrie hinkt gewaltig, denn solange sich der Konsument nicht zu schade ist, einen dreistelligen Stundenlohn für die Reparatur oder gar für das Tuning seines ach so heiligen Autos zu bezahlen, aber empört ist, wenn der Dachdecker für das Ausflicken seines Daches die Hälfte davon nimmt, werden sich keine jungen, gescheiterten und engagierten Leute dafür begeistern lassen, sich für prekäre Arbeitsverträge körperlich zu verschleißen.

Frank Schulte, Goslar

Drei Jahre zu spät

Nr. 52/2017 Christoph Scheuermann besucht seinen Großcousin in Venezuela, der von deutschen Behörden seit über 20 Jahren als Terrorverdächtiger verfolgt wird

Dieser Mensch hat mir und meinem inzwischen verstorbenen Lebenspartner jeden Urlaub vermässelt. Mein Lebenspartner



ILLUSTRATION: MICHAEL WEISSNER FÜR DEN SPIEGEL

Flüchtiger Ex-Linksradikaler Thomas Walter

hieß ebenfalls Thomas Walter, ist geboren am 18. April 1962 in Salzgitter. Der andere in Baden-Baden. In Rom wurden wir aufgrund dieser Umstände verhaftet. Auf ein Visum für einen Urlaub in Australien haben wir mehr als ein Jahr lang gewartet. Im Baskenland saß mein Partner zwei Tage lang im Gefängnis. Und all das wegen dieses Menschen. Wir haben alles versucht, um diesen Umstand mit Interpol zu klären oder mit den Polizeibehörden. Leider kommt der Artikel drei Jahre zu spät, da mein Lebenspartner im Jahr 2015 verstorben ist. Vielleicht sollten Menschen wie der in Baden-Baden geborene Thomas Walter überlegen, was sie anderen Menschen antun mit ihrem Handeln.

Joerg Kornmayer, Stuttgart

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe (leserbriefe@spiegel.de) gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter www.spiegel.de zu archivieren.

Aus der „Süddeutschen Zeitung“:
„Auch über den mutmaßlichen
Täter wissen die Behörden einiges –
vieles aber bleibt im Wagen.“

Trotz Krankheit: Die meisten Züge im Sauerland fahren wieder

Von Wdr.de

Von Mannheim24.de: „Sein Führer-
schein wird einbehalten und ermittelt
nun wegen Straßengefährdung.“

Harfenistin gibt Konzert besondere Nöte

Aus der „Glocke“

Aus der „Ostsee-Zeitung“: „Sogar eine
schwarze Frauensocke ist kostspieliger
als das Herrenmodell – und die paar Zen-
timeter mehr an Fußlänge dürften den
höheren Preis sicher nicht rechtfertigen.“

Das an Heiligabend von einem unbekanntem Mann in Kempten verbrannte Tier war doch kein Hund – sondern ein Hund

Von Bild.de

Der „hallo Anzeiger“ für Gehrden und
Ronnenberg über die Einweihung einer
Informationstafel: „Heimatbund und Bür-
germeisterin lassen die Hüllen fallen.“



Schild vor einem Lokal in Wetzlar

Volleyball-Bundestrainer Felix Koslowski
in der „Deggendorfer Zeitung“:
„Es passieren immer noch viele dumme
Fehler, aber das werde ich als typische
Zeichen fehlender Unerfahrenheit.“

DER SPIEGEL

Geschichte

Jetzt im
Handel



www.spiegel-geschichte.de

► Auch als App für iPad, Android
sowie für PC/Mac. Hier testen:
spiegel-geschichte.de/digital

Lesen Sie in diesem Heft:

Urgemeinde

Die ersten Missionare

Glaubenskriege

Passen Religion und
Gewalt zusammen?

Russland

Wie die orthodoxe
Kirche ein Imperium
prägte

Zitate

Die „New York Times“ zum Gastbeitrag
des Vizekanzlers Sigmar Gabriel (SPD)
„Sehnsucht nach Heimat“ (Nr. 51/2017):

Bei der letzten Bundestagswahl sahen
Millionen wütender Links-Wähler an Or-
ten wie dem Ruhrgebiet ... einen Staat,
der viel Geld für andere hatte, aber nicht
für sie ... Sigmar Gabriel, ... der Vize-
kanzler bleibt, bis eine neue Regierung
steht, scheint das zu kapiieren. In einem
SPIEGEL-Essay schrieb er, dass die Notla-
ge der Demokraten in den USA zeige,
„wie gefährlich diese Konzentration auf
die Themen der Postmoderne sein kann“,
und fügte hinzu: „Wer die Arbeiter des
Rust Belt verliert, dem werden die
Hipster in Kalifornien auch nicht mehr
helfen.“

Die „Zeit“ über das Buch von SPIEGEL-
Redakteur Volker Weidermann:
„Träumer. Als die Dichter die Macht
übernahmen“ (Kiepenheuer & Witsch,
Köln; 288 Seiten; 22 Euro):

Diese sechs chaotischen, hoffnungs-
vollen, gespenstischen Monate
(1918/1919 –Red.) sind ziemlich vergessen
... „Träumer“ nennt der Literaturkritiker
des SPIEGEL Volker Weidermann sein
Buch über die Zeit, als die Dichter die
Macht übernahmen, und es klingt in
diesem Titel recht präzise die Doppel-
deutigkeit von Weltfremdheit und künst-
lerischem Möglichkeitssinn an, die die
Protagonisten auszeichnet. Kühnes und
Verrücktes hatte man auf dem Programm,
so gut wie nichts von den fiebrigen Pro-
klamationen der Räterepublik ... konnte
allerdings umgesetzt werden. Weider-
mann gelingt es, den lustigen Aberwitz,
die haarsträubende Unprofessionalität,
den eitlen Aktionismus der Revolutionä-
re zu entfalten, ohne sie der Lächerlich-
keit preiszugeben.

Der SPIEGEL berichtete ...

... in Nr. 5/2016 „Verschwendung?“ über
ein Verfahren per Scanner und einer
Software in der Stasiunterlagenbehörde,
mit dem zerrissene Akten automatisiert
zusammengesetzt werden sollten:

Der Bundesrechnungshof hatte moniert,
es bestehe „keine verlässliche Perspek-
tive, mit der vorhandenen Technologie
den Gesamtbestand der zerrissenen Un-
terlagen in absehbarer Zeit und zu über-
schaubaren Kosten wiederherzustellen“.
Der Bundesbeauftragte für die Stasiun-
terlagen, Roland Jahn, hat das Verfahren
jetzt bis auf Weiteres gestoppt.

Wir sind vor Ort, Stadt, Kiez und Dorf.

Die Menschen in unserem Land können viel mehr, als sie manchmal glauben. Das wird besonders deutlich, wenn sich viele zusammenschließen, um für eine Sache einzustehen. Dann stehen die Chancen gleich viel besser. Mindestens doppelt, manchmal sogar 82 Millionen Mal so gut. Deshalb gehen wir auch nicht zu weit, wenn wir behaupten: Kein Schritt ist zu groß, wenn ihn alle **gemeinsam** gehen. Mit dem Mut, Neues zu wagen, und dem Willen, Großes zu leisten, läuft einfach alles. Das erleben wir Tag für Tag als Sparkassen-Gruppe, die für über 50 Millionen Kunden da ist. Und da und da: Überall im Land packen wir gern mit an. So stehen wir mehr als drei Millionen **Mittelständlern** zur Seite. Und helfen ihnen dabei, nicht nur so mittel, sondern spitze zu sein. Und weil selbst der einen Partner braucht, der sein eigenes Ding machen will, begleiten wir jährlich gut 10.000 **Existenzgründer** in die Zukunft. Auf die **Zukunft** ist auch die Wirtschaft in unseren **Regionen** vorbereitet, weshalb der Wirtschaftsmotor auch morgen und übermorgen brummen wird. Dafür engagieren wir uns in den hintersten und vordersten Winkeln des Landes, die wir wie kein Zweiter kennen. Schließlich arbeiten und leben wir dort selbst. Und weil unser Leben nicht nur Arbeit, Arbeit, Arbeit, sondern auch Freude, Glück und Füreinander-da-Sein bedeutet, unterstützen wir mit über 700 regionalen **Stiftungen** Kunst, Kultur und Soziales. Auch da, wo längst nicht alle hinschauen und andere sich lange verabschiedet haben. Für uns hingegen gab es nie einen Grund, klein beizugeben. Sondern groß! Dafür sorgen unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die sich mit Leidenschaft für die Gemeinschaft einsetzen. Und mit mehr als **450 Millionen Euro** pro Jahr setzen wir da gern noch einen drauf. All das tun wir nicht, weil es sich gut im Geschäftsbericht macht. Wir tun es aus Überzeugung. Seit unserer Gründung vor über 200 Jahren bestärken wir alle Menschen, als Teil einer starken Gemeinschaft über sich hinauszuwachsen. Denn viel wichtiger als Rekordüberschüsse sind uns Gemeinschaftsrekorde. Mit uns als Förderer verwandeln zehntausende **Vereine** große Ziele nicht selten in noch größere Pokale. Was uns all das bringt? Nach vorn! Denn nur gemeinsam sind wir allem gewachsen und damit auch den kleinen und großen Herausforderungen, die Digitalisierung und Globalisierung mit sich bringen. Uns allen wird alles glücken, wenn jeder mitmacht. Warum nicht auch Sie? Erleben Sie, dass Gemeinschaftssinn nicht nur sinnvoll ist, sondern auch glücklich macht – vor Ort, Stadt, Kiez und Dorf. Und vor dem Bildschirm:
www.allemgewachsen.de

Gemeinsam #AllemGewachsen

TEAM



Top Partner





Begegnen Sie Menschen
und ihrer Kultur

Kataloge:
00 800/24 01 24 01
www.studiosus.com

Intensiverleben

Studiosus